Heinrich Stieglitz.

Heinrich Stieglitz.

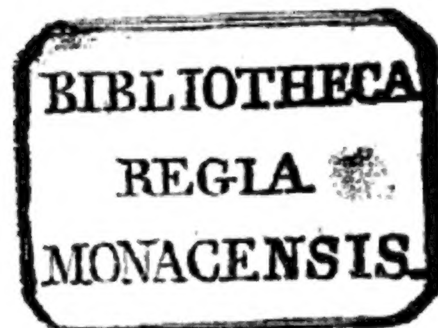
Eine Selbstbiographie.

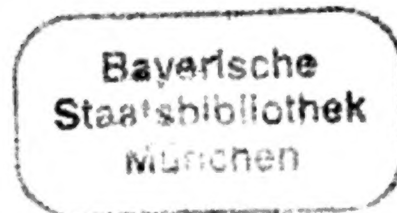
Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben

von

L. Curtze.

Gotha,
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1865.





Vorwort.

Die vor zwanzig Jahren vom Dichter Heinrich Stieglitz abgefaßte Selbstbiographie hat aus verschiedenen Gründen eine längere Zeit in meinem Pulte geruht. Da sie vom Verfasser zur Veröffentlichung bestimmt war, so durfte schon aus Pietätsrücksichten der Druck derselben nicht unterbleiben. Wir hoffen aber, daß sie desselben auch ihres Inhalts wegen überall nicht unwerth befunden wird. Wenn den Selbstbiographieen nur das Gepräge der Wahrheit Werth verleiht, so wird dasselbe hier Niemand vermissen. Das Leben von Stieglitz insbesondere aber bietet in seiner Art so ganz eigenthümliche Beziehungen und Verhältnisse dar, daß nothwendig er selbst darüber gehört werden muß. Die Schilderung all jener unheimlichen Situationen und Gemüthszustände, welche der tragischen Katastrophe, die dem Dichter eine traurige Berühmtheit verschafft hat, vorangingen, wie derjenigen, welche ihr folgten, ist in der That meisterlich und sehr ergreifend und in psychologischer Hinsicht von größtem Interesse. Gestehen wir ihm nun gerne zu, daß Alles dies mit Meisterhand zur Darstellung gebracht ist, so

bleibt es doch sehr zweifelhaft, ob es ihm gelungen ist, Allen seine subjective Anschauung von der That der Charlotte zur Ueberzeugung zu bringen. Wir glauben vielmehr, daß Viele in ihr mit dem Prediger Jonas nur eine Verirrung des krankhaften Gemüthes zu erblicken vermögen. Wie dem aber auch sei, das in diesen Blättern uns erschlossene Menschenleben bietet auch sonst so viele interessante Mittheilungen über Menschen und Lokalitäten, daß an einer günstigen Aufnahme Seitens des Publikums wohl nicht zu zweifeln ist.

Die von mir beigefügten Anmerkungen sollen theilweise zur Erläuterung und Ergänzung des im Texte Gebotenen dienen; namentlich aber sollte durch die kritischen Nachweisungen über die literarischen Leistungen von Stieglitz festgestellt werden, in wie weit es ihm nach den Urtheilen der Kritik gelungen sei, das Ziel zu erreichen, welches er sich als „die Aufgabe seines Lebens" gestellt hatte. Daß diese Nachweisungen von mir durchaus objectiv hingestellt und mit einer gewissen Sorgfalt wo möglich vollständig gegeben seien, wird jeder unbefangen Urtheilende gern zugestehen wollen.

Corbach, im August 1865.

L. Curtze.

Inhalt.



Erstes Buch.

Erste Jugendzeit bis zur Universität.

Arolsen. Gotha.

1801—1820.

Erstes Buch.

Wir haben Vorrath am Muthe.
J. G. Fichte.

Im Kirchenbuche zu Arolsen, dem Residenzstädtchen unseres Waldeckerländchens, steht verzeichnet, ich sei geboren am 22. Februar 1801 [1]) an einem Sonntage Mittags um zwölf Uhr in demselben Augenblicke, wo nach beendeter Andacht die Kirchgänger eben unter Glockenklang nach Hause gingen. Gläubige Gemüther haben mit diesem Zusammentreffen glückliche Vorbedeutungen verknüpft und meinen guten Eltern ein besonders günstiges Prognostikon für ihren Erstgeborenen, das neue Sonntagskind, gestellt.

Der Gedanke an meine Kindheit wird mich stets mit liebender Erinnerung des reinen Glückes und der edlen Freiheit begleiten, die ich unter Leitung meiner Eltern in dem mit Gütern gesegneten, heiterer Geselligkeit offenen Vaterhause genossen. Wollte ich Alles aufzeichnen, was seit dem ersten Keimen und Entfal-

ten des erwachenden Bewußtseins sich aus dem Spiegel der Vergangenheit auftauchend mir entgegendrängt, ich würde kein Ende finden. Denn in jener harmlos glückseligen Zeit hat auch das Geringfügigste einen unendlichen Werth, und in unsern nächsten Umgebungen spiegelt sich bedeutungsvoll die ganze Welt. Wie aus dem Jugendmorgen glücklich begabter Völker eine Fülle von Göttern und gottverwandten Gestalten hervorblüht, die aus der sinnlichen Erscheinung immer neue Nahrung saugen, so ist auch die kindliche Phantasie des Einzelnen geschäftig, in gläubiger Hingebung aus Menschen, Blumen, Bäumen, Sternen und Wolken, der Verbrüderung des Himmels und der Erde und dem wunderbaren Wechselspiel der Elemente in immer regem Ineinanderweben von Wirklichkeit und Traum sich eine Welt der Ideale zu erschaffen. Diese Welt von kleinen unermeßlichen Freuden und süßen Reizen unendlicher, oft eingebildeter Schmerzen vermag selbst in den glücklichsten Stunden des spätern Lebens die Brust mit namenlosem Heimweh zu erfüllen wie nach einem verlornen Paradiese. Und dieses Eden nahe der Eingangspforte unseres Lebens ist nicht etwa Erzeugniß der Phantasie; es hat seine tiefe Wahrheit in der neidenswerthen Empfänglichkeit des Kinderherzens für jeden Eindruck, in der frischen Auffassung des Kinderauges für jede Erscheinung, und nur die Liebe, wenn sie als heilige Macht in das spätere Leben dringt, erzeugt mit freilich unendlich erhöheter Gewalt einen ähnlichen Zustand, die edelste Vergöttlichung des Ir-

dischen. Auch was die Poesie an herrlichsten Erzeugnissen geschaffen, ist nur ein Spiegeln der Welt in dem mächtiger und tiefer wordenen Kinderauge.

Dem in einer Bergheimath Erwachsenden reiht sich zu allem diesem noch die Ahnungsfülle, die seine Blicke sehnsuchtsvoll über die den Horizont abschließenden Höhen hinüberschweifen läßt, während doch ein unnennbares Etwas, vereint der mannigfachen Schönheit vertraut gewordener Umgebung und den täglich sich erneuenden Eindrücken in Bild und Klang, ihn an den theuren Mutterboden fesselt und im Geiste immer wieder dahin zurückzieht.

Es wird mir schwer so Manches abzuweisen, was nicht etwa nur in diesem Augenblick unmittelbaren Zurückwiegens in die Tage der Kindheit sich mir vergegenwärtigt, sondern oft ganz unwillkührlich mitten unter andern Beschäftigungen und Gedanken geltend macht. Aber alles dieses hat zu innigen Zusammenhang mit einer Kette unabtrennbarer Töne, um nur in Umrissen und Andeutungen wiedergegeben zu werden; und ausgeführt würde, wie das so leicht bei Darstellung der eigenen Kindheit geschieht und Vielen begegnet ist, dem draußen Stehenden gar Mancherlei kleinlich und unbedeutend erscheinen, was in der Seele des Darstellers doch mit vollem Rechte unendlichen Werth hat und in geheimer, aber kaum nachweisbarer Verbindung steht mit späteren bedeutungsvolleren Ereignissen. Ihm selber unbewußt, manchmal nur in traumhaftem Ahnen, wiederholt sich in dem späteren

Leben des gereiften Mannes ein Gedanke, eine That, die ihm als fernes Ziel in früher Kindheit vorgeschwebt, und geisterhaft durchklingen ihn dann Töne wie aus einem andern fernen Reiche. Auch in den Darstellungen des Dichters bebt nicht selten ein Akkord, dessen Grundtöne herüberzittern aus den ersten Melodien ahnungsvoller Kindheit — ein zum Hymnus erwachsenes Lallen aus dem Allerheiligsten des Lebens.

Was ich nicht unerwähnt lassen kann, ist die anspruchslose Einfachheit, in welcher unsere guten Eltern ungeachtet damals hohen Wohlstandes uns erzogen — eine unerschöpfliche Mitgift für das ganze spätere Leben. Meines Vaters unverbrüchlicher Grundsatz: „Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Berechtigung zum wahren Glücke", hat meine Schwester Emilie und mich, die Uebriggebliebenen von vier Geschwistern, als nie genug zu schätzender Talisman treulich durch alle Lagen begleitet und sich besonders kräftig an der einer praktischen Richtung sich zuwendenden Schwester bewährt, während in mir schon frühe der Drang sich geltend machte, nur in geistiger Errungenschaft mich befriedigt zu fühlen — der Quellborn meiner reichsten Freuden und meiner tiefsten Schmerzen.

Wie sehr uns auch ein Kreis von zutraulich umfangenden Gestalten umgab an Freunden und Verwandten, die Eltern blieben immer unsere nächsten, innigsten Freunde, und es waltete zu ihnen das Verhältniß unbedingter Offenheit und hingebendsten Ver-

trauens. Des Vaters Temperament war mehr ein ruhig beschauliches, das der Mutter von äußerster Lebhaftigkeit und wie vom Südhauche durchweht. Wenn ihr geliebtes Bild mir später nach Entfernung von der Heimath öfters unwillkührlich beim Klange lebendig reger Melodien auftauchte, so kann ich meines Vaters, dieses durch und durch menschenfreundlich gesinnten und nur allzusehr der Redlichkeit Aller vertrauenden Mannes, heute noch nicht gedenken, ohne daß mit seinem Bilde zugleich der Klang der Worte mir in der Seele lebt, die er an einem schönen Mondabend in unserem Garten mir als Lebensregel anempfehlend in seiner milden Freundlichkeit so lange vorsprach, bis ich sie behielt:

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen
u. s. w. [2])

Ich glaube, daß die vertrauensvolle Zuneigung, die ich für Streckfuß, den Dichter dieser Worte, bei persönlichem Bekanntwerden empfunden, vornehmlich erwachsen ist aus der Vermischung seines Bildes mit dem meines Vaters, deren Ursache doch wohl in jener unverlöschlichen Erinnerung. Und ich weiß sehr wohl, wie stärkend jener schlichte Spruch gerade in den bittersten Stunden leise nachtönend in mir gewirkt, wobei mir dann zu Muthe war, als flüstere sie mir mein guter Vater aus dem Grabe zu. So übt gewiß ganz unberechenbaren Einfluß auf jeden Moment unseres Denkens, Empfindens und Handelns, ohne daß wir

uns dessen immer klar bewußt werden, das Andenken verehrter Menschen, gleichsam eine verkörperte Lebensregel, ein Musterbild in That und Wahrheit; und niemals wird Der sich ganz einsam und verlassen fühlen, dessen Seele wahrer Liebe und Verehrung offen bleibt.

Ein schönes Verhältniß hat von frühe an zwischen mir und meiner um zwei Jahre jüngeren Schwester stattgefunden, das sich auch ungeschwächt durchs Leben durchgeführt. Unsere gegenseitige Anhänglichkeit erwarb uns bei den Gespielen den Namen des zärtlichen Geschwisterpaares. Wir achteten keine Freude vollkommen, die wir nicht miteinander theilten, und konnten uns gar nicht vorstellen, daß jemals eine Herzensneigung die übertreffen könne, welche wir für einander empfanden. Auch habe ich, was mir im späteren Leben am theuersten geworden, zunächst unwillkührlich unter ihrem Bilde betrachtet, und Seelenverschwisterung ist mir selbst dem Namen nach die Bezeichnung des höchsten und innigsten Bundes geblieben.

Von Verwandten ist mir auch lebendig eingeprägt geblieben das Bild einer Großtante, der Hofräthin Amalia Speyer, die in hohen Jahren noch von so jugendlicher Lebendigkeit erfüllt war, daß sie uns Kinder, wenn auch in noch so starker Anzahl, um sich her spielen und toben zu sehen, jeder andern Gesellschaft vorzog und unseren abenteuerlichsten Wünschen ein empfängliches Ohr lieh. Einmal, da ich nach dem Abzuge einer herumziehenden Schauspielertruppe, welche in dem temporär zur Bühne umgeschaffenen Fürstlichen

Marstalle die Arolser Phantasien erhitzt, mir in den Kopf gesetzt hatte, mit meinen Kameraden Schillers Räuber aufzuführen, auch schon die Rolle des Karl Moor, dieses in Versen von mir angebeteten „göttlich erhabenen Sünders“, ziemlich gut auswendig wußte (sowie mein Freund Karl Steinmetz [dermaliger Konsistorialrath und Hofprediger] die des Franz) und wir an einem Sonntage in Prozession uns zu der guten Großmutter begaben mit der Klage, daß wir keine Amalia finden könnten, sprang die alte Frau begeistert in unsere Mitte und fragte mit dem Ausrufe: „Amalia für die Bande“, ob wir zufrieden seien, wenn sie die fehlende Rolle übernehme? Und wirklich haben wir mit ihrer Beihülfe einige Proben zu großem Selbstgenusse versucht. Von der eigentlichen Aufführung, wozu alle Befreundete des Städtchens sollten eingeladen werden, hielten bald darauf eintretende Familientrauerfälle ab. — Dem Wesen seiner Mutter sehr ähnlich, von einem regen Geiste und einer umfassenden Bildung ist ihr Sohn August, unser erster (ich glaube, einziger) waldeckischer Buchhändler und zugleich wohlbestallter Fürstlicher Bibliothekar, mir allezeit ein lieber Freund und liebender Verwandter geblieben.

Auch bleibt aus jener frühen Zeit eine andere weibliche Gestalt mir unvergeßlich, die den Begabtesten des Geschlechts sich an die Seite stellen darf und ihren Anlagen nach bestimmt war, in einem größeren Kreise zu glänzen. Marianne Stölting gehörte zu den Mädchen, die weniger durch ihre Schönheit, als durch das

Gepräge einer geistigen Fülle fesselten, welche in ihrer gesammten Erscheinung sich aussprach. Sie war von hohem Wuchs, lebhaftem Auge und einer ungemeinen geistigen Beweglichkeit. Auch wurde ihr von ihren vielen Anbetern nicht in der Weise gewöhnlicher Kurmacherei gehuldigt, sondern mit einer ehrfurchtsvollen Scheu, zu welcher ihre geistige Ueberlegenheit und der an Uebermuth streifende Ausdruck ihres schwunghaften Wesens unwillkührlich stimmte. Viele, besonders die Frauen, sprachen sich auch wohl feindlich gegen sie aus, während in ihrer Nähe doch Niemand ihr den schuldigen Zoll versagen konnte. Mir vergegenwärtigt sich ihr Bild am lebhaftesten im Andenken an die gemeinsamen Zeichenstunden, wo sie, das ältere Mädchen, mit ihrem vorragenden Talent, ihrem in tausend glücklichen Einfällen aufblitzenden Seelenleben und in dem angebornen Adel ihres Wesens mir nicht anders denn unsere Fürstin erschien. Glücklich fühlte ich mich, wenn sie mir erlaubte, einen Apfel mit ihr zu theilen oder eine Rose aus unserem blumenreichen Garten darzubieten. Später, nachdem der Sturm so heftig an meinen Blüthenbäumen gerüttelt, richtete sie aus der Ferne an mich die Frage, ob ich noch jener harmlosen Zeit gedenke? und fügte in ihrer trotzig scherzenden Weise hinzu: „Wie manchen herben Apfel hat seitdem das Leben uns gebieterisch aufgezwungen!" — Mit großem Interesse habe ich noch in Berlin einen Roman von ihr gelesen, der mir von dem Verleger im Namen des pseudonymen Verfassers zugesendet

und später erst als Mariannens Werk bekannt wurde. Ich erinnere mich in Abwesenheit meiner Bücher nicht genau des Namens, wohl aber sehr lebhaft des Inhalts dieses Romans, in welchem Kaiser Joseph II. eine bedeutende Rolle spielt. Auch schwebt mir das inwohnende Seelenleben als ein echt poetisches vor — nur daß die Darstellung gegen das Ende hin etwas zu sehr in die Länge gezogen ist. Unläugbar spielen Züge aus ihrem eigenen Leben mit hinein. Erst spät entschloß sie sich zur Verheirathung und zwar nach dem Tode ihrer ältern Schwester mit deren tiefbetrübten Gatten, dem preußischen Major von Wiedburg, einem allgemein geachteten Manne, der nunmehr seit einem Jahre auch ihren Tod betrauert. Wenn die Geister nach Abstreifen der irdischen Hülle in ihrer Eigenthümlichkeit fortleben, so muß diese Marianne in den Reigen versetzt sein, der unter klingendem Spiel die Sonne bei ihrem Auf- und Niedergang begleitet. —

Unter den verschiedenen Ortschaften der Umgegend, zu denen ich von Zeit zu Zeit Ausflüge machen durfte, bleibt mir am tiefsten eingeprägt das anderthalb Stunden von meiner Vaterstadt gelegene Schloß Kanstein mit seinem mittelalterlichen Ausdruck und seinen romantischen Umgebungen. Und hier ist es wieder die Gestalt des unserem Hause nahbefreundeten Freiherrn Wilhelm von Spiegel, welche mir als unvergeßlich vorschwebt. Dem Andenken dieses schönen, edlen, geistvollen Mannes mit seinem tragischen Lebenshintergrunde habe ich längst ein umfangreicheres Erinne-

rungsblatt zugedacht, zu welchem die ihn betreffenden Einleitungsworte zu den „Bildern des Orients“ nur ein leiser Vorklang sind. Wie er auf meine Knabenphantasie in ihrem ersten Bildungsdrange einen wunderbaren Einfluß geübt, so hat sich später mir sein Bild aufs Lebhafteste vergegenwärtigt in der Gestalt unseres unsterblichen Bülow von Dennewitz, welche Rauch in so würdiger Weise der Nachwelt erhalten; und daß Ludwig von Voß mich bei der ersten Begrüßung schon so stark an sich gefesselt, mag ebenfalls in dieser Aehnlichkeit ihren Ursprung haben. Die Ausflüge nach Kanstein waren es auch vornehmlich, welche meinen Sinn für die Natur und meinen Hang zu Naturaliensammlungen nährten, denn es machte dem Freiherrn Wilhelm besonderes Vergnügen, mit mir umher zu wandeln und auf merkwürdige Erscheinungen aufmerksam zu machen; auch fand ich dort ein reichhaltiges Kabinet von Mineralien, welches sein als Berghauptmann verstorbener Bruder angelegt, und aus welchem er mir viele ausgezeichnete Stufen zum Geschenk machte. Schade, daß der hierdurch angeregte Eifer, der sich bald auch auf andere Naturgegenstände übertrug, später durch meine philologischen Studien zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Hätte ich Knaben zu erziehen, ich würde sie eher auf dergleichen, als auf Bücher hinweisen. — Hier nur noch einige Züge aus dem Leben des Grafen Wilhelm als Fingerzeig für mich zu künftigem Weiterschreiten. In früher Zeit zum Priesterstande bestimmt, hatte er als

junger Mann, von Liebe für eine Edeldame erfüllt, die Reise nach Rom unternommen, um sich vom Papste die Lösung seines Gelübdes einzuholen. Nachdem er solche erhalten, kehrte er beglückt in die Heimath zurück und findet die Geliebte — todt. Bald darauf wird er Minister des letzten Fürstbischofs, welcher in Bonn seine Residenz hielt. Nach Einbruch der Franzosen zog er sich, der eifrige Patriot, auf seiner Väter Schloß zurück, während seine Brüder ansehnliche Staatsstellen bekleideten. Er nannte sich am liebsten den Eremiten auf Kanstein, wo er eine sorglich gewählte Bibliothek anlegte, die besonders reichhaltig ist an historischen Werken. Von dort kam er häufig, meist zu Pferde, nach Arolsen herüber und weilte im Winter manchmal Wochen lang, wo er dann entweder in meinem väterlichen oder großelterlichen Hause gastlich wohnte und mit unserem ihm congenialen Fürsten Friedrich den vertrautesten Umgang pflegte. Ihn sowohl wie seinen fürstlichen Freund erfreuten in ihrer letzten Krankheit noch die Nachrichten von der Erhebung Deutschlands und der Niederbändigung des fremden Unterdrückers. Als aber nach vollständig errungenem Frieden die preußische Regierung in einem ehrenden Schreiben anfragte, ob man bei der Sorge für die neu erworbenen Provinzen und deren angemessene Einrichtung auf Rath und Beihülfe des Freiherrn Wilhelm rechnen dürfe, da berichtete der eben in Kanstein anwesende spätere Erzbischof zu Köln vom Sterbela=

ger seines Bruders aus die Unmöglichkeit der sonst gewiß so gern von diesem ertheilten Bejahung. —

Wie tretet ihr mir so lebendig vor die Seele, all ihr Berge und ihr Burgen und ihr dunkeln Tannen, und ihr Buchen und Eichenhallen, in denen mir im weiten Umkreis Weg und Steg bekannt war wie dem kundigsten Führer, und ihr Höhen an der Diemel mit den Denksäulen Karls des Großen und seines gewaltigen Roland und du freundliches Geismar mit der Donnereiche, wo ich an der Seite meiner guten kranken Großmutter geschwärmt in Träumen künftiger Thaten und glücklicher als Könige mich fühlte, wenn eine Schachtel bleierner Soldaten für mich eingekauft ward; und du benachbartes Teutoburg mit deinen grauen Externsteinen und deinen glänzenden Erinnerungen; und ihr Flüßchen, denen ich meine kleinen Nachen anvertraute, mit abenteuerlichem Sinnen ihnen nachblickend und auf gewisse Zeichen abergläubisch harrend, wie der sorgenvolle Wager auf den Luftzug für das Schiff, welchem er all seine Schätze anvertraut. — — Ich sehe euch in diesem Augenblicke vor mir, um mich her, daß es nicht anders ist, als könne ich jedes von euch mit wenigen Schritten erreichen; und entgegen kommen mir die Lieben alle, ganz wie damals, jeder an seiner Stelle — — Willkommen, froh willkommen, meine Theuren! — Und dir auch Gruß in deiner Waldestiefe, du schöner Thiergarten mit deinen geheimnißvollen Schauern, in denen ich selig betrübt zum ersten Male den Naturgeist meine überraschte Brust durch-

zittern fühlte und auf deiner stolzen Höhe thronend, du Burg im Thal, wo hold

Ihr Gold die schlanke Eder
Durch Obstgefilde rollt —

dort, wo in schauderhafter Verwirrung und Verwilderung ein Mensch zu Grunde gegangen, welchen die Natur verschwenderisch ausgerüstet hatte mit der höchsten Fülle ihrer Gaben, — eines jener unbegreiflichen, allem Scharfsinn höhnend sich entziehenden Räthsel. —

Wenn ich von meinem gegenwärtigen Standpunkte der Lebensbetrachtung, vom Standpunkte des Abgethanseins, zurückblicke auf den schönen Kreis, der meine Kindheit umgeben, und in der Vaterstadt so manches Haus, das damals in Wohlstand und gastlichem Gebahren blühete, zurückgedrängt, gestürzt, zersplittert, ausgestorben sehe, wenn ich auf den unter mannigfachen Schicksalen immer mehr sich lichtenden Kreis meiner Jugendgespielen blicke, auf die vielfältige innere und äußere Verödung, welcher im Drang der Umwälzungen wenige nur widerstanden; dazu die mit jedem Briefe aus der Heimath sich mehrenden Nachrichten vom Hinscheiden einstmals lebenssprudelnder Naturen, von denen man hätte glauben sollen, daß der Tod kein Anrecht auf sie habe, und wiederum von Unfällen und schweren Leiden Anderer, die einst in Heiterkeit und Fülle sich geschaukelt und dazwischen von Lustfahrten, Bällen und Heirathen eines mittlerweile herangewachsenen Geschlechts, das dazumal noch nicht geboren war — so spiegelt sich auch hier im Kleinen das Bild

des Weltganzen mit seinen tausendfältigen Schattirungen. —

Es ist eine schöne wohlthätige Einrichtung, daß die Menschen nicht müde werden über Gräbern ihre Blumengärten anzubauen, zu säen und zu erndten, bis der große Schnitter auch sie als Halme in die Garbe sammelt. Nie sollte bei Betrachtung dieses sich immer erneuernden Wechselspiels die tiefere Theilnahme an Wohl und Wehe Anderer sich verringern; nie sollte man vergessen sorglich zu wachen, daß im Auf- und Niederwogen der gewaltigen Lebenssymphonie kein Ton in uns verklinge, auch die Töne der Freude nicht. — Wer aber kann beim Anblicke des sich immer wiederholenden Ringeltanzes am Rande des gähnenden Abgrundes und auf dem großen Schlachtfelde mitunter eines mitleidigen Lächelns sich erwehren und der bitter-ernsten Frage: Wo hinaus? — — —

Die nachhaltigsten Eindrücke meiner Knabenjahre fallen in die Zeit der französischen Zwingherrschaft, deren Druck zwar unser kleines Fürstenthum unter seinem angestammten, souverän belassenen Herrscherhause und bei seinen damals noch sehr schlechten Landstraßen nicht unmittelbar empfand, die aber bei der patriotischen Gesinnung des hochgebildeten Fürsten Friedrich und seiner Umgebung im Gegensatze zu den Vorgängen und Stimmungen zu Füßen des benachbarten westphälischen Thrones im Waldeckerlande von Alt und Jung mit deutschestem Hasse betrachtet wurde. Lieder zum Preise Hermanns, des Vaterlandsbefreiers,

Schills und Braunschweig=Oels', Andreas Hofers und Dörnbergs, die Namen und der Thatenruhm des Siegers von Aspern und all der Edlen, welche in der Zeit tiefster Erniedrigung des gemeinsamen Vaterlandes muthig ihre tapfre Brust der schmählichen Knechtschaft entgegenzustämmen gewagt, nährten und erfüllten unsere Phantasie, wenn wir in knabenhaften Spielen ernste Wettkämpfe ausführten, in denen natürlich stets die Partei der Franzosen unterliegen mußte. Fürst Friedrich, der hiervon gehört hatte, kam dann und wann mit seinem Stallmeister, auch wohl in Begleitung einiger unter seinem Schutze lebender Emigranten herangeritten zu unseren Heerlagern auf dem Königsberge oder in der großen Eichenallee und munterte die Deutschen auf, sich tapfer zu halten gegen „die meineidigen Unterdrücker", wie er auszurufen pflegte. Spielten wir in der Nähe des Schlosses, so durften wir bei noch so ungestümem Toben niemals von der Wache gestört werden und freuten uns nicht selten fürstlichen Zuwinkens vom hohen Fenster aus. Und alles dies zur selben Zeit, wo unsere Bataillone in Tirol und Spanien für Napoleons erweiterte Eroberungsplane bluten mußten. Je trüber die Stimmung in so manchen durch den Krieg verwaisten Familien, desto höher stieg unser Haß und immer tiefer wurzelte der Alle beseelende Lieblingsgedanke, dereinst zur Befreiung des deutschen Vaterlandes und zur Herbeiführung besserer Tage mitkämpfen zu dürfen. Diese Träume in Erfüllung zu bringen, brach das

Morgenroth der Freiheit zu frühe für uns hervor. Nur an den Jubelgesängen bei der Nachricht von gewonnenen Schlachten der Verbündeten und dem allgemeinen Jammer, wenn das Glück sich von den Freiheitskämpfern abzuwenden schien, nur an den Uebungen und Bivouaks des waldeckischen Landsturmes, in welchem mein Vater eine Officierstelle bekleidete, konnten die Begeistertsten unter uns Knaben Theil nehmen. Freilich wollte anfangs die auf streng militärische Weise geübte Subordinazion uns nicht recht zusagen, noch die Pünktlichkeit des Dienstes, von welcher keine Rücksicht die einmal Eingetretenen befreite; aber der Gedanke, daß auch diese Uebungen zum Heile des Vaterlandes seien, für dessen Vertheidigung wir vorbereitet würden, half, daß wir bald uns gern und eifrig allen Anordnungen fügten und mit Freuden auch die mit dem Dienst verbundenen Beschwerlichkeiten trugen. Ein ahnungsvoller Glaube an bedeutende Entwicklung deutschen Lebens durchdrang und heiligte damals Alles, schob Kleinlichkeit und Selbstsucht in den Hintergrund und hob selbst den Bedächtigsten zu höherer Empfindung. Noch erinnere ich mich lebhaft des allgemeinen Jubels in unserem Arolsen, als die Nachricht eintraf von dem Einzug der Verbündeten in die französische Hauptstadt; noch sehe ich, wie meine Schwester mit ihrer kleinen Freundin und Gespielin Emma von Preen auf offener Straße einander in die Arme stürzten in gegenseitiger Mittheilung dieser Freudenkunde. Wir Buben aber fühlten uns nicht anders,

als hätten wir das Alles durch unsere patriotischen Spiele mit erringen helfen, und die am eifrigsten in deutschem Interesse sich gezeigt, wurden jetzo auch am höchsten geehrt [3]). Ein herrlicher Frühling dieß Erwachen des Volksgefühles, herrlich auch in seinen Auswüchsen und Spielereien. Wie mancher Nachfrost mußte folgen, angeregt durch allzuhastiges Vorgreifen von der einen, durch ängstliches Mißtrauen von der andern Seite, bevor aus trüben Kämpfen im Innern endlich wieder einige Klarheit hervorging! Wie manche reiche Kraft jener schönen Frühlingsregung hat an der Sprödigkeit und Starrheit des trägen Stoffes sich erfolglos abringen und brechen müssen, bevor nur einigermaßen ein Durchblick gewonnen wurde zu dem damals schon mit Zuversicht als nah erschauten Ziel!

In jene Zeit des wiedergeborenen Deutschlands fallen meine ersten Verse, roh und ungestalt und ohne Begriff von Maaß und Regel, aber von Liebe für Vaterland und Freiheit, von Haß gegen Knechtschaft und Unterdrückung, von seligen Träumen eines besten Zustandes vollendeter Menschheit erfüllt. Wie durch alles dieß und durch die frühesten Spiele meiner Kindheit sich ein unbewußter Drang nach dem Orient zog — von den ersten Keimen dieses frühen Seelenzustandes, sowie von ihrer späteren Entfaltung, giebt das Vorwort zu den „Bildern des Orients“ mit treuen Lokalfarben ein anschauliches Bild. —

Indem ich hier mich von den Fluren trennen muß, wo mich die ersten Lebensträume, eng verschlungen

mit einer schönen Wirklichkeit, umfangen, regt sich ein unendliches Heimweh in der Brust, ähnlich dem, welches mich damals erfüllte, als ich nach dem ersten Scheiden von den theuren Begleitern und Leitern meiner frühesten Schritte hinter mir in immer weiterer Ferne die vertrauten Höhen schwinden sah, die meiner Kindheit Paradies umlagern. Mit unserem ersten Scheiden aus der Heimath ist der Lebenswürfel geworfen für immer. Dort war Alles, was uns umfing, liebende Sorgfalt, unser ganzes Dasein vertrauende Hingebung. Mit dem ersten Schritt in die Außenwelt beginnt der Kampf, der nicht aufhört, unsere Kraft herauszufordern und zu üben. Jeden Fußbreit haben wir uns mehr oder weniger erst zu erobern. Die Harmlosigkeit des Kinderglaubens soll im Weltgewühl sich erproben und an der Härtigkeit des Lebens stählen — ein unumstößliches Gesetz, die unerläßliche Bedingung zum Reifen dessen, was an Tüchtigem und Haltbarem in uns wohnt, der ätzende Probierstein für das nicht gehaltige Metall. Das Ahnen solchen Kampfes im Gegensatze des seligen Heimathfriedens ist es wohl, was bei allem Sehnsuchtsdrang nach außen unsere Brust mit schwerem Drucke befällt, wenn wir den trauten Umgebungen unserer Kindheit Lebewohl sagen; der Nachhall all der gewaltigen durchlebten Kämpfe, gesellt zu der Erinnerung der heitern Friedensmelodien früher Jahre, weckt auch in der Männerbrust noch ein durchschütterndes Erbeben, welchem dann in dem Gefühl des Ueberwindens ein mildes Heimweh

folgt, die Starrheit glühender Schmerzen wohlthätig lösend. Wie gerne möcht' ich euch in diesem Augenblicke an meine Brust schließen, ihr Theuren alle, die ihr liebend mich in jener Zeit umfangen, mich geregelt und mich belehrt, mit denen ich gewetteifert und gespielt, gejubelt und geweint! Viele von euch deckt seit lange schon der Hügel, der mit sanftem Friedensschlummer jeden Erdenkampf beschließt; Andere walten still und abgeschlossen in engem Kreise und gedenken freundlich aus der Ferne des in frühen Tagen ihnen eng Gesellten; Andere tummeln sich, gleich mir den Heimathbergen ferne, erprobt vom wechselvollen Leben und im Leben sich erprobend; gar Mancher auch ist stumpf und starr geworden, kaum eingedenk mehr früherer Lebenswärme — todter als die Todten.

Ob ich euch noch einmal wiedersehen werde, ihr geliebten Stätten meines ersten Keimes und ihr theuren Menschen, die ihr noch da wandelt und euch Hügel, die ihr andere Theure deckt? Ich schwichtige mein Heimweh auch diesmal mit den Tönen Hölderlins:

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele wie Leiden geerntet.

Hätte ich irgend Neigung und Beruf zum Kaufmannsstande verspürt, so wäre das damals blühende Geschäft meines Vaters wohl im Stande gewesen, denselben zu nähren. Unser Haus stand in direkter Verbindung mit Amerika und die kleineren Kaufleute

der Umgegend bezogen zum größern Theil durch dessen Vermittlung ihre Vorräthe.

Der eigentliche Vertrieb war und blieb mir fremd, und jeder Versuch, mich dafür zu interessiren, scheiterte.

Mein inneres Leben war frühzeitig angeregt worden durch den Unterricht unseres braven Hofpredigers Steinmetz [4]), dessen mit mir gleichalteriger Sohn Karl, ein ernster, lernbegieriger und rasch auffassender Knabe, mir in eifriger Nebenbuhlerschaft als Muster vorleuchtete. Besonders war es die Geschichte, und vornehmlich die der Griechen, welche mich anzog. Tiefer in ihre Quellen einzudringen, ihren Vorbildern und Gestaltern mich zu befreunden, wurde mir immer mehr Bedürfniß. Und mein guter Vater, welcher der Ansicht lebte, daß Lebensglück und segensreiches Wirken nur aus freier Wahl des Berufes hervorgehen könne, ließ mich gewähren und theilte mir in Mußestunden von seinen Kenntnissen der neueren Sprachen mit, unter denen ihm die englische lieb und geläufig war. Gewiß zu frühe, um den Gewaltigen in seiner Tiefe und allumfassenden Klarheit zu begreifen, lernte ich auf diese Weise Shakespeare kennen; aber ich entsinne mich noch lebhaft, wie mich das Leben des Hamlet unter meines Vaters Anleitung mit unendlichem Ahnen erfüllte und wie damals der Entschluß, mich den Studien zu widmen, unvertilgbare Wurzeln in mir schlug. In meinen schwärmerischen Knabenträumen hatte sich der Glaube festgesetzt, wenn man durch eifrige Studien sich

mehr und mehr bereichere, müsse man nothwendig auch so etwas schaffen können. Aber von dem Schwellen der ahnungsvollen Brust ins Unendliche bis zu genügendem Erfassen auch nur des Geringsten, welch eine Kluft!

Bald nach meiner Konfirmazion im Herbste 1815 wurde ich zur Vorbereitung für höhere Studien auf das Gothasche Gymnasium, diese damals vor vielen anderen berühmte Lehranstalt geschickt. Unter den Lehrern nenne ich vorzugsweise Rost, der, damals noch jung und voll lebendigen Geistes, seine Stelle als Lehrer des Griechischen würdig ausfüllte; Schulze, der in Allem, was er vortrug, vornehmlich aber durch seinen deutschen Unterricht, vielseitig anregend wirkte; Kries, als Mathematiker unschätzbar für Solche, die sich früher schon diesem Zweige des Wissens hingegeben; Ukert, mit seinem scharfen Verstand und reichen Wissen, stand den Schülern zu fern. Dagegen gewährte es Schulze eine wahre Freude, wenn man außer den vorgeschriebenen Schularbeiten ihm auch noch andere Privatarbeiten gab, und er war stets bereit, nach bester Einsicht und Verstand den Strebenden mit Rath zu unterstützen. Ich werde nie anders als dankbar und in Liebe sein gedenken [5]).

Unter den Schülern des Gothaer Gymnasiums herrschte ziemlich durchgängig ein guter Geist, eben so frei von Perückenhaftem und Pedantischem als — bei allem fröhlichen Uebermuth — von jeder Spur gemeiner Ausschweifungen; und die vielen wohlhabenden Fremden, die vornehmlich zum Besuch der höheren

Klassen anwesend waren, gaben dem dortigen Leben auch in geselliger Beziehung einen Schwung, wie man ihn selten wohl bei Schulanstalten antrifft. Ein poetisches Element durchdrang das Ganze, das sich nicht allein in Versen, sondern in allem Thun und Treiben aussprach. Auch auf die Turnplätze erstreckte sich dieses, wo es besonders patriotische Gesänge waren, welche die eifrigen Gymnasiasten bei ihren Uebungen begeisterten und wo die schönsten Träume blühten von unermüdlichem Streben und Wirken für das Vaterland — Träume voll Ernst und Wahrheit, wie sie damals alle für Edleres Empfänglichen in der deutschen Jugend erfüllten, und die, wenn nicht Unbesonnenheit und Mißtrauen, eins das andere unterstützend, mit wahnsinnigem und systematischem Eifer zu deren Vernichtung gewirkt, die herrlichste Entfaltung deutschen Wesens hätten herbeiführen müssen. Aber das Talent des Mißverständnisses und die Sucht, dasselbe zu eigner Wichtigmachung zu benutzen, herrscht, wenn überall, vornehmlich in den höhern Regionen der Lebenskreise, und leider pflegen unsere Leitenden, statt die Begeisterung der Jugend als Ferment höherer Entwicklung zu betrachten und als solchem ihr Bahn und Richtung anzuweisen, vor derselben zu erschrecken und nach Möglichkeit sie im Keime zu ersticken. Das ist unser Fluch, der nicht aufhören wird, sein verderbliches Spiel zu treiben, bis ein Herrscher von hoher Gesinnung und überwiegender Einsicht den Muth fühlt, sich vertrauensvoll und Vertrauen weckend an die Spitze der geistigen Bewegung zu stellen.

Das anfangs mir stark zusetzende Heimweh lernte ich nach und nach überwinden und befreundete mich immer mehr auch mit dem Oertlichen. Nächst dem an Naturschönheiten so reichen thüringer Walde war es vornehmlich Jena, das zu wiederholten Ferien-Besuchen einlud. Dort studirte Christian Rein, bei meinem Eintreffen in Gotha bereits dem Abgange vom Gymnasium nahe. Ein Gedicht, zur Feier des 18. Oktobers vorgetragen, das der würdige General-superintendent Löffler mit dem Eichenkranze belohnte, hatte mich für Rein begeistert und ich schloß mich mit schwärmerischer Hingebung dem älteren Freunde an, dessen schönes poetisches Gemüth eine mächtige Anziehungskraft auf mich übte. — Ob zu meinem Glück? und ob nicht eine prallere, schärfer dem Knaben zugewendete Natur einen bei weitem günstigeren Einfluß geübt hätte auf die Entwickelung meines ohnehin dem Ideellen etwasstark zuneigenden Wesens? — habe ich später nicht ohne schmerzlichen Rückblick mich gefragt. Aber würde ich damals mich einem anders Besaiteten vertrauensvoll angeschlossen haben? — Was uns auf unserem Lebenspfade begegnet in Anziehung und Abstoßung, ist auch in einem höheren Rath mit eingerechnet in den Plan unserer Erziehung sub specie aeterni. — Rein, der nach vollendetem Universitätscursus als Hauslehrer nach Kurland ging, ist gegenwärtig Superintendent in Reval und soll sich den pietistischen Vertretern der Theologie zugewendet haben, was bei seiner Gefühlsweichheit nach Ueber-

windung skeptischer Regungen nicht zu verwundern. Unser Briefwechsel ist nach Jahren in Stocken gerathen; aber vergessen werde ich ihn niemals und er hoffentlich mich auch nicht.

Vom tiefsten Eindruck war auf mein junges Gemüth im Herbste 1817 die große Wartburgsfeier der von allen Seiten in Eisenach zusammentreffenden deutschen Burschenschaft [6]), woran ich als „Schulfüchschen" (wie uns die Studenten nannten) aus vollstem Herzen Theil nahm, selbst an der kirchlichen Feier, welche unter Leitung des Generalsuperintenden Nebe die Reihe dieser an edelsten Entschlüssen, sowie an mancherlei Uebereilungen und Fehlgriffen reichen Tage beschloß. Nicht ohne stolz beglückendes Märtyrerbewußtsein büßte ich das Miterlebniß dieses unvergeßlichen Ereignisses bei der Rückkehr nach Gotha mit dem Karzer wegen unerlaubter Schulversäumniß! — Es waren jene Tage der Gipfelpunkt der deutschen Burschenschaft vor den bald darauf eintretenden unseligen Mißverständnissen. — Mit demjenigen unter den zur Wartburgsfeier versammelten Studenten, dessen aus überspannter Vaterlandsliebe hervorgehender Irrthum zwei Jahre später der vornehmste Beweggrund wurde zu der endlosen Kette dieser Mißverständnisse, war ich auf eigenthümliche Weise in jenen Tagen bekannt geworden. Als ich auf dem Turnplatze zu Eisenach vom Reck herunterfiel und mit blutiger Nase lachend wiederaufsprang zur Fortsetzung der verunglückten Schwingübung, trat er zu mir heran, legte seine Hand auf

meine Schulter und sprach, das mildfreundliche Auge auf mich gerichtet, mit zutraulichem Kopfnicken: „Du wirst dereinst ein wackerer Kämpe werden für das Vaterland!“ — Wie trat dein Bild so ernst und mahnend vor mich bei der Nachricht von dem Ende des deiner Rächerhand wahrlich nicht würdigen Vaterlandsverräthers! und wie sah ich später bei der Kunde deiner Hinrichtung so lebhaft dein kastanienbraunes Haar vom Richtblock niederwallen, du, eines rühmlicheren Opfertodes vor so vielen würdiger, Karl Sand. — —

In manchen Biographien nimmt die Aufzählung toller Jugendstreiche einen ziemlich breiten Platz ein, und es wird damit wohl gar geprunkt. Als ob dergleichen nicht von selber sich verstände in dem Treiben eines jungen Menschen, der um das glänzende Sonnenlicht des Lebens, wie die Fliege um die Flamme des Kerzenlichts, trotz aller Gefahr lustig gezwungen herumfliegt. Hier gährt das Leben, es schäumt die Jugend und Jugendstreiche sind Blasen des werdenden Lebens, das geworden sie tiefer bezieht, ruhig beschaut und als organisch gewesen nicht ohne Freude erkennt. Was bedeuten dabei ein Dutzend durchschwärmter und durchtanzter Nächte mehr oder weniger? Was eine Reihe abendlicher Ritte hinaus auf die Kirchweihen in der Runde und Rückkehr früh am andern Morgen, um zur rechten Zeit noch wieder in der Schule einzutreffen? — Dabei auch wohl ein todt gehetztes Pferd, ein Sturz, ein Verlust am Pharao-

tisch mit nahe bedenklichen Folgen. — — Wo das innere Leben und die Richtung zu Höherem auch während solcher Gährungsprozesse und entschlackenden Krisen vorwaltend bleibt, da darf höchstens eine Hindeutung stehen mit der Bemerkung: Trotz allem dem und noch viel Mehrerem der Art wurde die einmal ahnungsvoll ins Auge gefaßte Bahn nach dem unvertilgbaren Gefühl, daß der Geist Polarstern und Boussole der Lebensfahrt sei, mit leidenschaftlichem Drange verfolgt.

Auch setzte jenen Abenteuerlichkeiten und dem rücksichtslosen Uebernehmen der physischen Kräfte eine plötzlich sich einstellende Lungenentzündung, die mahnend an den Rand des Grabes führte, ein heilsames Ziel und brachte etwaige vagabondäre Launen wieder in die Schranken der Mäßigkeit zurück, ohne die Freude an edlerem Lebensgenusse irgendwie zu mindern.

Besonders anspornend zu gegenseitigem Wetteifer waren auf dem Gothaischen Gymnasium die bei den halbjährig wiederkehrenden Schulfeierlichkeiten gehaltenen Vorträge, zu denen die Mitglieder der obersten Klasse, welche dazu geneigt waren, sich vorher bei den Lehrern melden mußten. Seit meinem Eintritt in Selecta bis zum Abgange von der Schule habe ich eine griechische [7]) und eine englische Rede äußern Aufforderungen zufolge, aus innerstem Antrieb aber mehrmals deutsche Gedichte vorgetragen, die freilich bei ihrer Länge nicht frei waren von dem so verführerischen rhetorischen Schmuck, aber auch manches wirklich poetische Korn

enthielten [8]). Gerade in dieser Richtung würde mir ein scharf auf das Realistische hinweisender Freund in jener Zeit höchst wohlthätig gewesen sein. Ludwig Storch, jetzt bekannter Schriftsteller, der, früher zum Kaufmann bestimmt, erst später, bereits dem zwanzigsten Jahre nahe, das Gothaische Gymnasium besuchte und mit dem ihm eigenen Enthusiasmus sich mir anschloß, hatte zwar aus seiner thüringer Bergheimath ein offenes Auge für die Natur mitgebracht, aber um wohlthuend auf einander zu wirken, steckten wir beide zu sehr voll jugendlicher Schwärmerei. Vermöge seiner gereifteren Einsicht und Erfahrung hätte Storch mir als strenger Kritiker zur Seite stehen können; statt dessen aber begrüßte er mich mit begeisterten Liedern [9]), so oft ich einen deutschen Vortrag gehalten — und das gefiel mir damals nur zu wohl. Wie dankbar würde ich sein gedenken, wenn er durch scharfen Tadel mich gefördert hätte! — — Von all meinen Schulfreundschaften hat sich die stärkste gegenseitige Anhänglichkeit und die dauerndste Verbindung erhalten mit Heinrich Romberg, dessen Vater dazumal Kapellmeister in Gotha war. In dieser liebenswürdigen Familie wurde ich nicht anders denn wie ein Kind des Hauses angesehen und die Eltern nannten uns Jungen „unsere beiden Heinrichs“. Mein Namensbruder aber, wiewohl etwas jünger als ich, war mir an Verstandesreife und Lebensklugheit weit überlegen, gefiel sich meinen Hofmeister zu machen und mich wegen toller Streiche öfters auszuschelten,

um so mehr, da er in den meisten Fällen Recht hatte und wohl nur den Unterschied unserer Temperamente zu wenig in Anschlag brachte. In der ganzen Familie herrschte ein einfach treuherziges Wesen und echt hamburgische Gastlichkeit. Musik galt als die Königin des Lebens und wurde von fast allen Mitgliedern des Hauses eifrig geübt; der ernste sinnige Andreas erfreute uns oft mit neuen Komposizionen und wußte viel und anmuthig zu erzählen. Bei seiner entschiedenen Abneigung gegen die damals schon wuchernd um sich greifende Verflachung und buhlerische Richtung der Tonkunst durfte in seiner Nähe natürlich nur Gediegenes und wahrhaft Werthvolles ausgeführt werden. Sein sonst so mildes Auge konnte, wenn er über den „modernen Firlefanz“ sprach, ordentlich in heiligem Zorn erglühen, und er ist mir stets wie ein rechter Priester seiner Kunst erschienen; auch sind mir mehrere seiner Komposizionen, besonders einige Psalmen, als wahrhaft schöne Denkmale in der Erinnerung geblieben. Aus jener Zeit stammt meine tiefgewurzelte Liebe für das Echte und der entschiedene durch nichts zu bestechende Widerwille gegen das Wesen- und Charakterlose in der Tonkunst. Selbst ausgeübt habe ich dieselbe für einen den Studien sich Widmenden während meiner Schuljahre vielleicht mit allzugroßem Zeitaufwand — einer von den Punkten, worüber der alte Latinist und Gymnasialdirektor Döring nicht wenig grollte, während Andreas dagegen bedauerte, daß ich nicht ganz und gar zur Fahne Cäciliens zu schwören mich entschlösse.

Von durchgreifend erhebendem und erweckendem Einfluß wurde mir im letzten Jahre meines Gothaer Aufenthalts der Unterricht, welchen der tiefe und geschmackvolle Kenner des Alterthums Friedrich Jakobs mir ertheilte. Dem Gymnasium, zu dessen steigendem Ruhme sein Name kein Geringes beigetragen, hatte Jacobs schon seit Jahren sich abgewendet und lebte, durch zunehmende Harthörigkeit der Gesellschaft immer unzugänglicher gemacht, der Bibliothek und seinen schönen litterarischen Beschäftigungen ein Leben voll Harmonie und stiller Heiterkeit im Kreise seiner Familie, ein Gegenstand der allgemeinsten Hochachtung. Ich hatte mich in einem Briefe vertrauensvoll an ihn gewendet mit dem Wunsche, seiner belehrenden Leitung theilhaftig zu werden. Der liebevolle Mann gewährte meine Bitte, und fortan ging mir in seiner Erklärung des Aeschylos, dessen von mir angefertigte metrische Uebersetzung er sorgfältig korrigirte, ein neues geistiges Leben auf. Mit dieser Erklärung sog ich die später überallhin mich begleitende Liebe für das hellenische Alterthum ein. Jene abendlichen Unterrichtsstunden, an denen auch mein Freund Eduard Forberg Theil nahm, dieser zum Beneiden klare und ruhige Mensch, dem nicht mit Unrecht seine Vaterstadt Koburg frühe schon die Leitung ihres Gymnasiums anvertraut, werden mir allzeit unvergeßlich bleiben. Der geringste Gewinn aus diesem geistigen Umgang war vielleicht der philologische; den konnten auch allenfalls Bücher gewährene aber solch ein echter Seelenschatz, verbunden mit tiefem

gründlichem Wissen, wird von unberechenbarem Einfluß auf den Strebenden. Auch späterhin, wo der treffliche Mann mir fortwährenden Briefaustausch vergönnte[10]), hat sein väterlich berathendes Wort mich aus der Ferne begleitet, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn die wiederholt von ihm empfohlene Festigung und Bändigung schweifender Geistesgelüste zu Stetigkeit und Ausdauer in Einer Richtung nicht eher zu Stande kam. Mit inniger Verehrung ist mein Herz durch alle Lebensphasen ihm treu anhängig geblieben und erfreulich war es mir, in der Zueignung zu dem „Besuch auf Montenegro" (1840) ihm dieses nach Verlauf von beinahe zwei Jahrzehenden als unveränderte Gesinnung aussprechen zu dürfen.

Auch ist aus diesem letzten Jahre meines Gymnasialcursus ein Kreis mir unvergeßlich, in welchem ich viele Stunden verlebt, die ich zu den edelsten geselligen Genüssen zähle. Die Fürstin von Solms-Lich, Obervormünderin dreier Söhne, war in Begleitung dieser nach Gotha gekommen, um deren Ausbildung mitleitend beizuwohnen. Hier war nicht etwa von bloßem Figuriren auf den Schulbänken die Rede; die Fürstin verlangte ausdrücklich, daß ihre Söhne mit gleicher Strenge von den Lehrern behandelt würden, wie alle anderen Schüler; und wirklich zeichnete der ältere Prinz, Karl, sich durch tüchtige Fortschritte in Geschichte und Mathematik aus, während Ludwig, der mitunter auch recht artige Verse machte, in seinen deutschen Aufsätzen vor den meisten Mitschülern seiner Klasse sich

hervorthat. Von dem dritten, Ferdinand, der ein sehr hübscher munterer Junge und im äußern Ausdruck seiner Mutter am ähnlichsten war, weiß ich keiner andern Vorzüge mich zu erinnern, als daß er gut ritt und tanzte. — Möge alles Uebrige in gleicher Güte sich später in seiner militärischen Laufbahn bei ihm entwickelt haben! — Die kluge Fürstin gab übrigens nicht zu, daß Einladungen des Gothaischen Hofes angenommen wurden, und hielt sich selbst, ungeachtet wiederholter Vorwürfe von Seiten des Herzogs und der Herzogin, von allen Hoffesten entfernt, um ganz und ohne Zerstreuungen ihrem Berufe zu leben. Dagegen war in ihrer Wohnung häufig ein aufs Erfreulichste durch ihre Gegenwart belebter und veredelter Kreis von Lehrenden und Lernenden versammelt. Auch Ausflüge zu Pferde und zu Wagen wurden mitunter in zahlreichem Gefolge gemacht, und man freute sich jedesmal auf solche wie auf festliche Tage. Aber wenige Jahre später schon betrauerte ich den Tod des in der Fülle seiner Kraft von einem Nervenfieber dahin gerafften Freundes, mit dem ich in fortwährendem Briefwechsel geblieben war, und der auch auf der Universität — derselben, von welcher man mich kurz zuvor relegirt hatte — die auf der Schule erregten Hoffnungen bewährte. Seitdem bin ich mit der Familie außer Verbindung gekommen und lese nur in den Zeitungen den Namen des Fürsten Ludwig von Solms-Lich als eifrigen Sprechers in der darmstädtischen Kammer. Die edle Fürstin[11]) deren Bild ich mir

damals gerne unter der Gestalt der Schiller'schen Elisabeth von Valois vorstellte, mag vielleicht gar nicht mehr unter den Lebenden weilen. Ich gestehe, daß ich nach Karls Tode niemals ein Wiedersehen gewünscht, das, wäre er leben geblieben, sich ohne Zweifel häufig würde wiederholt haben. — —

Als die Zeit herannahete, wo ich das Gymnasium mit der Universität vertauschen sollte, bemächtigte sich meiner eine heftige Unruhe beim erwägenden Rückblick auf mein junges Leben. Alles, was ich bisher gethan, kam mir als so entsetzlich ungenügend, als so gar nichts vor, verglichen mit dem, was mir als Ahnung vorgeschwebt und was ich als quellenden Keim in mir zu fühlen glaubte. Als Schüler durfte ich vorzugsweise mich der Liebe derjenigen Lehrer erfreuen, denen ich mich achtungsvoll zugewendet fühlte, sowie der mancher trefflichen Mitschüler; den von mir bekannt gewordenen Gedichten war in gebildeten Kreisen ein Beifall zu Theil geworden, wie ich ihn gar nicht zu hoffen gewagt, und der sich in der öffentlichen Meinung noch steigerte. Nicht aber dieser äußerliche Erfolg, obgleich wohlthuend und manchen Augenblick erheiternd, war es, wonach ich geizte. Ich fühlte etwas noch Unausgesprochenes in mir, ohne dessen Erfüllung und Ausdruck mir kein Friede möglich schien.

In dem Besten, was ich kennen lernte, glaubte ich mitunter wohl die Grundtöne davon zu vernehmen; zugleich aber schwebte mir Stoff und Tonart als ein gänzlich Anderes vor. Es ist dieß der Gährungs-

proceß jeder strebenden, in ihrer Aufgabe sich noch nicht klar gewordenen Brust, und mancher, welcher Aehnliches in sich erlebt, wird mir nachempfinden und aus dem Angedeuteten mich leicht verstehen. Wohl Denen, welche ein gewaltiger Impuls möglichst frühzeitig in die Bahn treibt, welche diesen innern Mahnungen entspricht! Ihnen ist viel schwerer Kampf erspart, und vieler Qualen bleiben sie überhoben. Aber es giebt Naturen, die nun einmal darauf angelegt sind, nur durch schwere Kämpfe und durch eine Summe innerer Qualen sich zur Klarheit durchzuringen.

Zweites Buch.

Leben auf der Universität bis zur Verheirathung mit Charlotte.

Göttingen. Leipzig. Berlin.

1820 — 1828.

Zweites Buch.

Im Frühling 1820[12]) bezog ich die Universität Göttingen und besuchte ohne Rücksicht auf ein Brodstudium die verschiedenartigsten Hörsäle, daneben fleißig auch Sternwarte, Reitbahn und Fechtboden, sowie die umliegenden Tummelplätze der Studentenwelt. — Unvergeßliche Tage trunkener Freiheit des Geistes! — Aber bald trübten ungünstige Nachrichten aus der Heimath, die Kunde von bedeutenden Verlusten des väterlichen Hauses, dieses sorglose Sichgehenlassen, und zum ersten Male wurde dem Ungebundenen, in allen Reichen des Wissens Umherschweifenden der Gedanke aufgedrängt, daß durch Verfolgen eines bestimmten Studiums der künftige Lebensunterhalt müsse erzielt werden. Damals war in einer allgemeineren Vorlesung von Bouterwek den Zuhörern die Aufgabe gestellt worden, sich in einer schriftlichen Abhandlung über den Einfluß der philosophischen Studien auf die Wahl und Ausübung eines besondern Faches auszusprechen, und ich fühlte

mich hierdurch veranlaßt, mein ganzes Inneres und meine Lebensbeziehungen, Ansichten und Kämpfe, Wünsche und Befürchtungen, in einer längern Arbeit darzustellen, die ich mit einer poetischen Zueignung in die Hände des ästhetisch-philosophischen Professors niederlegte. Dieses wurde die Vermittlung eines näheren Verhältnisses. Bouterwek forderte vom Katheder herab den Verfasser der Arbeit mit dem bezeichneten Motto zu einem Abendbesuch auf, der sich von dieser Zeit an häufig wiederholte. Gespräche, sowie vorgelegte Arbeiten und Gedichte befestigten in B. immer mehr den Wunsch, sich in mir einen Gehülfen und Nachfolger an der Universität zu erziehen und in der Poesie einen Ersatz für seinen jüngst dahingeschiedenen Ernst Schulze[13]). Er hielt mich an zu eifriger Hingebung an literar-historische und ästhetische Studien. Aber ich konnte mit Erfolg nun einmal nur das treiben, wozu ich mich von innen heraus gedrängt und angewiesen fühlte. Eine Zeitlang las ich mit dem Griechen Georgios Psylas den Homer; als aber dieser kräftig gesinnte Mann zum Kampfe in sein Vaterland zurückkehrte, studirte ich fleißig die Tragiker und Pindar und Platon in Gemeinschaft mit Karl Hagen, einem aufs Gründlichste philologisch durchbildeten Menschen vom wohlthuendsten Einfluß, wie er jedem Unbändigen, gern von der Regel sich Entfernenden zu Heil und Frommen überall zur Seite stehen sollte. Er selber pflegte sich wegen seines beständigen Anstrebens gegen Abschweifungen meinen Kappzaum zu nennen; jetzt ist

er Gymnasialdirektor in Lüneburg[14]). — Sonntags wurden häufig botanische Streifereien gemacht mit Franz Pape, einem jungen Mediziner von reicher Innerlichkeit und einer unermüdlichen Lernbegier, für den es jammerschade ist, daß er nicht zu entsprechender Entwickelung gekommen. — Gern erinnere ich mich auch der wiederholten sonntäglichen Besuche in dem benachbarten, unweit der Gleichen gelegenen Mariengarten, wo Amtmann Reinbold, Vater meines früheren Schul- und jetzigen Universitätsgenossen Ferdinand R. — ich weiß nicht mehr, ob Besitzer, oder Verwalter eines großen Gutes war. In dieser zahlreichen, aus beinah lauter schönen Individuen bestehenden Familie herrschte eine wohlthuende Gastlichkeit, in der man sich bald heimisch fühlte.

Bei einem Ferienbesuche machte ich die nähere Bekanntschaft meiner Kousine Julie, die, ohne jemals ein Wort veröffentlicht zu haben, eine der ausgebreitetsten literarischen Pseudonymberühmtheiten erlangt hat. Sie ist nämlich die Cäcilie in den Erzählungen des Hundes Berganza, der in E. T. A. Hoffmanns Phantasiestücken ein so merkwürdiges Spürertalent entwickelt, und figurirt im Kater Murr als — ich erinnere mich nicht gleich des Namens. Diese Julie, die Tochter der Konsulin Mark in Bamberg, war bei nicht unbedeutenden musikalischen Anlagen und einer ausgezeichneten Altstimme frühe des Kapellmeisters Kreisler (— nennen wir immerhin Hoffmann also, da er doch unter all seinen Doppelgängern diesem phantastischen

Sonderling am meisten ähnelt —) bevorzugteste Schülerin geworden. Die schöne Julie war in der Fülle des Glücks erzogen, von dem weitläuftigen Kreise ihrer Umgebung auf den Händen getragen, und auch an dem damals in Bamberg residirenden apanagirten Duodezhofe mit Huldigungen überhäuft worden; aber Niemand huldigte ihr mehr als ihr Musiklehrer, in dessen vulkanischem Herzen sie bald als unumschränkte Flamme waltete. Als sie nun nach kaum zurückgelegtem achtzehnten Jahre mit Zurückweisung des armen Kapellmeisters dem reichen Hamburger Kaufmanns- und Senatorssohne Georg Gräpel als Gattin angetraut wurde, da ergriff den von der Mutter und den übrigen Verwandten Zurückgesetzten jene maßlos grenzenlose Wuth, die das begeisternde Element der genannten Poesien geworden. Besonders gern hörte ich sie von jener frühen interessanten Zeit in Bamberg, wo nächst dem scharfen schonungslosen Hoffmann (von dem sie behauptete, daß Einen, den er durch seinen schneidenden Witz lächerlich zu machen sich vorgesetzt, man nicht ohne Hohngefühl habe wieder ansehen können — daher ihm auch während Gräpels Bewerbung die Mutter das Haus verboten —) vornehmlich unser Großonkel, der geniale Markus, der terroristische Brownianer, damals als oberster Direktor aller Hospitäler und eifersüchtiger Protektor aller Schauspielerinnen des Landes eine so bedeutende Rolle gespielt und wo der gediegene Präsident von Stengel, zweiter Gatte der ältesten Schwester meines Vaters, als echter Freund von Kunst

und Wissenschaft einen auserwählten Kreis um sich versammelt und durch seinen Verstand, sowie durch sein wohlwollendes Herz sich allgemeine Hochachtung erworben hatte. Sie machte mich so einheimisch in Bamberg, daß ich bei einem späteren Besuche dort unter lauter alte Bekannte zu treten glaubte. Ueberhaupt war ich viel bei ihr und ließ deshalb alle Neckereien gern über mich ergehen. Auch ihrer kleinen Triumphe in den Arolser Konzerten und auf den Bällen freute ich mich mit schwärmerischer Theilnahme. Nachhaltiger aber noch war meine Freude, als das arme, schwer geprüfte Weib zur zweiten Ehe schritt mit einem braven Manne, der im Stande war sie zu beglücken und bis heute durch allen Wechsel der Ereignisse ihr ein nach so viel schmerzlichen Erfahrungen damals kaum mehr gehofftes Glück bereitet. —

Hier wäre dem Zeitraum nach der Ort, von einer merkwürdigen Episode meines Lebens zu sprechen, wo ich schwankend zwischen Sensualismus und Idealismus ein Glück empfunden, das gleichwohl in seiner ganzen Tiefe zu durchdringen ich damals noch von allzuvielen willkührlichen Vorstellungen und der Wirklichkeit entrückten Luftschlössern beherrscht war. In der Erinnerung aber steht jene Zeit mir immer noch als eine neidenswerthe vor der Seele; auch weiß ich, daß ich nach dauernder Errungenschaft meines höchsten und schmerzlichsten Glücks mitunter wohl auf jene Periode zurückgeblickt wie auf ein schönes Vorspiel, einen vorverkündigenden Keim erst späterhin zur Vollendung

erblühter Seligkeit. Der Gegenstand dieses an innerer Poesie reichen Vorfrühlings ist, wie ich kürzlich erst durch einen Freund erfahren, in unglücklicher Ehe auf beklagenswerthe Art verkommen. —

Auch habe ich eines Menschen zu gedenken, der um seiner glänzenden Anlagen und seines trübseligen Ausgangs willen Erwähnung verdient. Hektor, Bouterweks einziger Sohn, hatte sich, obgleich mehrere Jahre jünger als ich und noch Gymnasiast, mit leidenschaftlicher Zuneigung mir angeschlossen, und wir machten manchen Ritt und manchen Spaziergang zusammen, zu welchen wir einander gewöhnlich in munteren Versen einluden. Dem Vater schien alles dieß sehr angenehm zu seyn, und er begünstigte auf jede Weise Hektors Annäherung an mich, so daß ich bald nicht anders mit ihm verkehrte, denn mit einem jüngeren Bruder. Später, in Berlin, als ich eben im Begriff stand mich häuslich niederzulassen, erhielt ich einen Brief voll herzzerreißender Klagen, worin der jammervolle Vater mir erzählte, daß sein Hektor seit einiger Zeit ganz ein Anderer geworden, sich nur mit Raufereien und jeglicher Art von Lüderlichkeit befasse und daß seine, des Vaters, einzige Hoffnung darauf beruhe, daß ich den Verirrten zu mir und mit der früher über ihn geübten Gewalt seine Zurechtweisung, gewissermaßen von Neuem seine Erziehung übernehme. Ich erwiderte dem dankbar verehrten Lehrer, daß auf diesen Antrag einzugehen mir unmöglich sei, daß ich nicht der Mensch sei, der zur Uebernahme einer

eigentlichen Erziehung passe, noch Hektors Wesen der Art, sich einer dergleichen Aufsicht zu unterwerfen, daß ich aber, wenn er Hektorn zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin zu senden gedenke, ihm gern als berathender Freund zur Seite stehen wolle. Dieß Alles näher zu bestimmen, versprach ich, eingehend auf seine Einladung, einen Besuch gegen Ende der eben vorliegenden Brautfahrt, wobei ich ihn noch scherzend aufforderte, zuvor die Aufhebung meines Verbannungs-Edikts bei dem hohen Senat der Georgia Augusta zu bewirken. Aber auf unserer Reise machte die in Kassel uns zukommende Nachricht von Bouterweks Tode den Besuch Göttingens zu nichte. Hektor, der sich mittlerweile auf der Universität Heidelberg — ich glaube auch in Strasburg — in einem Wirrwar wüster Zerstreuungen umhergetrieben, wurde im nächfolgenden Sommer — 1829 — an einem Tische des Bremer Rathskellers bei einer Batterie leerer Flaschen und einer soeben entladenen Pistole todt gefunden, vor ihm ein Blatt mit den Worten:

Sein Dasein zu genießen
Und dann sich zu erschießen,
Das war der höchste Zweck
Von Hektor Bouterwek —

— ein Opfer mehr nicht in die rechte Bahn geleiteter übersprudelnder Kräfte.

Ein längerer Ausflug wurde im Herbst 1821 zu Pferde durch den Harz unternommen, ein mehrwöchentlicher Ritt voll schwärmender Romantik und ideeller

Träume. Aber eben in diesem ideellen Schwärmen und Gefühlschwelgen ohne Maaß und Ziel lag auch der Hemmschuh zur Entstehung von etwas Tüchtigem und Ausschlag Gebendem. Auch war, um einem ruhigen Einwirken und Abspiegeln der Erscheinung Raum zu gönnen, der Irrthum zu tief eingewurzelt, daß leidenschaftliches Erglühen und ein gewisser phantastischer Instinkt die eigentlich angemessene Nahrung der Poesie sei. Bouterwek bemerkte einmal treffend, es werde mir dann erst etwas Genügendes gelingen, wenn die schmetternden Trompetenstöße aufgehört, immer von Neuem die Harmonie des Saitenspiels zu unterbrechen.

Vieles drängte und bewegte mich im Winter von 1821 zu 1822. Studium der Alten, Studium nordischer Mythologie, vor Allem aber litterarhistorische Studien, und zwar letztere in entschiedener Richtung auf das Ziel, welches Bouterwek mir mit lockenden Farben und zugleich als bestes Heilmittel gegen meine allzuweit ins Unbestimmte hinausgreifenden Gelüste vorgezeichnet hatte. Aber ein in seinem philosophisch-philologisch-ästhetischen Plane nicht vorausberechnetes Ereigniß störte plötzlich die ganze friedliche Zurechtlegung der Zukunft. Die lebhafte Theilnahme an einer von vaterländischen Gesinnungen durchdrungenen Verbindung und ein für dieselbe gedichtetes Lied[15]) brachten mich in strenge Untersuchung, welcher mehrwöchentliche Gefangenschaft und im April 1822 das Consilium abeundi folgte „wegen eines in unziemlichen Ausdrücken abgefaßten Gedichtes“. — Sonst wurde

ausgezeichneter Fleiß und ein übrigens durchaus lobenswerthes Betragen bezeugt. Oft habe ich bei dem Rückblick auf die schönen Stunden voll lebenskräftiger entwicklungsfähiger Keime, auf all die reichen Plane und Entwürfe in freudiger Gemeinsamkeit, die in diesem Kreise auftauchten, der wirklich herrliche Kräfte in sich barg, oft habe ich beim Rückblick auf jene Zeit der edelsten Hoffnungen zu gemeinsamem Wirken für das Vaterland, bald schmerzlich bewegt, bald bitter lächelnd, mich gefragt: „Wärens Träume nur gewesen?“ — Und dann habe ich wieder fortgeschäftert in dem, was mir zunächst oblag, immer mehr überzeugt, daß, wie unser Leben nun einmal gestaltet ist, alle Entwicklungen nur langsam und allmählig gedeihen können, und daß ohne Gunst der Ereignisse kein Wollen stark genug, zum Ziele zu führen. Aber mit jenem im Bunde kann Unglaubliches geschehen. —

Des Vaters Wunsch, der bei durchmusterndem Erwägen aller Universitäten der möglichst ruhigen sich zuneigte, und ein Zusammentreffen mannigfacher Umstände entschieden zur nächsten Fortsetzung der Studien für Leipzig. Hier wurden vornehmlich Gottfried Hermanns und Spohns philologische, kurze Zeit auch Krugs Vorlesungen über formelle Logik, so wie Wendts ästhetische Vorträge besucht. Aber bei aller hochachtenden Anerkennung des kritischen Scharfsinns und der Freude an den in schönem Latein gehaltenen lebhaften Vorträgen Hermanns, und bei aller Vorliebe für das griechische Alterthum konnte ich mich nicht entschließen, in

die von diesem genialen Hellenisten geleitetete Griechische Gesellschaft einzutreten, weil deren Uebungen in dieselben Abendstunden fielen, wo das Theater offen war. Diese Anstalt, die damals unter Küstners Verwaltung blühete und von guten Kräften unterstützt bis dahin von äußerem Prunke und gefallsüchtigem Buhlen mit den Launen und Anforderungen eines überreizten und verdorbenen Geschmacks sich freier gehalten hatte, als so manche bei weitem vornehmer sich dünkende, mit weit mehr Mitteln ausgestattete Schwesteranstalt, besuchte ich jeden Abend und ließ durch Nichts mich abhalten, auch nur Eine Vorstellung zu versäumen. Zugleich trat ich in nähere Berührung mit einigen ausübenden Mitgliedern der Bühne und lernte bei den Gastspielen P. A. Wolffs und seiner Gattin, den von Göthe'scher Formvollendung und künstlerischer Sicherheit Durchdrungenen, des in manchen Leistungen immer noch bedeutenden Eßlair und in der schwunghaften Kraft und dem genialen Siegerfluge der Sophie Schröder und Ludwig Devrients ein Höchstes in der darstellenden Kunst ahnen. Meinen persönlichen Antheil gewann durch den glühenden Eifer im Streben nach einem höchsten Ziele vornehmlich Eduard Jerrmann. Vornehmlich aus der lebhaften Theilnahme an der künstlerischen Entfaltung dieses Werdenden sind die Aufsätze entstanden, von denen ein Theil als „Briefe Erichs an Anselm“ im Freimüthigen abgedruckt erschienen — sehr unreife Ergüsse eines jungen Theaterenthusiasten, welche darthun, daß lebendiger Antheil

und guter Wille allein nicht ausreichen, um etwas Rechtes hervorzubringen.

Neben einer unermüdlichen Theaterlust gefiel ich mir auch in den glänzenden Abendversammlungen reicher Kaufmannshäuser, an denen Leipzig niemals Mangel gehabt. Hier konnte ich meiner leidenschaftlichen Liebe zum Tanz genügen, und das ließ mich über alles Andere leicht hinwegspringen, was sonst wohl hätte zurückstoßen können. Sonntags versäumte ich nicht leicht eine Predigt des Superintendenten Tzschirner, der schon durch seine kräftige Persönlichkeit, mehr noch durch die seinen Kanzelvorträgen inwohnende Kraft und Klarheit anzog. Ein an den trefflichen Mann gerichtetes, aus der Begeisterung an dessen protestantischem Freimuth gegenüber verfinsternden Bestrebungen hervorgegangenes Gedicht gewann mir später seine persönliche Zuneigung als bis zum Tode dauernden Besitz. Es wird gar häufig Mißbrauch getrieben mit Hervorsuchen von Aehnlichkeiten mit bedeutenden Personen der Vergangenheit, aber an der fast allgemeinen Bemerkung, daß Tzschirners Erscheinen auf der Kanzel an das Bild Luthers erinnere, war wirklich viel Wahres; dazu das Treuherzige und Einfache seiner Predigten, die, immer auf historischer Basis stehend, ohne alle erkünstelte Salbung zum Herzen drangen. Solche Männer thun noth, die Religion in Ehre und Ansehen zu erhalten. —

Zu Ende des Semesters machte ich mich auf zu einem Ferienbesuche Dresdens, dessen reiche Kunst-

schätze einen mächtigen Eindruck auf mein Gemüth hervorbrachten — anfangs sogar so stürmisch und überwältigend, daß ich mehrmals zu freiem Aufathmen in die Natur hinausflüchten mußte, wo ich dann wieder Sammlung zu ruhigerem Aufnehmen gewann, bis ich endlich dahin kam, zu sondern und das chaotische Gewühl so bedeutender Eindrücke in feste Gruppen zu ordnen. Hat sich Vieles davon mir auch später erst zu reinerer Klarheit geläutert, so blieben doch immer jene ersten Anschauungen der Boden, auf welchem ich ahnungsvoll eingeweiht wurde zu einer höheren Auffassung der bildenden Kunst. Auch Tiecks abendliche Vorlesungen und besonders seine von feinem Geistesäther erfüllten Gespräche regten Vieles an und brachten Vieles zum Verstummen, was bis dahin mehr in willkührlicher Weise sich mir dargestellt hatte.

In Dresden waren dazumal Besucher aus allen Weltgegenden vereinigt, und es fand Abends der lebhafteste Verkehr statt, welcher häufig bis tief in die Nacht hinein dauerte. Dabei wurde dann wacker gezecht und man nahm es mit den Worten eben nicht so genau. In diese Zeit fällt ein durch seinen Ausgang unglückliches Duell und ein dunkler Schatten, der viele Jahre später in einer verhängnißvollen Periode nicht ohne trübenden und zu Herbeiführung des mächtigsten Moments beschleunigenden Einfluß geblieben.

Im Spätherbste kehrte ich nach Leipzig zurück. Ich hatte von Anfang meines dortigen Aufenthalts ein Zimmer in dem weitläuftigen, damals auf das Heiterste und

Geschmackvollste in kleinere Gärten und Häuser abgetheilten Reichelschen Garten bewohnt, den Allen gemeinsame räumige Laubgänge schmückten, dessen Eingang die von einer breiten Brücke überwölbte Pleiße begrenzt und der im Hintergrunde sich an eine weite Wiese lehnt, wo die von der Elster bespülten hohen Erlen den Durchblick auf ein Wäldchen gewähren, das wie ein dunkler Rahmen den Gesichtskreis abschließt. In diesem weitläuftigen Grundbesitz des alten Reichel wohnte in einem gar freundlich gelegenen, von einem besonderen Garten umschlossenen Hause, welchem meine Freunde der Farbe wegen späterhin den Namen des blauen Häuschens beigelegt, der Kaufmann Karl Sickmann, unter dessen Vormundschaft und väterlicher Obhut die jüngste Schwester seiner Gattin, Charlotte Willhöfft, seit des Vaters frühem Tode an der Seite der Mutter und der verheiratheten Schwester war erzogen worden.

Es war der 1. December 1822[16]), als ich, eingeführt durch einen älteren Bruder Charlottens, zum ersten Mal einen Gesellschaftsabend in der Willhöfft-Sickmann'schen Familie zubrachte. Die prunklose und gleichwohl so höchst anständige Weise, die hier einen entschiedenen Gegensatz bildete zu den bisher vorwaltend besuchten so genannten höhern Zirkeln damaliger Leipziger Geselligkeit, das einfach treuherzige Entgegenkommen, und selbst die Sprache (— Sickmann ist geborner Westphale; die Famile Willhöfft stammt aus Hamburg —) erinnerten mich lebhaft an heimisches

Element und gemahnten mich mit starker Anziehungskraft an Sitten und Gewohnheiten des eigenen Vaterhauses. Den stärksten Eindruck aber machte mir die damals kaum sechzehnjährige Charlotte[17]). Einfach und edel in ihrer äußeren wie in ihrer inneren Bildung, vereinte dieses seltene Wesen mit der kindlichsten Unbefangenheit und Heiterkeit einen tiefen Zug angebornen Ernstes, der in manchen Augenblicken ihrem dunkeln ausdrucksvollen Auge das Gepräge der Schwermuth gab, selbst wenn der lieblich geformte Mund in freundlichster Weise lächelte oder zu einem Scherz sich öffnete. Charlotte war von mittlerer Größe, schlankem Bau, ihre Züge äußerst regelmäßig; das braune Haar trug sie damals noch gescheitelt. Bei lebhaftem, äußerst schnell-kräftigem Geiste, der, jeden Gedanken rasch in sich aufnehmend und seinem Inhalt gemäß verarbeitend, gleichwohl im eigenen selbständigen Ideengange sich nicht stören ließ, war sie entfernt von aller Hinneigung zu moderner Geistreichigkeit; stets ist die Macht und Fülle eines reichen Gemüthes in ihr vorwaltend geblieben. Die Selbstbestimmung ihres Wesens, die spontane Kraft des Willens, die sich späterhin zu so entschiedener, tragisch endender Bedeutung in ihr gestalteten, sprachen sich zwar frühe schon in ihren Gesichtszügen wie in ihrem Handeln aus, aber besänftigt durch die reinste Milde einer echt jungfräulichen Natur, in welcher Heroismus nur die zweite, Innigkeit und Zartheit der Empfindung die erste Stufe einnahm. Bis zu ihrer Konfirmazion hatte sie die

höhere Bürgerschule besucht. Sie erhielt, 15 Jahre alt, „bei der ehrenvollen Entlassung aus der 1. Hauptklasse der Bürgerschule das Zeugniß der vorzüglichen, bewährten, ausdauernden Zufriedenheit aller Lehrer, zur frohen Erinnerung an die Jahre jugendlicher Bildung". Voll Lernbegierde und eifriger Sorgfalt in ihren Arbeiten, voll hingebender Verehrung für ihre würdigen Lehrer, zu inniger Freundschaft verbunden mit einigen Wenigen ihrer Mitschülerinnen, welche alle gleichwie die Lehrer sie als ein Muster achteten und liebten, war ihr der Besuch der Schulstunden der freudigste Genuß. Besonders war es Einer der älteren unter den Lehrern, Professor Lindner, der durch die Tiefe seiner damals noch nicht zu der spätern Ueberschwänglichkeit ausgearteten religiösen Anschauung bedeutend anzog, zu ernsten Gefühlen führte und zum Eindenken anregte. Als dieser von echt-menschlicher Empfindung durchdrungene Mann einmal wegen Einflößung schwärmerischer Ansichten angeklagt worden war und der Religionsunterricht ihm entzogen werden sollte, unternahm Charlotte an der Spitze einiger Mitschülerinnen, ihn in einer schriftlichen Vertheidigung zu rechtfertigen und wieder zu gewinnen für die Lehrstunden. Ist die Ausführung dieses Schrittes, durch Umstände verhindert, auch unterblieben, so zeugt die Sache doch für die frühe schon erwachte kräftige Selbständigkeit in dem herrlichen Kinde. Nie ist sie übrigens, wie tief ihr Gemüth auch von religiösem Glauben durchdrungen und erfüllt war, nie ist sie Religionsschwärmerin

gewesen; dazu war ihr Geist seiner ganzen Anlage und Richtung nach viel zu klar. — Ein schönes Talent, das, später zu immer größerer Vollendung entwickelt, Vielen unvergeßlichen Genuß bereitet — ihr Gesang — zeigte sich schon in diesen frühen Jahren in bedeutender Weise. Bei Einübung einer Festkantate zeichnete ihre Stimme sich so sehr vor allen übrigen aus, daß der überraschte Lehrer zu der Familie eilte, um ihr zu verkünden, es sei da ein Talent vorhanden, das, gehörig ausgebildet und zur öffentlichen Aufführung gebracht, Tausende gewinnen könne: — eine Aeußerung, über welche damals sowohl wie bei späterer Wiederholung von andern Seiten die einfache, jeder dergleichen Oeffentlichkeit widerstrebende Charlotte ablehnend gelächelt. Doch wurde von diesem Augenblick an größere Sorgfalt auf ihren Gesangunterricht verwendet, während es die größte Freude ihrer älteren, verheiratheten Schwester wurde, mit der geliebten Charlotte gemeinsam sich zu üben. Oeffentlich hat diese niemals gesungen, ausgenommen bei Aufführung von Oratorien zu Unterstützung wohlthätiger Zwecke, wo dann ihre volltönende, seelenvolle Stimme zur Entzückung und Bewunderung aller Empfänglichen und Urtheilsfähigen in den weiten Räumen der Thomaskirche widerhallte. Zugleich wurde es Sitte im Sickmann'schen Hause, wöchentlich einen so genannten Singabend zu feiern, zu welchem dann außer den Ausübenden, jedesmal eine kleine Anzahl von Freunden zu einem doppelten Genusse eingeladen war.

Ein solcher Abend nun war auch der 1. December 1822.

Wenn ich auf jenen Abend zurückblicke, so erweitert sich mein Herz und die Welt liegt vor mir da im reinsten vollglühenden Morgenroth. Mit Recht darf ich ihn meine Hedgira nennen, den Anfang einer neuen Aera. Mit ihm beginnt ein vollständiger Umschlag meines innern und äußern Lebens. Kam auch das „Diese oder Keine“ später erst in mir zu voller Klarheit und Entscheidung, so war doch jetzt schon der Eindruck, welchen Charlotte auf mich gemacht, ganz anderer Art, als was früher bald in Vorstellungen schwärmerischer Phantasie, bald in geselliger Begegnung und tändelndem Spiel der Neigung sich ergeben. Es begann in mir ein Ahnen jener Macht, die in den Tiefen des Herzens Wurzel schlägt und die, wenn sie einmal Wurzel geschlagen, bald mit Scepter und Krone als unumschränkte Herrscherin auf selbst erbautem Throne waltet. In meinen weit ausgreifend jugendlichen Träumen hatte seit dem Göttinger Exil sich der Plan gebildet, frei von den Fesseln eines ehelichen Bandes durch das Leben zu schreiten und künftig einmal auf weiten Reisen, oder auch wohl in Kämpfen meine Kräfte zu üben. Griechenland und der Orient schwebten mir hierbei besonders lebhaft vor. Als höchstes Ziel und Ideal des Lebens galt mir überall das Maaßlose eines unbegrenzten Strebens. An die Gluth, ganz ohne weiteren Inhalt und auf die Gefahr hin, ja mit dem Gelüste, daß sie ihren Gegen-

stand verzehre, hatte ich besonders gern meine Huldigungen verschwendet und sie vergöttert als das Element der Elemente, welchem allein Heil und Segen entsprießen könne. Zu einer Art Epopöe wählte ich einen Helden, welcher auszieht mit dem glühenden Verlangen nach dem Auffinden der Sonnenwiege und der endlich nach den wirrsten Abenteuern sich in das äußerste Ostmeer stürzt, in dessen Tiefen er die Wiege der Sonne zu gewahren glaubt. Alles, was die Menschen „Glück" zu nennen pflegen, schien mir nichtig und die Summe des wahren Glückes aufzugehen in dem unabläßsigen Nachjagen einem Unerreichten, nie zu Erreichenden. Diese Richtung, welche alle Wirklichkeit als wesenlos und das Wesenlose als werthvoll betrachtet, wurde ich nicht müde in unzähligen Gesängen zu feiern, deren einer mit den Worten schließt:

Ja es stirbt das Höchste im Erlangen,
Schaal und menschlich wird das Götterbild;
Selig wem ein nie gestillt Verlangen
Bis zur Gruft mit Gluth den Busen füllt.

Jetzt hing ich jenen Träumen und Phantasien nicht mehr so gerne nach; ihr Brillantfeuer schien mir weniger schmeichelnd und glanzreich, und die Begeisterung, welche sie vor Kurzem noch in mir erregt hatten, war gedämpft und hatte ihren Reiz zum Theil verloren. Es erwachte immer mehr der Gedanke an eine Bethätigung in näher gesteckten Grenzen, an ein dereinstiges Schaffen und Walten in umschlossenerem Kreise, an ein Glück und ein Wirken, zu welchem mich zu

befähigen und für welches mich würdig zu machen jetzt mein Hauptaugenmerk und mein Streben wurde. Das Nächste war ein völliges Zurückziehen von den Kreisen derjenigen Geselligkeit, in deren glänzenden Zerstreuungen ich mir bis dahin vorzugsweise gefallen. Desto öfter wurde das blaue Häuschen besucht. Auch in das Theater wurde seltener gegangen; die Abende konnten ja weit schöner und genußreicher verwendet werden. Was Professor Hermann nicht vermocht mit all seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit, nicht die Liebe für das hellenische Alterthum und die dargebotene Gelegenheit, in dasselbe tiefer einzudringen, das gelang, ohne irgend eine Bemühung und ohne andere Beihülfe als ihr eigenstes Selbst Professor Hermann dem Zweiten, wie meine Freunde scherzend wohl die Zauberin Charlotte nannten. Zugleich aber wurden von nun an die eigentlichen philosophischen Studien bei mir regelmäßiger und gründlicher betrieben, nicht nur, wie bisher, aus Liebhaberei und um der Lust am Lesen der alten Dichter willen, sondern als Grundlage zu einer künftigen Lebensstellung.

Von dieser Umwandlung in Lebensansichten und Lebensplanen, von diesem Einziehen der Segel meines Lebensschiffes, das bisher auf dem Meere weitausgreifender Entwürfe und angemessener Träume sich umhergetrieben, und von der neuen Fahrt auf einem zwar enger umgrenzten, aber sicheren und mehr beruhigten Strome mit lachenden Ufern und der Aussicht auf ein schönes Ziel, sowie von der beglückteren, befriedeteren

Seelenstimmung auf den Wogen einer schönen Wirklichkeit voll Hoffnung und Liebe zeugen mehrere Lieder in der „zum Besten der Griechen" herausgegebenen Gedichtsammlung. Ich hatte nämlich, da mein Drang, selbst für die Sache der Griechen zu kämpfen, nicht in Erfüllung gehen sollte, mindestens mein Scherflein beitragen wollen zu den vielen Gaben, die aus Deutschland, Frankreich, England dem hartbedrängten, heldenmüthig ringenden Volke zuflossen. Zu diesem Ende vereinigte ich mich mit Ernst Große, dem ebenfalls in Leipzig studirenden jungen Dichter, dessen Ausflüge ein bei Weitem erfreulicheres Resultat versprachen, als sich späterhin an dem nach vielfachen Rettungsversuchen schmerzlich aufgegebenen Freunde dargethan, zu gemeinsamer Herausgabe jener im Frühlinge 1823 erschienenen Gedichte[18]). Den Herausgebern wurde die Freude zu Theil, aus dem Erlös des Buches mehrmals eine kleine Summe bald an die damals bestehenden Griechenvereine, bald an Solche überliefern zu können, die eben im Begriff waren nach Morea, dem damaligen Schauplatz des Freiheitskampfes, abzugehen. Es ist bei späterer Ernüchterung häufig über die gutmüthige Bereitwilligkeit der Deutschen gespöttelt worden, über das leidenschaftliche Gelüste, Anderen zu helfen statt sich selber, und selbst da zu helfen, wo ihnen nur mit Undank gelohnt werde. Aber der Drang, uns den Nachkommen Derer dankbar zu beweisen, denen wir so viel verdanken, war so natürlich, so unabweislich; und wer mit ganzer Seele giebt,

fragt nie nach Lohn. Im Völkerleben wie im Dasein des Einzelnen gilt das gewaltige Wort unseres Reformators: „Ich kann nicht anders“, und was hervorgehend aus diesem entschiedenen Drange nach außen geschieht, bleibt mehr oder minder auch nicht ohne inneren Gewinn. Wer kann ermessen, wie viel von dem unter uns sich neu Gestaltenden und Entwickelnden angeregt worden durch den lebensvollen Antheil an uns umgebendem Thun und Treiben, sei's mittelbar oder unmittelbar? —

Das erwähnte Büchlein steht mit all seinen Mängeln mir da als theures Erinnerungszeichen aus einer Zeit, von der ich kaum zu sagen wüßte, ob sie reicher war an schönen Hoffnungen und Träumen für die Zukunft, oder an beseligter Gegenwart.

An die Prüfung und Durchsicht der zum Druck bestimmten Gedichte knüpfen sich die ersten Fäden geistiger Gegenseitigkeit mit Charlotten. Anfangs erstaunt in ihrer kindlichen Unbefangenheit und liebenswürdigen Bescheidenheit, sich zur Schiedsrichterin aufgerufen zu sehen, lernte sie bald durch das unbegrenzt hingebende Vertrauen, welches ihr Freund den Aeußerungen ihres merkwürdig treffenden Gefühlstakts schenkte, muthiger und selbstvertrauender sich aussprechen, bald auch ernst auf ihrer Ansicht bestehend, Aussprüche und Entscheidungen über Annahme und Verwerfen. Dabei blieb sie jederzeit unbestechlich in ihrem Urtheil, auch bei solchen Gedichten, denen sie wohl anfühlte, daß *sie* die begeisternde Flamme in denselben sei. Frei von jeder

Spur gewöhnlicher Eitelkeit sah sie in all dergleichen nur das Bedürfniß des Dichters, irgend einen erwählten Gegenstand zu preisen, und blieb weit entfernt, in sich all das Vorzügliche und Einzige, was jene Lieder von ihr begeistert aussprachen, für Wirklichkeit zu halten. Eine besonders angenehme Ueberraschung bot ihr späterhin der Anblick der ersten Korrekturbogen, die sie mit großem Eifer durchging, und in welchen nachträglich einen Fehler zu finden, der den früher Untersuchenden entgangen, ihr jedesmal ein kleiner Triumph war.

Neben diesen durch die Umstände herbeigeführten litterarischen Beschäftigungen und Uebungen waren es zunächst Gespräche über die Bergpredigt, welche unsere Herzen einander näher brachten. Ich las nämlich um jene Zeit mit einem theologischen Freunde das neue Testament; und Charlotte, deren innerste Gesinnung in diesem wurzelte, und der von ihren unlängst beendeten Schuljahren her noch Alles gegenwärtig war, was ihr verehrter Professor Lindner darüber vorgebracht, fand einen besonderen Genuß im Austausch über Inhalt und Bedeutung der göttlichen Worte, für die wir beide begeistert waren und an die sich die ernsthaftesten und glühendsten Betrachtungen über Diesseits und Jenseits knüpften. Dazu gesellte sich dann bald Homer, welchen ich, während mich das Studium des Urtextes beschäftigte, der Seelenfreundin, ohne deren Theilnahme mir keine Freude mehr vollständig schien, in der Vossischen Uebersetzung vorlas, so wie

dann und wann ein selbstübertragenes Stück von Aeschylos und Sophokles, und kam der ältern Schwester dergleichen Lektüre doch manchmal gar zu fremdartig vor, so wurde sie vertauscht mit einem Drama Lessings, Schillers, Göthe's, oder anderen, neueren Erzeugnissen.

Die treffliche Mutter und übrigen Verwandten sahen gern einem Verhältniß zu, das, auf die geistigsten Elemente gestützt, nur zu schöner innerer Entwicklung der vor allen vorzugsweise geliebten Charlotte führen konnte. Da mir auch die Sickmannschen Kinder sehr anhingen und ich gern mich mit ihnen beschäftigte, wurde ich bald wie ein befreundeter Lehrer betrachtet, bald — und dieß vornehmlich Charlotten gegenüber — wie ein älterer Bruder; und als diese Betrachtungsweise durch Bemerkungen Anderer (— auf einem Balle — in einer Gesellschaft —) zu ernsteren Erwägungen Anlaß gab, da war es für berechnende Vorsicht und kluge Berathungen bereits zu spät. Die Herzen hatten einander gefunden und — gewählt, um in Freud' und Leid das Leben treulich miteinander zu bestehen.

Mag sich nüchterne Verstandesweisheit noch so viel zu gute thun auf Unfehlbarkeit ihrer Berechnung, mag Weltklugheit noch so selbstzufrieden lächeln über Alles, was nicht zusammenstimmt mit dem ihren Begriffen nach einzig gültigen Realen, es lebt etwas im Innersten der Menschenbrust, an das Berechnung und Abwägen nimmer reicht, das einem geheimen unerklär-

baren Zuge folgend sich entwickelt nach eingeborenen Gesetzen und in unruhevollem Drang nach Ruhe und Befriedigung sucht. Diese wird ihm nur zu Theil im Aufblüh'n einer echten Liebe, die den ganzen Menschen ausfüllend ihn zugleich selbstbewußter und sich selbst aufgebend macht. Es mag nachher noch Vieles mit ihm vorgehen, er mag Freud' und Leid erleben und die Welt in den verschiedensten Gestaltungen und Richtungen kennen lernen, — immer aber wird er sich gestehen, daß die reichste Lebensfülle ihm in dem Moment geworden, wo er sein eigenstes Wesen ergänzt gefunden in einem andern Wesen, und daß im widerstrebenden und doch zugleich beseligten Aufgeben des starren Ich ihm erst Befriedigung und Vollgenuß des Daseins geworden.

Wer dieses Paradies in sein Innerstes aufgenommen, der wird, was auch das weitere Leben bringe, es nimmer ein verlorenes nennen dürfen. Es ist, und unvergänglich; denn es begleitet uns, ein treuer Schatz, durch alle Schwankungen und Verwickelungen der vielverschlungenen Erdenbahn. —

Die Seligkeit eines durch und durch beglückten Herzens, das Einswerden von Himmel und Erde, das so manche Lieder des Sommers 1823 durchweht, hat vielleicht seinen genügendsten Ausklang gefunden in dem Gedicht „Der Genesene", dessen Schluß:

Wie lebt Natur und Gott und Welt
In Farbenfüll' und Tönen!
Und Wonne nur und Liebe nur
Und nichts von Schmerz und Sehnen!

so recht den Gegensatz ausspricht einer in schöner Gegenwart und Gewißheit befriedeten Brust nach langem Irren, Schwanken und Suchen.

Als sollte die bis dahin schüchterne, nur im Innersten sich bergende Liebe bei ihrem ersten Eintreten ins Leben gleich die Weihe feierlichsten Ernstes (— soll ich sagen: des Todes oder der Unsterblichkeit? — Doch wohl Beides in Einem! —) empfangen, erschloß sich unser gegenseitiges Bekenntniß an einem Sarge. Als ich von einer Fußwanderung zurückkehrend in meine Wohnung trete, deutet mein Aufwärter hinüber auf das blaue Häuschen und sagt: „Sie werden große Trauer drüben finden — Todt — eine plötzliche Erkältung — heute früh —.“ — Gott weiß, wie in mir der Gedanke zuckte, ohne weitere Nachfrage dieß auf Lottchen zu deuten. — Ich stürze hinüber — fast bewußtlos. — Da tritt sie mir entgegen: „Ums Himmels Willen, was ist Ihnen begegnet, Stieglitz?“ — Ich weiß nicht, was ich geantwortet. — Aber wie leid mir auch die gleich darauf erfolgende Nachricht von dem Tode des kleinen Hermann that, mir war's, als wären tausend Leben mir geschenkt. Erst Tags darauf, am Sarge des Kleinen, erzählte ich ihr, was gestern in mir vorgegangen. In dieser ernsten Stunde wurden wir einander klar; wir fühlten, daß wir für einander gehörten im Leben wie im Tode. — Das war der Anfang höchster Seligkeit und tiefsten Wehs. —

Das Wort des großen Dichters, daß der größte der Schmerzen sei, vergangenen Glückes im Elend zu

gedenken, hat nur halbe Wahrheit. Man kann mit gleichem Recht behaupten, die Erinnerung wahrhaft glücklicher Tage sei ein unverlöschliches Licht in den dunkeln Irrgängen des Lebens. Was wir wahrhaft besaßen, raubt uns kein Verlust. Und hier ist nicht etwa ideelle Schwärmerei; es ist einfache Wirklichkeit, innerste Erfahrung. Wenn die Gegenwart, wie es zu Zeiten wohl geschieht, mir kahl und öde wird, so darf ich mich nur zurückwiegen in das wunderbare Blüthenmeer der mit Charlotten verlebten seligen und seelenvollen Stunden, um wieder an reinem reichen Inhalt mich zu erfreuen und zu stärken. — Von den Gartenbeeten, die wir gemeinsam gepflegt und behütet bis zum unauflöslichen Verinnigen Geist in Geist und Seel' in Seele, welch eine Fülle von Klang und Harmonie! — So lange die Erinnerung mir nicht erstirbt, werde ich nimmer mich verarmt fühlen können.

Unter den Männern, denen ich mich damals näher angeschlossen, verdient Adolph Wagner eine besondere Erwähnung, dieser von Fülle der Ideen und des Wissens überdrängte Geist, von dessen innerstem Kerne Alles, was er öffentlich gegeben, nur ein schwacher Ausläufer ist, und dessen Rede eben so melodisch und anziehend war als seine Schreibart unbeholfen und erstarrend. Wagner fehlte nur ein scheinbar geringes Etwas, um unendlich viel als Litterat zu sein; aber dieses Etwas zu erringen ist ihm nie gelungen. Und das fühlte er und das machte ihn so stolz und unbeugsam und hart Solchen gegenüber, die, ihm auch von Ferne nicht

vergleichbar, durch leichte Beweglichkeit der Feder und gewandte Darstellung eines ziemlich mäßigen Gedankenvorraths eine Art Ruhm sich erworben, während er in demüthiger Anerkennung echter Größe und in zutrauensvoller Hingebung und wahrhaft sehnsüchtiger Auffassung und Heranbildung junger Talente ein Glück und eine Befriedigung suchte, die sein eigenes schriftstellerisches Leisten ihm nicht gewähren konnte. Wenn ich sein gedenke, des Mannes mit den bedeutungsvollen Zügen, in welche scharfe Furchen eines raschen Jugendlebens eingegraben waren, und des großen tiefliegenden Auges, mit welchem er wie inneren Geheimnissen zu lauschen schien, so mahnt mich etwas wie Kassandra, oder die räthselhafte Sphinx.

Im Herbste 1823 unternahm ich in Begleitung meines Freundes Ernst Große eine Fußreise, deren Erlebnisse und Eindrücke in reichlichen Briefen an Charlotten aufbewahrt sind. Als ich am Tage vor dem Ausmarsch aus Leipzig eine passende Reisewaffe wünschte, eilte Charlotte selbst in ein Gewölbe und kaufte einen doppelschneidigen Dolch mit schwarzem Griff, den sie mir zum Geschenk darbrachte. Diesen Dolch, in welchen später noch mein Name mit der Jahreszahl 1823 eingeätzt wurde, trug ich fortan mehrere Jahre hindurch immer auf der Brust, bis späterhin in einer ruhigeren Periode befriedeter Häuslichkeit er auf Charlottens ausdrücklichen Wunsch neben meinem Schreibepult aufgehängt wurde. — Unsere Wanderung ging durch Franken und Schwaben; wir

besuchten die schönsten Gegenden des Rheins und kehrten dann, beide Hessen durchstreifend, in dem Waldeckerländchen ein, wo natürlich in meinem Vaterhause uns die gastlichste und liebevollste Aufnahme bereitet war. Da gab es nun Vieles zu berichten, und das Fragen und Erzählen nahm kein Ende. Von den Verwandten in Bamberg, von den schönen bei Jean Paul Richter in Bayreuth verlebten Abenden, von den freundlichen Stunden, die der biedere Uhland in Stuttgart[19]) bereitet hatte, von der gastlichen Aufnahme bei dem patriarchalischen Johann Heinrich Voß und seiner Baucis Christiane, vom alten Römersaal zu Frankfurt und dem modernen Kursaal Wiesbaden — von Allem mußte ausführlich Rechenschaft gegeben werden. Vor Allem aber wurde — da man mich in diesem Falle noch nicht als unparteiischen Richter erkannte — vielfach Große ausgefragt und mußte wieder erzählen von der herrlichen Charlotte, die den einst so ungestüm ins Leben Stürmenden zu mildem Frieden umgewandelt hatte.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in meinem lieben Arolsen setzte ich von Kassel aus, während Große sich nach Hannover wendete, allein meinen Pfad nach Leipzig fort. Auf diesen letzten Stazionen wurde in Gotha manche freundliche Erinnerung aus den Schuljahren gefeiert, vor Allem aber inhaltvolle Stunden gelebt mit meinem hochverehrten Friedrich Jacobs. Dem in Weimar verlebten Tage gab eine unvertilgbare Weihe die durch den sinnigen Eckermann verschaffte

Gunst eines Besuchs bei Göthe — 10. November 1823. — Es ist dieß das einzige Mal, daß ich den Dichterheros von Angesicht gesehen und Worte aus seinem Munde vernommen. Der Eindruck war ein erschütternder, indem ich mit all meinem glühenden Streben mich als so gar nichts diesem Gewaltigen gegenüber fühlte[20]). Erst ein nach Leipzig gesendeter Brief Eckermanns, der freundliche Aeußerungen des ehrwürdigen Meisters über den schüchternen Besucher enthielt[21]), milderte diesen Eindruck, nachdem bereits das Wiedersehen der Geliebten dem Herzen Freudigkeit und dem Streben Zuversicht wiedergegeben hatte.

Zwischen philologischen Vorbereitungen, dichterischen Versuchen mannigfacher Art — wobei Eckermann aus der Ferne, Charlotte in der Nähe zu Berathern und Schiedsrichtern erwählt waren — und Fülle reinster Lebensfreude führte der Winter 1823 zum Frühjahre 1824, das den Entschluß zur Ausführung brachte, Leipzig zu verlassen, um in Berlin dem immer mehr Wurzel fassenden Plan gemäß mich an der dort vorherrschenden historisch-philologischen Richtung zu eigener Stellung bei der Universität vorzubereiten. —

Die ersten Eindrücke Berlins wirkten mehr überraschend, als wohlthuend. Der große Umfang der weitläuftig auseinander liegenden Stadt, das Schnurgerade der meisten ihrer in nüchterner Kahlheit hingedehnten Straßen; der gänzliche Mangel der von Kindheit an lieb und vertraulich gewordenen Wald- und Bergumgebung, — an der Stelle frischer und kräftiger

Natur überall der viele Staub und die viele Gelehrsamkeit, an der Stelle ursprünglicher lebendiger Freude am Schönen vielfältig Prunken mit Geist ——— alles dieß und noch so vieles damit Zusammenhängende konnte unmöglich eine Natur wie die meine ansprechen und befriedigen. Ich wählte mir eine dem eigentlichen schönen Stadttheil, welcher vorzugsweise als Berlin gilt, fern gelegene Wohnung und scheute nicht von dort aus täglich mehrmals den weiten Weg zur Universität zu machen. Es war mir Bedürfniß, dem meinem Wesen fremdartigen Treiben einigermaßen fern zu leben und wenigstens einer Art von Ländlichkeit und Natur in Umgang und Umgebung zu genießen, welche der meiner Wohnung zugehörige Garten und dessen Besitzer, eine schlichte wackere Bürgerfamilie, mir boten. Aber nach und nach versöhnte ich mich auch mit dem eigentlichen Berlin. Boeckhs Vorlesungen und die Aufnahme, die ich bei diesem aus der Ferne schon hochgeschätzten Manne fand, zogen mich mehr und mehr an; ich freute mich der Darstellungen im Theater, wo damals noch das Wolff'sche Paar und Ludwig Devrient und so manche würdige Ueberbleibsel aus der alten strengen Schule wirkten und wo die Milder sich in Glucks und Mozarts Meisterwerken vernehmen ließ; ich fand immer mehr Wohlgefallen an dem, was die Stadt an wirklich schönen Kunstwerken aufzuweisen hat; ja ich befreundete mich sogar mit dem Thiergarten, diesem Surrogat der Natur, und suchte mir nach meiner Weise manches Lieblingsplätzchen für die Phantasie. — Im

Ganzen jedoch blieb mein Leben in der ersten Zeit des Berliner Aufenthalts ziemlich einsam, und es stellte sich nicht selten eine Trübe und Niedergeschlagenheit ein, die mir seit lange fremd gewesen. Desto größeres Verlangen fühlte mein des Naturumganges bedürftiges Gemüth nach einer Reise, die ich denn auch in Gesellschaft eines werthen Studiengenossen, Eduard Margerie aus Krefeld, am Schlusse der Sommer-Vorlesungen antrat. Unser Weg führte zunächst nach der Insel Rügen, wo wir in mehrtägigen Streifzügen an der romantischen Küste uns jeden Abend des Seebades erfreuten. So auch eines Abends, den wir als den letzten für Rügen bestimmt hatten, unweit Putbus. Mein Gefährte, als Rheinländer ein gewandter Schwimmer, zeigte mir eben eine raschere Art vorwärts zu kommen und überholte mich in behenden Stößen dermaßen, daß ich weit hinter ihm zurückblieb. Mit einem Male höre ich einen Schrei und sehe sein langes braunes Haar bald auftauchen, bald verschwinden. Ich eile so rasch ich vermag der Stelle zu, aber ohne ihn zu finden. Nachdem wir den armen Eduard aufgefunden und ans Land gebracht, wurden mittelst des herbeigerufenen Arztes alle Mittel zum Rückführen in das Leben angewendet. Vergebens! So fiel mir nun das traurige Amt zu, der unglücklichen Mutter das Schmerzlichste zu melden. Noch längere Zeit blieb ich mit ihr im Briefwechsel, da es ihr tröstlich schien, mit Dem sich zu unterhalten, welcher den letzten Stunden ihres Sohnes nahe gewesen.

Natürlich verweilte ich bis zur Beerdigung auf Rügen. Hierbei lernte ich wahrhaft gute Menschen kennen. Amtmann Dieckmann und seine Familie, an die ich Grüße von Berliner Bekannten zu bestellen gehabt, nahmen sich mit treuem Eifer meiner an, halfen sorglich alles Nothwendige bereiten, und bei dem Zuge von dem Gute Posewald nach dem Dörfchen Vilmnitz, wo wir den Hingeschiedenen unter der großen Linde vor der Kirche begruben, hätte Niemand ahnen können, daß er fern den Seinigen gestorben. Mir ist diese Familie in jenen traurigen Tagen ein wahrer Trost geworden, und ich schied von ihnen wie von lieben Freunden, das Bild einer wackeren Genossenschaft neben den trüben Bildern mit mir im Herzen tragend. — Nun zog ich einsam weiter den Gestaden der Ostsee entlang über Lübeck nach Holstein, zu den dänischen Inseln nach Kopenhagen, von dort höher hinauf nach Kronenburg und hinüber an die schwedische Küste und kehrte ziemlich spät im Herbste über Hamburg wieder nach Berlin. Beim lebhaften Zurückwiegen in diese Fahrten zu Land und Meer haben später sich aus Einzelklängen und festgehaltenen Lokaltönen die „Wandergrüße, Erinnerungen einer Herbstreise“ gebildet. Da Charlotte diese Gedichte besonders liebte, so sendete ich ihnen bei der Veröffentlichung (in dem Berliner genealogischen Kalender für 1837) eine aus Wehmuth und gläubiger Hoffnung gemischte Zueignung an die Verklärte voran.

* * *

Im Winter 1824 — 1825 wurde ich Mitglied der von Buttmann und Boeckh geleiteten Uebungen des philologischen Seminars und besuchte, außer den regelmäßigen Fakultäts-Vorlesungen bei Boeckh, Hegel und Raumer, des in diesem Semester aus Breslau anwesenden Steffens Vorträge über Naturphilosophie: von Poesie durchdrungene Gemüthsanschauungen im Strome flammender Beredtsamkeit. Auch wirkte, nach Aufgeben der bis dahin eigensinnig festgehaltenen einsiedlerischen Zurückgezogenheit, noch manches Andere wohlthuend auf mich ein. Es entstand ein näheres Verhältniß zu Boeckh und Einigen der um ihn versammelten Zuhörer und dadurch wachsendes Interesse für philologische Gegenstände. Ich nahm öfters Theil an den Abendzirkeln, die der kräftig-frische Buttmann belebte, dieser unvergleichliche, echt konstituzionelle Beherrscher eines Kreises, wo jedem Einzelnen in seinem Wesen freies Spiel vergönnt und nur Der verpehmt war, wer durch Steifheit oder Ziererei sich selbst und Anderen den Genuß verdarb. In seiner Nähe konnte keine Art gesellschaftlicher Lüge Raum finden und der an guten Einfällen unerschöpfliche Mann wußte Jedem, auch dem trockensten Fachgelehrten, seine beste Seite abzugewinnen und den verborgensten Lebensquellborn zu erschließen. Mit dem grundgelehrten Hirt entspannen sich interessante Streitigkeiten über antiquarische Gegenstände; Lachmann wurde zu Erörterungen aus der Vorzeit altdeutscher Poesie, Tölken zu ästhetisch-archäologischen Ausbrüchen angeregt; und selbst Savigny,

den sonst nur kunstvoll drapirt Auftretenden, hörte man Buttmann gegenüber sich in einfach=natürlicher Weise über Recht und Unrecht aussprechen; zu besonderer Höhe steigerte sich die Unterhaltung, wenn sich Schleiermacher einfand, dieser ewige Jüngling voll Humor und Geistesschärfe, der seinen lieben Buttmann vorzugsweise als den „Witzboldkönig" getauft hatte. — Daneben war bei meinem Waldeckerlandsmann, dem Bildhauer Rauch, der, selbst ein schönes plastisches Gebilde mit etwas marmorartigem Beischmack, mehr in gehalteneren, dem Hofe abgelauschten Formen sich gefiel, Gelegenheit geboten, die vorzüglichsten unter den älteren und jüngern Vertretern der Berliner Künstlerwelt kennen zu lernen. Von anregendstem Eifer aber wurde der Verkehr mit einer Gesellschaft junger Litteraten, an deren Spitze eben damals Karl Simrock einen Musenalmanach herausgegeben hatte, dessen Xenienanhang — unstreitig das Werthvollste des Büchleins — nach dem Beispiel seines berühmten Vorgängers aus den Neunziger Jahren, die litterarischen Erscheinungen der Gegenwart mit epigrammatischer Schärfe vor das kritische Forum zieht. Den abendlichen Zusammenkünften dieser kecken fröhlichen Genossenschaft schloß ich mit lebhafter Theilnahme mich an und fand darin ein wohlthuendes Gegengewicht gegen die immer mehr zunehmenden streng philologischen Beschäftigungen, denen ich, der einmal eingeschlagenen Richtung und praktischen Lebensbestimmung zufolge, mich unterziehen mußte. In diesem Kreise war es,

wo ich die junge Mannschaft meiner neuen Griechen- und der in dramatischem Gegensatze denselben gegenübergestellten Türkenlieder, sowie die Erstlinge meiner Bilder des Orients vorführte. Es war nämlich streng gehaltene Vorschrift, daß ein beim Schluß der jedesmaligen Versammlung Erwählter am Anfange der nächsten etwas von sich oder einem andern Mitgliede vortragen mußte; daneben aber bestand, im Gegensatz zu den Statuten einer älteren litterarischen Gesellschaft Berlins, das unverbrüchliche Gesetz, daß kein Erzeugniß eines nicht der Genossenschaft Angehörigen in den regelmäßigen Versammlungen dürfe vorgetragen werden. Da mehrere dieser trotzig auf sich selbst beharrenden Genossen mit dem Redakteur des Gesellschafters in Verbindung standen, so folgte ich der Aufforderung zu Beiträgen an diese Zeitschrift, bald in Versen, bald in Prosa. Unter den letztern tritt mir besonders lebhaft vor die Erinnerung ein Aufsatz über „Eckermanns Beitrag zur Poesie, in besonderer Beziehung auf Göthe“ (Stuttgart 1824), einem Buche, das mich lange Zeit mit innerstem Antheil beschäftigt und mit welchem ich in aneignender Hingebung wie mit einem Lebenden verkehrt hatte. So Vieles, was Ernst Große, Eckermanns langjähriger Freund, in beharrlichem Ankämpfen gegen subjektives Sichbefangen mir wiederholt gepredigt und was Eckermann in wohlmeinendster Weise mir mündlich und schriftlich als einzig heilbringendes Evangelium für poetisches Schaffen und Bilden immer von Neuem ausgesprochen hatte, die Nothwendigkeit

des Hingebens an ein scharf erfaßtes Objekt stand hier in mannigfaltiger Betrachtung, bald aphoristisch, bald in zusammenhangender Ordnung vor mir, und überall war Göthe als höchstes Muster nicht nur etwa ausgesprochen, sondern in analytischer Darstellungsweise aufgezeigt, und Alles mit einer ungemeinen Naivetät, einer Kindlichkeit der Anschauung, in welcher zugleich die größte Klarheit herrschte, bis zur Durchsichtigkeit der aufgestellten Ansichten und Grundsätze. Mich hatte das Büchlein ungemein gefördert und mir treulich beigestanden im Ringen gegen eine nur allzugern und durch jahrelange Verwöhnung immer noch gewaltsam sich geltend machende Subjektivität, und so brachte ich ihm in jenem Aufsatz nur den schuldigen Zoll des dankbaren Lehrlings, der freilich noch Vieles zu thun hoffte, um praktisch als Eigenthümer des theoretisch Anerkannten sich rühmen zu dürfen.

Der Kampf zwischen den Anforderungen der für eine künftige Lebensstellung unerläßlichen Beschäftigung mit strenger Philologie und der entschiedenen Hinneigung zu immer mehr sich entfaltenden poetischen Planen und Bestrebungen hatte in meiner ohnedieß in der letzteren Zeit von Blutwallungen stark heimgesuchten Natur nach und nach einen Zwiespalt hervorgebracht, der bald in schwermüthigem Hinbrüten, bald mehr in heftigen Zuckungen des Gemüths sich kundthat. Dieser qualvolle Seelenzustand konnte unmöglich ohne Einfluß bleiben auf die Briefe an die Geliebte, welcher ich Alles mitzutheilen mich gewöhnt hatte; und er blieb,

wie gemildert er auch immer sich kundthun mochte, der klar blickenden Charlotte nicht lange verborgen. Nachdem sie eine Zeitlang vielfältig gesonnen, wie dem abzuhelfen sei, faßte ihr zu Opfern allzeit hinneigendes Herz den Plan, durch Entschwinden aus der Erscheinungswelt den Geliebten von jeder Fessel zu befreien und seinem Streben wieder offene, unbehinderte Bahn zu verschaffen. Aber eine günstigere Wendung in meiner Stimmung und die Rückkehr meines Geistes zu der alten Freudigkeit und Spannkraft verhinderten die Ausführung des furchtbaren Entschlusses, und der Besuch im Sommer 1825 und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Leipzig führte Alles wieder zu schöner Heiterkeit und herrlichem Frieden zurück. Kräftiger und mit größerer Zuversicht als je zuvor widmete ich nach meiner Rückkehr in Berlin mich nunmehr philologischen Studien und der Vorbereitung einer für die Promozion nothwendigen Arbeit und fand gleichwohl Muße und Stimmung, meine poetischen Plane zu fördern und besonders mit Freunden der Tonkunst Erholung und Erheiterung zu gewinnen. Viele der Lieder, welche später, von namhaften Komponisten in Musik gesetzt, auch öffentlich erschienen, sind aus dieser Zeit hervorgegangen; Plane zu Opern wurden entworfen und einer auch, zunächst bestimmt für den in Gesangs-Komposizion talentvollen F. W. Lerche, im Spätherbst 1825 ausgeführt [22]) (— ein anderer, versprochen an C. M. von Weber, starb mit dem bald erfolgenden Tode des hochgeschätzten Komponisten

dahin —); und so wurde gerade in dieser Periode strengster Vorbereitung für das wirkliche Leben vielfältig geschwelgt im Reiche der Träume, und dichterische Plane und Versuche kreuzten und drängten und verfolgten einander auf das Mannigfaltigste, nicht selten bis zum Abenteuerlichen. Zugleich wurden mit Eifer und starkem Antheil die Vorlesungen Hegels besucht, und dieser tiefe, mächtige Denker, der früher durch seine nur mit Widerstreben bis zu Ende verfolgte Logik mich eher von sich abgewendet hatte, zwang durch den Vortrag seiner Geschichte der Philosophie um so entschiedener zu aufmerksam eingehender Betrachtung. Denn hier trat ich in das mehr als lebendiger Organismus der Anschauung sich darstellende, Rüsthaus der in der scharfen Dialektik streng-logischer Entwickelung geschmiedeten Waffen, und unwillkührlich führte der nicht mehr zurückzuweisende Antheil an den Gestalt gewordenen Resultaten auf den nunmehr mit erschloßnerem Auge und erstarktem Muthe aufgesuchten Quellborn zurück. Hegel hat später bei persönlichem Nähertreten mit dem gerade dem ernsten Denker so wohl anstehendem freundlichen Humor mitunter darüber gescherzt, daß ein Dichter an ihm und seinem System Geschmack finde, hat es für eine Laune der Phantasie erklärt, die in dieser mit spartanischer Zucht umgehenden Gymnastik sich wohl nur um des schroffen Gegensatzes willen eine Zeitlang gefalle; gleichwohl aber that ihm dieser lebendige Antheil wohl, und es machte ihm Freude, als er in mehreren aus dem Ver-

senken in sein System hervorgegangenen Gedichten dieses sich flammend spiegeln sah. Die einfache Charlotte aber ließ sich nicht bestechen durch den glänzenden Gedankenfirniß solcher doch eigentlicher Gestaltung entbehrenden Schildhalter des abstrakten Gedankens; auch die mit Sorgfalt zu näherem Verständniß jezuweilen beigegebenen Erklärungen konnten sie nicht anderes Sinnes machen, so wenig als die mit vielem Aufwand von Beredtsamkeit vorgebrachten Argumentazionen eines mir befreundeten Studiengenossen, der in einer Reihe von Briefen sich bemühte, Charlotten für diese Richtung zu gewinnen. Ihr schien das philosophische System nun einmal außerhalb der Sphäre der Poesie zu liegen; und an diesem Gefühl, an welchem alle noch so glänzenden Demonstrazionen scheiterten, hielt sie treulich fest, im Uebrigen den Werth philosophischer Studien keineswegs verkennend. Sie spricht sich hierüber unumwunden aus in einem Briefe vom 8. April 1827, nachdem sie eben über mehreres ihr Zugesandte ihre Freude bezeigt —: „— Etwas ganz Anderes ist es aber mit den meisten Deiner letzten Gedichte und dem, was Du mir darüber zur Erklärung giebst. Ich versichere Dir, ich habe so oft versucht meine Seele da hineinzustimmen, aber es geht und geht nicht. Ich sage Dir, Du Bester, das ganz offen, damit Du Dir nicht wieder umsonst Mühe geben sollst, es mir zu erklären. Siehe, ich meine, das sind Sachen, die nur den Gelehrten interessiren können und auch wirklich nur der beurtheilen kann. Ich hätte nie

gedacht, daß der glühende Heinrich solche trockene Geschichten mit dem Gewande der Poesie umhüllen könnte; da es nun aber einmal so ist, und es gewiß auch seine Liebhaber findet, weiß ich es auch zu ehren, vorzüglich wenn Du mir versprichst, Geliebtester, nicht allzuviel von dieser Art zu geben — Lateinisch ja, aber nur nicht Deutsch" — — —

So oft ich mich auf der gewiß vom Allerheiligsten abführenden Bahn gestaltloser Reflexion ertappe oder von solch verlockenden Irrgängen zurückgerufen werde durch einsichtiges Freundeswort, gedenke ich dankbar der liebenden Warnerstimme, welche damals das wichtigste Geheimniß alles Schaffens und Bildens in sicherem Ahnen des Rechten mir kindlich scherzend an die Seele gelegt.

* * *

Im Juni 1826 erfolgten Examen und Promozion. Die zu letzterer nur theilweise eingereichte Inaugural-Dissertazion »De Marci Pacuvii Duloreste«[23]) trat bald darauf in erweitertem Umfange selbständig hervor. Es ist ein Versuch zur Wiederherstellung einer altrömischen Tragödie nach einer ziemlich geringen Anzahl von Fragmenten. In diesem freieren Ergehen der Phantasie, im Construiren und Combiniren hatte ich einen Ersatz gesucht für die lange Qual und Mühe, welche das Durchwühlen und Vergleichen der verschiedenen Ausgaben verstaubter Grammatiker, Lexikographen und sonstiger zum gelehrten Apparat unerläßlicher An-

toren mir verursacht. Beim Rückblick auf diese mühselige Beschäftigung gedenke ich dankbar der vielfachen Aufmunterung in Rath und That, die meine philologischen Freunde Constantin Ilgen und Friedrich Sander mir gewährt, diese Eifrigen, treu Theilnehmenden, denen ein früher Tod nicht gestattet, selbst der Früchte ihrer reichlichen Studien froh zu werden. Sie meinten es so herzlich gut, als sie durch unermüdliches Tadeln und Angreifen immer von Neuem an dem Bau rüttelten, den ich schon weit früher beendet geglaubt und dessen Gerüst endlich umzustürzen ich — wie vielmal! — zur Unzeit im Sinne hatte. Aber diesen immerwährenden Angriffen des anfangs nur locker Hingestellten und den beständigen Anforderungen einer möglichst festen Begründung bis ins Einzelnste verdanke ich, daß die Arbeit — freilich nach unsäglichem Schweiß — eine gründliche geworden. Das Büchlein wurde freundlich selbst von Fachgelehrten aufgenommen, von Einigen das allzu Gewagte, mitunter auch Willkührliche der Combinazionen scharf bestritten, von Anderen der Wunsch zur Fortsetzung ähnlicher Versuche ausgesprochen. Aber, obgleich durch vorhergegangenes jahrelanges Sammeln und Durchmustern aller nur möglichen Winkel, wo etwas meinen Zweck Förderndes enthalten sein könne, ausgerüstet mit reichlichen Vorbereitungen auch für die übrigen Fragmente der altrömischen Tragiker, konnte ich mich dennoch nicht entschließen, diese meinem Wesen so gänzlich widerstrebende Bahn weiter zu verfolgen. Wie oft hatte ich,

gebückt über alte Grammatiker und in gelehrtem Staube wühlend, die Bildner und die Musiker beneidet, die zur Erreichung ihres Zieles keine andere Richtung einzuschlagen und keine anderen Mittel zu benutzen brauchen, als die dem Wesen ihrer Kunst verwandt und förderlich sind; denn ihre Kunst hat Bürgerrecht und Geltung, ich möchte sagen Zunftrecht auch im Leben, während der Dichter im Reiche des Bestehenden festzuwurzeln, allzuoft nur sich Dingen zuwenden muß, die ihn von seinem ursprünglichen Pfade abziehen und mit eigensinnigem Gebot zu fremdartigem Frohndienst in Anspruch nehmen. Wie Vieles von dem, was ich in den letzteren Jahren getrieben, stand außer aller Beziehung mit meinem inneren Leben! Und griff nicht so manche meinem eigentlichen Drange fremdartige Thätigkeit weit hinauf in frühere Zeiten zurück? Das mußte jetzt — so fühlte ich entschieden —, nachdem der Punkt erreicht war, der einen Lebenshalt versprach, anders werden. Zufrieden durch die Promozion den Doktortitel, den ich doch weniger für mich als für die Herzgeliebte angestrebt und durch das ehrenvoll bestandene Examen die Berechtigung zu einer Anstellung in den preußischen Staaten erworben zu haben, wies ich alles Weitere auf der Bahn der sogenannten Gelehrsamkeit zurück. Auch durch diejenigen Stimmen, die nun alsbald von mir die Habilitazion bei der Universität erwarteten, ließ ich mich nicht irre machen. Mein Hauptgesichtspunkt war, baldmöglichst eine Stellung zu gewinnen, in welcher ich Charlotten einen eignen Herd

bereiten und zugleich nach Herzensdrang der Vollendung meiner dichterischen Plane leben könne. Hierzu aber schienen Vorlesungen bei der Universität, welchen, um mir selber zu genügen, ich alle Zeit und alle Aufmerksamkeit hätte widmen müssen, keineswegs geeignet; ich zog daher den Unterricht bei einem Gymnasium vor, und legte zu dem Ende sogleich nach der Promozion die erforderlichen Probelekzionen ab.

Nach Vollendung all dieser Vorbereitungen, in welchen zwar nicht der gesuchte Schatz gefunden, aber der Weinberg des Wissenswürdigen nach allen Seiten war durchwühlt und in allen Winkeln umgerodet worden, fühlte ich mich bei Weitem freier und glücklicher. Der Drang zu poetischer Gestaltung und die für den immer sich erweiternden Plan der „Bilder des Orients“ nothwendigen Studien traten jetzt nicht mehr beängstigend als störende und hemmende Verzögerer eines nach Kräften zu verwirklichenden Lebensglücks für das geliebteste Wesen, sondern als Belohnung ein für redlich abgethane Arbeit und ein dadurch errungenes nächstes Ziel. Obgleich nach den leider in unseren deutschen Staaten immer noch herrschenden Begriffen als Ausländer betrachtet, hatte ich nunmehr ein Recht erworben zur Anstellung in der preußischen Monarchie. Daß dieß auf ehrenvolle Weise geschehen war, daß mein Diplom die erste Censur der Fakultät mit besonders lobender Erwähnung der Promozionsarbeit erhalten [24]), hatte auch die Verwandten, die bis dahin den als Schwärmer verschrieenen Poeten bald mehr

mit Ungeduld, bald mit ängstlicher Besorgniß angesehen, nunmehr aufs Vollkommenste ausgesöhnt. Von Petersburg, von Hannover, aus der Waldeckerheimath giengen erfreute und zufriedene Glückwünschungsschreiben ein, in Berlin selbst war eine wahrhaft wohlthuende achtungsvolle Stimmung rege. Aber mehr als alles dieß beglückte mich die Freude, welche Charlotte empfand. Diese theure Gefährtin meines inneren Lebens einen so wesentlichen Schritt dem ersehnten Ziele näher gefördert zu haben, gab mir eine Befriedigung, wie nicht leicht ein Geschäftsmann beim Erwerb von Millionen sie empfinden mag. Ich wurde wieder kindlich froh und jede Spur hypochondrischer Anwandlungen, welche die Berliner Staub- und Gelehrten-Atmosphäre in bisweilen dunkelgrauen Tönen hervorgerufen hatte, wich zurück.

In diese Zeit fallen mehrere der glücklichsten und gelungensten Lieder der Liebe, in welchen der Dichter, ganz in die Anschauung des Orients versenkt, sein eignes Glück und die ihn Beglückende nicht würdiger verherrlichen zu können glaubt als durch Versetzen in die Gärten Persiens, wo es unter dem Gesang der Nachtigall und dem Duft der Rose, eben so sehr ein Kind der Sehnsucht, als der seligsten Befriedigung des Herzens, voll und reich emporblüht. Wie sehr solche Kritiker, die — freilich erst nach der tragischen Katastrophe seines Lebens — gegen ihn den Vorwurf erhoben, als habe er, anstatt ein nahes schönes Besitzthum zu feiern, sich in ferne Zustände und Gegen-

stände geflüchtet und dadurch ein reiches Glück verscherzt, zu dessen Bewußtsein er eigentlich nie gekommen, wie sehr dergleichen Stimmen im Irrthume befangen sind, davon zeugt ein dem Liederkranz der „Liebe“ vorangestelltes kleines Gedicht, das als Grundklang aller Melodien seit dem Anbruch seiner Hegira hier eine Stelle finden mag —:

Metamorphose.

Der Strahl von Osten, der mich angeglüht,
Weckt Funken mir im innersten Gemüth;
Wenn sie vereint zum Liede mich beseelen,
Dann blüht ein Kranz vollglühender Juwelen,
Und der Juwel, den ich im Westen fand,
Gewinnt im Osten nun ein Vaterland.
Nicht Steine sind es mehr; in Flammenstrahlen
Seh' ich vereinigt sie den Himmel malen;
Bald glüht ein Stern im mildverklärten Blau,
Bald strahlt die Sonne auf smaragdner Au',
Und hochentzückt erblick' ich schon in ihnen
Der Rose Blätter leuchtend als Rubinen.
Wer ist der Stern, die Sonne und die Rose? —
Die Eine, Holde, Treue, Makellose.

* *
*

Auch fällt in diese Zeit ein Cyklus von Gedichten, die Manche heute noch für das Beste erklären, was mir jemals gelungen. Es sind dieses die den innig zu einem Ganzen verschlungenen ersten Band der Bilder des Orients eröffnenden Söhne der Wüste. Das Treffendste, was über diesen Liedercyklus vielleicht ist ausgesprochen worden, findet sich in einem

bald nach dessen Hervortreten erschienenen Blatte der vom Professor A. B. Marx redigirten musikalischen Zeitung — ein Wort, das damals mich um so freudiger überraschte, als ich darin vollständig ausgesprochen finde, was bei Empfängniß und Entfaltung mit leisem Ahnen mein Innerstes bewegt hatte.

Noch andere Gedichte (außerhalb den Bildern des Orients) gingen jetzt in rascher Folge aus der Entfaltung lange zurückgedrängter, endlich zum Durchbruch gekommener Keime hervor; darunter das zu Göthe's 77jährigem Geburtstag gedichtete:

Wie heißt der Strom, der vollsten Dranges
Sich durch Europens Fluren gießt?
u. s. w.

(Vergl. das Göthe-Fest in Berlin 1826, S. 32—35.)[25]), für welches mir von dem mit der Entscheidung beauftragten Professor Zelter, dessen Ausspruch später auch Göthe selber beitrat[26]), der goldne Siegelring zuerkannt wurde, welchen die zur Feier des Tages versammelte Mittwochsgesellschaft als Preis ausgesetzt hatte. In einem fast gleichzeitigen Glossenturnier, wozu die damals in Berlin vielgelesene (Sapphir'sche) „Schnellpost" ihre Schranken eröffnete und zu welchem namhafte Dichter aus allen Theilen Deutschlands als mit Sang und Klang ausgerüstete Mitkämpfer erschienen, wurde von den erwählten Kampfrichtern L. M. Fouqué und Adolph Müllner einstimmig erklärt, daß der vom Redakteur des Turnierblattes als Preis versprochene Silberbecher mir zufallen

müsse — seltsam genug —: keinen dieser Preise hat der Gekrönte jemals zu Gesicht bekommen; den Turnierbecher aus unbekannten Gründen nicht; den Siegelring nicht, weil er nicht wirkliches Mitglied der zum Wettkampf zusammengetretenen Mittwochsgesellschaft war, sondern seinen Beitrag als Anonymus nebst Motto eingesendet hatte. Und so fiel der mit Göthe's Bild geschmückte Siegelring an Houwald. —

Kaum war der Druck der zum Buche erweiterten Promozionsschrift vollendet, als ich nach Leipzig eilte zur Begrüßung der Geliebten. Jetzt war Charlotte nicht mehr die „Studentenbraut", als welche ihre Verwandten sie früher wohl geneckt, sondern Braut des jungen Doktors, der nunmehr in aller Form seine Verlobungskarten drucken ließ und durch solenne Vorstellung „das öffentliche Geheimniß" laut verkündete. Der Verlobungsabend selbst war ein rasch improvisirtes Fest, da eben unverhofft einige Verwandte aus Petersburg bei ihrer Rückreise aus den Taunusbädern in Leipzig eingetroffen waren, gestaltete aber gerade durch dieß Nichtvorbereitetsein und dieses unerwartete Zusammentreffen sich zu desto schönerer Feier. Auch Freunde aus Berlin, die, eben auf der Durchreise begriffen, im blauen Häuschen vorsprachen, waren zugegen. Andere trafen später ein, und es fehlte unserm Kreise selten einen Abend an unerwarteten willkommenen Besuchern, während die Tage den nach so langer Zeit wieder Vereinten in lebendiger Mittheilung rasch dahin schwanden.

So waren mehrere Wochen in ungestörtem Frieden verlebt, als ich plötzlich von einem heftigen Nervenfieber ergriffen wurde — wahrscheinlich durch die der Promozion vorhergegangene Anstrengung, die jetzt erst nach völliger Beruhigung sich geltend machte. Mehrere Tage zitterte die sorglich pflegende Charlotte um mein Leben, und kaum war ich von dem Krankenlager wieder erstanden, als sie von demselben Uebel darniedergeworfen wurde. Eine schwere Zeit der Prüfung! Aber beide haben wir uns später wiederholt gestanden, daß wir all die Schmerzen, die in jenen trüben Tagen der Gefahr einer um den andern gelitten, um keinen Preis entbehren möchten. Beide fühlten wir unsere Seelen durch dieß gegenseitige Erzittern nur um so mehr vereinigt; und da ich nun in meinem Elysium auch noch das Weihnachtsfest erwartete, so folgte den Stunden tiefster Betrübniß eine Kette beseligter Tage, in denen heitere Geselligkeit und gegenseitiger Austausch aufs Schönste mit einander wechselten. —

Dieser Austausch zweier sich immer mehr vereinigenden Naturen setzte sich aufs Lebhafteste fort, als ich in Berlin war. Nach der mehrmonatlichen Vereinigung, nach dem gemeinsam Durchlebten und Erduldeten erschloß sich Alles noch in größerer Freiheit und Fülle als zuvor. Unser Briefwechsel wurde immer mehr eine gegenseitige Erziehung aus der Ferne [27]); wir machten gewissermaßen gemeinsame Studien, ohne daß Charlotte dabei den Staub der Schule und den Qualm der Studienlampe zu schlucken brauchte —

daher bei dem geistig so empfänglichen, zu Allem, was ihren Geliebten anging, mächtig hingezogenen Mädchen dieß Leichte, Freie, Geflügelte, während dieser doch bisweilen von dem Druck und der Schwere zu durchwühlender Massen von gelehrten Studien immer von Zeit zu Zeit sich wieder einmal bedrängt und geängstet fühlte.

Charlotte aber kannte ihren Freund und seine elastische Kraft hinlänglich, um vor dergleichen Erscheinungen nicht weiter zu erschrecken; sie wußte aus Erfahrung und im Vertrauen auf seine Ausdauer, daß er auch das schwierigste Material geistig durchdringen und somit überwinden werde, um dann, kräftiger und freier aus dem Kampfe hervorgegangen, die weitere Fahrt mit geschwellteren Segeln fortzusetzen. Dann ruft sie ihm aus der Ferne zu, welch interessantes Schauspiel es ihr gewesen, ihren starken Kämpen sich wieder einmal zur Lust hindurchwinden zu sehen — einer ihrer Lieblingsausdrücke für solche Zustände, nachdem ein junger Dichter von mir gesungen hatte:

Voll die Brust von Lebenswunden
Sich zur Lust hindurchgeweint,
Fand ich einen Kerngesunden,
Und im Finden war's ein Freund.

Such' nicht länger nach den Aerzten!
Fühl' der Lieb' und Wahrheit Kraft!
Fühl' es, wie die Wunden schmerzten,
Fühl' es, wie du umgeschafft!

Schwingt er nicht sich in den Lüften,
Wie der Adler sich bewegt?
Und in reinen Morgendüften
Der Gesang empor ihn trägt? —

Manchmal aber wird ihr denn doch bange um den gar zu heftig in sich ringenden Dichter, der seit Ostern 1827 in einer doppelten amtlichen Stellung (vorläufig als Hülfsarbeiter bei der Königlichen Bibliothek und als Hülfslehrer bei dem Joachimsthal'schen Gymnasium), gleichwohl ohne nachzulassen seine Studien und Gestaltungen verfolgte und, da ihm der Tag keine Zeit übrig ließ, die Nacht zu Hülfe nahm und so sich nach und nach in eine krankhafte Reizbarkeit[28]) versetzt hatte. Einmal, wo er, neben seinem mit aller Gluth verfolgten Orient noch mit andern größeren Planen schwanger, plötzlich an der Lösung seiner Aufgabe verzweifelt und diese Stimmung, wie Alles, was in ihm vorgeht, seiner Charlotte mittheilt, schreibt diese ihm statt alles Weiteren zu seinem Geburtstag die denkwürdigen Worte:

„Laß mich Dich erst anders wieder sehen, ehe Du viel von mir verlangst; ich fürchte, meine unbegrenzte Liebe könnte Dich dießmal schmerzlich verwunden. Es ist hart, sehr hart, zu sehen, daß Der, den man über Alles gern glücklich wissen möchte, sein eigner Feind ist, sich beständig selbst quält, damit der Traum von ewiger Jugend ja noch bei Zeiten vernichtet wird. Wehe Dir und mir, daß Du Dich zum Dichter berufen glaubtest, wenn Du in der Anwendung aller

Deiner Kräfte nicht schon Befriedigung findest! — Stellst Du Dir aber eine Aufgabe über Deine Kräfte, so erscheint mir dieß sündlich, denn nach Vollendung derselben wird der Geist wahrscheinlich krank zusammensinken und der Körper dazu.

Lebewohl!

Deine Charlotte."

Bald darauf aber, wie sie den Freund wieder in gewohnter Kraft und freudigem Selbstvertrauen dastehen sieht, schreibt sie ihm: —

„Heute komme ich nun wieder ganz genesen zu meinem treuen Arzt, der eben so schnell heilen als verwunden kann. Wie gern möchte ich glauben, ich hätte dießmal Dein Vertrauen nicht verdient wie ich sollte, wie freudig mir eingestehen, ich hätte die Sache nicht ruhig, nicht vom rechten Standpunkt angesehen; aber ich kenne meinen Heinrich, den Dichter gar zu gut, weiß, wie unendlich oft er sich zur Lust hindurchgewunden, habe aber nicht die Grenze dieses Kampfes kennen gelernt. O so lange Du nur kämpfst, so lange ich echte Kraft und Widerstand sehe, so lange werde ich frohe Zuschauerin sein; aber, Heinrich, Einen Punkt, den fürchte ich; und kam es dießmal nicht so weit, so hast Du mir doch früher schon einigemal Ursache gegeben, ihn zu fürchten. Weißt Du, wie er heißt? — Doch nein, ich will's Dir nicht verrathen! Das sind auch längst verklungene Erinnerungen, die sich vielleicht im Leben nicht wieder erneuen; nicht wahr, Du mein starker Held? —

Wie ich nun Deinen frischen, erneuten Geistesflug so freudig fortgesetzt, kannst Du wohl denken; da tritt denn nun auch jeder andere Wunsch leicht bei Seite, um so mehr der Gedanke an ein baldiges Wiedersehen, da dieser eigentlich erst recht lebhaft erzeugt worden in den trüben Ahnungen und Besorgnissen um Dich" u. s. w.

* * *

Mit lebhafter Freude berichtet Charlotte um diese Zeit die Aufführung des noch während meines Aufenthalts in Leipzig verfaßten Gedichts zu Webers Gedächtnißfeier auf der dortigen Bühne[29]). Es schmiegte sich in Sinn und Ton den hauptsächlichen Composizionen des Meisters an und war zu deren Anschaulichmachung mit lebenden Bildern durchwoben. Von den mehrfach wiederholten Darstellungen habe ich selbst keiner beigewohnt, aber Charlottens Freude darüber war mir reichlicher Lohn. — Im Frühlinge 1827 wurde auf demselben Theater ein Gedicht gesprochen, das ich Beethovens Andenken gewidmet, anknüpfend an die Sinfonia eroica des in seinen eigenen Tönen verklärten Heros der Tonkunst und überleitend zu den ewigen Melodien seines Fidelio. Ich zähle dieses Letztere dem Besten meiner Lyrik bei und ziehe es bei Weitem der Weber'schen Gedächtnißfeier vor, obgleich diese weit mehr so genanntes „Glück gemacht".

* * *

Das ganze Jahr 1827 war, obgleich wir getrennt von einander lebten, für uns beide ein vielfältig froh bewegtes. Charlotte macht den Sommer über mehrere Reisen — nach Grimma, wo sie einige Zeit auf dem Landsitz der Devrient'schen Familie bei ihrer vorzugsweise aus den Schuljahren geliebten Therese und deren Angehörigen weilt; in den Harz und nach Westphalen, als erwählte Brautjungfrau einer sich verheirathenden Verwandten; zuletzt im Herbst noch in die Lausitz zu einer in Löbau verheiratheten Schwester. Ueberall mit Liebe und Freudigkeit aufgenommen, gehegt und gefeiert und ungern wieder entlassen, versäumt sie nirgends treulichen Bericht zu geben, während ich im Staube der Königlichen Bibliothek und als Lehrer der Joachimsthal'schen Schüler [30]) mein Doppelamt versehe — allerdings heterogene Beschäftigungen, aber erträglich als Boden zur Begründung einer künftigen Stätte für Charlotte, und manchmal selbst wirkliche Freuden bietend. Bald finde ich, — wenn gerade ein Geschichtsvortrag meine Zuhörer besonders angesprochen, das Katheder mit Blumen umwunden, bald entdecke ich unter der Masse der Bibliotheksschätze etwas besonders in die Studien für den Orient Einschlagendes; einmal verlangt ein Irländer deutschen Unterricht, und zahlt nach wenigen Monaten so reichlich, daß ein kleiner Fond kann angelegt werden zur künftigen häuslichen Einrichtung. Mit welcher Freude erfüllten all dergleichen Nachrichten die liebende Charlotte! Aber am meisten erfreute sie doch

immer — weil sie darin meinen innersten Menschen am meisten befriedigt wußte —, wenn ihr das Entfalten eines neuen Zweigs im Dichtergarten gemeldet, oder gar zum Mitgenuß übersendet wurde. Dann schlägt heller Jubel auf und mitten in dem Jubel gehen von der allezeit unbestechlichen Richterin die feinsten und treffendsten Bemerkungen aus über Veränderungen und Besserungen, die dann natürlich mit besonderer Liebe aufgefaßt und wenn irgend möglich berücksichtigt wurden. Auch hatten bald die nächststehenden Freunde in Berlin eine so hohe Achtung vor Charlottens Takt und Urtheil, daß sie ihre Ansichten selten anders als eventualiter ertheilten. Zu meinem vertrauteren Umgang gehört in dieser Zeit Ludwig von Voß, während der Kriegsjahre General-Hospitaldirektor, späterhin pensionirt, — ein Mann von seltener Gemüthstiefe und Vielseitigkeit des Geistes, den ich in dem „Gruß an Berlin“ mit Innigkeit erwähnt und in den „Denktafeln“ näher zu schildern gedenke. In entschiedenem Gegensatz zu Voß steht in seiner einseitigen Tüchtigkeit Dr. A. B. Marx, damals Redakteur der Berliner musikalischen Zeitung, aber ungeachtet dieser Stellung weit mehr gestachelt vom Drange des Schaffens als des Kritisirens, ein Protoplastes erster Größe, in dessen allerdings etwas convulsivischer Fülle ich niemals aufgehört ein Höchstes zu ahnen, und dessen Urtheil, obgleich nicht selten scharf bis zum Verletzen, ich stets hochgeachtet als redlichen Sporn und Geißel; auch ihn erwähnt mit ehren=

der, durch spätere Zerwürfnisse nicht geschwächter Anerkennung der „Gruß an Berlin". Dagegen sind in letzterem mit vielleicht etwas gar zu scharfäugigem Schmerz über den späteren Abfall von der gemeinsamen Aufgabe die Bilder verzeichnet der beiden jungen Freunde Moritz Veit und Karl Werder, die mit Begeisterung sich mir damals angeschlossen und die ich — besonders den jugendfrischen feurigen Veit — mit brüderlicher Zärtlichkeit liebte. Um dieselbe Zeit war ich in näheren Verkehr getreten mit Karl Seidel, dem Verfasser des „Charinomos" und allzeit wohlmeinendem Kritikus nicht immer ohne Pedanterie, der aber ungeachtet vorgerückter Jahre mit weiblichem Gefühlstakt in jugendliches Empfinden sich zu versenken wußte. Von den in Berlin lebenden Dichtern hatte mich besonders La Motte Fouqué, der mich in Vers und Prosa als seinen lieben „Mitdichter" begrüßte, durch seine biederherzige Persönlichkeit angezogen: — ein Verhältniß, das durch des älteren Mannes, des stets ritterlichen, Bereitwilligkeit, bei einem Duell zu sekundiren, noch verinnigt, und das später nur durch Mißverständnisse gelockert wurde, in denen Fouqué, der immer mehr zu einer äußerlichen, vielleicht mit allzukeckem Trotze von mir angegriffenen Frömmigkeit hinneigte, seinem jungen Freunde Gottlosigkeit vorwarf.

Von den mannigfachen Erscheinungen, welche in Berlin, wo alle Renommeen doch irgendwann einmal

vorsprechen, während meines dortigen Aufenthalts als Gäste über „die Bretter, so die Welt bedeuten“, geschritten sind, verdient vor Allen anerkennende Erwähnung ein Mädchen, deren Anwesenheit in den Sommer 1827 fällt, — Sophie Müller aus Wien, unstreitig nächst der Schröder die größte tragische Schauspielerin ihrer Zeit. Bleibt die Schröder unerreicht in der ergreifenden Gewalt einzelner Momente, so war es vornehmlich in der Müller die Harmonie des Ganzen, was zur Bewunderung zwang. Hat es mir irgend leid gethan, das Anschau'n eines Trefflichen nicht mit Charlotten theilen zu können, so waren es die Abende, an welchen Sophie Müller auftrat. Auch schließt in jener Zeit ein Brief der Geliebten, welcher ich mit Begeisterung von der hohen Künstlerin wiederholt gesprochen hatte: „Nun Lebewohl, Du Theuerster, Treuester! — Denn das bist Du doch, wenn Dir die Müller auch noch so sehr gefällt.“ — Außerhalb der Bühne habe ich sie nie gesehen und habe sogar ihre Bekanntschaft vermieden, um den Eindruck eines Höchsten durch keinerlei Huldigung der alltäglichen Lebensformen zu schwächen. Als aber wenige Jahre später die Nachricht eintraf von dem frühen Dahinscheiden dieses wahrhaften Genius dramatischer Kunst, da sang ich aus tief bewegter Brust jenen „Nachruf an Sophie Müller“, in welchem ihr Bild mit treuen Farben erhalten ist. Das Gedicht findet sich in dem Berliner Musenalmanach für 1831. —

Von eigenen Schöpfungen gedieh im Sommer 1827 vornehmlich der zweite Theil der für Arabien bestimmten Gestalten — „Melek und Maisuna“ —, welcher durch ein leise angedeutetes Band mit dem ersteren — „die Söhne der Wüste“ — sich verschlang. Damals lebten und webten meine innersten Anschauungen ganz und gar in Arabien; es wurde mir zur unabweisbaren Nothwendigkeit, all mein Fühlen und Denken in jene Regionen zu versetzen.

Ein schöner, ganz und gar von Glück und Freude ersäftiger, durch und durch sich befriedigter Lebensmoment tritt ein um Ostern 1828. Selbst von Verlangen des Wiedersehens nach so langer Trennung bewegt, hatte ich um so eher den leise angedeuteten Wünschen der Geliebten nachgegeben, als ein rüstig durcharbeitetes Jahr hinter mir lag. Zugleich war jetzt der entscheidende Zeitpunkt eingetreten, nach welchem wir beide so lange uns gesehnt; es war der Grundstein gelegt zur möglichen Vereinigung. Das Ministerium des Kultus, das, um mich nicht dem Unterrichtsfache zu entziehn, bisher immer gezögert hatte, meine Anstellung bei der Königlichen Bibliothek als eine definitive zu erklären, hatte endlich meinen Wünschen nachgegeben und die seither monatlich zugeflossenen Diäten in einen festen Jahresgehalt verwandelt — für mich sowohl wie Charlotte ein besonderes erfreuliches Ergebniß, da wir beide der Ansicht lebten, daß der stumme Umgang mit den Büchern bei Weitem weniger störend in die Welt des Schaffens eingreife,

als die Anforderungen, die ein gewissenhaft zu verwaltendes Lehramt stelle. Dabei aber wurden vorläufig noch die provisorisch übernommenen Unterrichtsstunden auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium beibehalten. Da nunmehr bei unseren bescheidenen Anforderungen an das äußere Leben sich ein naher Zeitpunkt feststellen ließ zu dauernder Vereinigung, so durfte um so eher die eigentlich bis zur Hochzeit gestellte Frist des Wiedersehens abgekürzt und ein Ausflug nach Leipzig unternommen werden. War doch auch so Vieles zu besprechen für den so wichtigen Moment, was besser mündlich sich abmacht als in Briefen. So brachten denn die Osterferien den bereits funfzehn Monate lang Getrennten acht Tage eines reinen ungetrübten Glückes. Wie beseligend diese schöne Zeit auf mich gewirkt, davon zeugt das nach der Rückkehr in mein Doppelamt gesungene Frühlingsfest in Kaschmir, unstreitig die glänzendste und glühendste Partie der „Bilder des Orients", an welcher auch H. Heine, der sie bei einem Besuch im Sommer 1829 im Manuskript kennen lernte, sich ganz besonders erfreute.

Alle Völker und alle Bekenntnisse vereinigen sich hier in den mit allem Herrlichsten so verschwenderisch ausgestatteten Thälern Kaschmirs zum Brautfest der Natur, in dessen schwellende Feier plötzlich wie ein Sturm aus heiterer Luft die Schrecknisse des Krieges niederbrausen, geweckt durch die verheerend einbrechenden Schaaren von Mordgier und Fanatismus trun-

kener Afghanen. Bei Weitem umfangreicher als die „Söhne der Wüste“ hat dieses Gedicht ähnliche Formung und Gliederung. Es wird dereinst, si fata favent, im Schlußbande der „Bilder des Orients“ erscheinen.

Drittes Buch.

Leben in Vereinigung mit Charlotte.

Berlin.

1828—1835.

Drittes Buch.

Nachdem ich auf solche Weise, nach dem Ausdruck eines Freundes „selbst mein Epithalamium voll Gluth und Blüthenfülle“ gesungen, und zugleich in der Wirklichkeit Alles mit möglichster Umsicht vorbereitet hatte zum Empfang Charlottens an dem eignen Herde, benutzte ich die sommerlichen Schulferien zur Hochzeitsfahrt nach Leipzig und zugleich zu einer gemeinschaftlichen Reise mit der jungen Gattin vor Heimführung zu der ihr bereiteten Wohnung. Diese Reise mit ihren Abenteuerlichkeiten und Seltsamkeiten, welche vielfach aus meiner noch nicht abgelegten Studentennatur hervorgingen, und dem bunten Wechsel schmerzlicher und freudiger Stunden, durchwebt von reicher Fülle interessanter Erscheinungen, habe ich später in einer glücklichen und befriedeten Periode häuslichen Lebens (im Sommer 1830) auf Charlottens Wunsch ausführlich beschrieben. Damit verband ich „zur Erinnerung“ eine Skizze der ersten Monate am eignen Herde bis zum

Weihnachtsfeste 1828, wo mit Vertauschung des bis dahin bewohnten etwas unbequemen Quartiers mit einer unseren Wünschen und Bedürfnissen geeigneteren Wohnung eine ganz neue, freiere und fröhlichere Lebensepoche anhebt. Diese Schilderung mit ihren frischen lebendigen Lokalfarben darf, wörtlich wiedergegeben, nicht fehlen, wo ein treues befriedigendes Lebensbild unserer Gegenseitigkeit geliefert werden soll. Sie füllt eine ziemliche Anzahl von Bogen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn deren Zusammendrängen auf zwei Druckseiten, wie in dem „Denkmal" geschehen, zu den seltsamsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Wie sollen z. B. wörtlich, aber ohne die vorbereitenden und begleitenden Erscheinungen und Gefühle ganz unmotivirt wiedergegebene Ausdrücke von dem Unkundigen gedeutet und verstanden werden, wenn es von dem Hochzeitstage (20. Juli) heißt, er sei, „so reicher Verheißungen sich auch beide dabei in ihrem Herzen bewußt waren, innerlich trübe" erschienen? Wie die „Herzerstarrung vor der Wirklichkeit", wenn es eben zuvor geheißen, daß beide anfänglich im Reisewagen einander „stumm und fremd" gegenüber gesessen? Alles dies hat seine tieferen, manchmal die entgegengesetzten Beziehungen und knüpft sich überall an lebendige innere Fäden und äußere Erscheinungen, löst sich in gleichzeitigen Gesprächen und Betrachtungen bald heiter und bald ernst. — Was aber bedeutet es, alleinstehend, besonders wo die Aeußerungen auseinander liegender Tage, Wochen, Monate, in we-

nige Zeilen, ja in wenige Worte zusammengezogen sind? — Ebenso verhält es sich mit dem übrigens so schön geschriebenen dritten Abschnitte des „Denkmals“, welcher, die erste Zeit des Beisammenlebens am heimischen Herde schildernd, theilweise Trübungen und Umdunkelungen, die ihre ganz eigenen, bald vorübergehenden, bald tiefer begründeten Motive haben, dort aber in unauflöslichen Zusammenhang gebracht sind mit einer erst weit später sich entwickelnden düsteren Lebensperiode. Alles dieses aufzuklären und in seinen näheren Beziehungen zu zeigen, bleibt einem besonderen Abschnitt der längst versprochenen „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimath“ vorbehalten, in welchem die beiden nunmehr Vereinten, froh eines gemeinsamen Glückes, das sie durch Ausdauer und Aufrechthalten des Seelenschwunges sich erst errungen, auf all die Kämpfe und Qualen zurückblicken, die erst durchgemacht werden mußten, um zu diesem schöneren Zustand zu gelangen und wo sie auch überstandener Schmerzen sich erfreuen, wie eines festigenden Lebensinhalts, ohne Diejenigen zu beneiden, denen das so genannte Glück aus immer gleich spendendem Füllhorn ununterbrochen in den Schooß fällt. Hier sei vorläufig nur andeutungsweise gesagt, daß nach Rückkehr von der gemeinsamen Reise an den eigenen Herd (zu Anfang des Septembers 1828) ein eigenes Unverhältniß eintrat zwischen dem Reichthum inneren Glückes im gegenseitigen Besitze und der Kargheit äußerer Verhältnisse; ferner in dem Wunsche längeren Beisammen-

seins und dem fortwährenden Getrenntwerden durch amtlichen Doppelberuf, der doch nicht eigentlicher Beruf war, dazu das Unerquickliche, besonders meinem Naturell so Fremdartige des Besuchgebens und Besuchempfangens, das die wenigen vom Schul- und Bibliothekszwang frei bleibenden Stunden raubte. Alles dieses, verbunden mit einer für den kleinen Haushalt unbequemen weitläufigen Parterrewohnung, die ich mit gutem Willen, aber schlechter Kenntniß des Oekonomischen als hoffender Bräutigam ausgesucht und deren gänzliche Unzweckmäßigkeit jetzt erst an den Tag kam, ließen ungeachtet glücklicher Momente eine dauernde Heiterkeit nicht aufkommen. So kam es, daß in meinem Inneren bereits überwundene dunkle Vorstellungen sich wieder geltend machten, von einer rächenden Nemesis, die nunmehr nach Gewinnung des ersehntesten Besitzes unerbittlich in ihre Rechte trete. Solche Vorstellungen aber wirkten um so verdüsternder auf mein Gemüth, da ich, sonst gewohnt, Charlotten jede leiseste Empfindung mitzutheilen, sorglich den eigentlichen Grund meiner tiefen Verstimmung verbarg. — Auch das leiseste Unwohlsein der geliebten Gattin brachte mich, den sonst so Muthigen, jetzt in die Fesseln düsterer Nemesisgedanken Geschlagenen, außer Fassung, ja mitunter zur Verzweiflung, und nährte selbstquälerische Träume, von deren peinigendem Andrang keine Erdenmacht befreien konnte. In solchem Zustande war an ein eigentliches Schaffen und Bilden in nachhaltiger Strömung natürlich nicht zu denken, und die

Besorgniß, daß es aus sei mit meinem Dichten, wirkte wieder steigernd zurück auf die Vorstellungen, die zum großen Theil Ursach waren an dieser Stockung. — Die herrliche Charlotte aber ließ sich durch Alles nicht außer Fassung bringen, sondern sann unaufhörlich auf Mittel zu Bannung der finsteren Dämonen, die meine Seele umlagerten. Am meisten gelang ihr dieß durch ihren mächtigen, seelenvollen Gesang. Wunderbar fühlte ich mich befreit und erhoben, wenn sie — selbst ein Charakter wie jene heldenmüthige, in aufopfernder Liebe freudige Gattin Florestans — aus Beethovens Fidelio die von keiner anderen übertroffene Arie anstimmte:

Komm, Hoffnung, laß den letzten Stern,
Den letzten Stern des Friedens nicht erbleichen!

— Tönen, derer ich noch heute gedenke wie einer aus ihrem Munde prophetisch herüberdringenden Verheißung himmlischen Friedens, und die dann wechseln mit dem begeistert und begeisternd von Charlotten wiedergegebenen Klängen:

Ich folg' dem innern Triebe,
Ich wanke nicht,
Mich stärkt die Pflicht
Getreuer Gattenliebe.

— Wenn nicht alle Töne unseres Erdendaseins mit unserer Umpuppung sich auflösen und zu Grabe gehn, mit diesen, meine ich, müßte das in alle Ewigkeit geliebte Weib mir entgegenschweben, wenn wir nach ihrer Verheißung „uns einst wieder begegnen, freier, gelöster“.

Von der Seelenbedrängniß jener bangen Monate zeugen lebhaft einige Lieder, die sich während der amtlichen Stunden auf der Bibliothek wohl dann und wann einmal aus dem umgebenden Staube und der inneren Qual zu reinerem Dasein emporrangen, und die ich dann als Gruß der daheim schaffenden und sinnenden Charlotte durch einen Bibliotheksdiener übersendete. Darunter die für diese ganze Periode bezeichnende Versöhnung, welche ich mir selbst in einer schwer bedrängten Stunde gesungen:

Ist doch so schön im Hafen
Nach Sturm auf weitem Meer;
Was pocht Dein Herz noch immer
Und zuckt und stöhnt so schwer?

Das sind empörte Wogen,
Die wühlen fort und fort;
Und brausen auf und wüthen,
Auch selbst im Friedensport.

Doch unten in der Tiefe,
Da herrschet sel'ge Ruh'
Und sendet Perl' auf Perle
Der wilden Fläche zu. —

Außerdem wurde noch ein Aufsatz ausgearbeitet, den ich als Mitglied des pädagogischen Seminars für den Anfang des Decembers einzuliefern hatte, und den der Vorsteher dieser Anstalt, A. Boeckh, am Abend der demselben anberaumten Besprechung einen pädagogischen Dithyrambus nannte, während ich bei der Disputation einen schwierigen Standpunkt hatte gegen

meine ruhigen, mit den schärfsten Argumenten der Wirklichkeit zum Angriff heranrückenden Opponenten, die Doktoren Seebeck und Ilgen. —

Schmerzlich wirkte in dieser Zeit auch die langwierige Krankheit des wackeren Buttmann, den ein Schlaganfall getroffen und den man, anstatt seiner alten Tüchtigkeit sich zu erfreuen, langsam hinsterben sah. — Ebenso wurde Boeckhs Gattin, die sich unter den Frauen am meisten auf Charlottens Bekanntschaft gefreut hatte, von einer verzehrenden Krankheit hingerafft; und somit waren zwei Hauptzweige freundschaftlich-geselligen Verkehrs, auf die man freudig gerechnet hatte, mit einem Male abgeschnitten. —

Sobald es Charlotten klar geworden, daß ein Mitgrund meiner Verstimmung in der mir unerträglich gewordenen Wohnung liege, trug sie auf möglichst raschen Wechsel derselben an. Nun wurden, nach abgehaltenen Schul- und Bibliotheksstunden, statt anderer Spaziergänge Ausflüge gemacht in ferne und nahe Stadttheile, nach allen Seiten hin — wahre Entdeckungsreisen, um den Hafen der ersehnten und so viele Jahre gläubig erträumten Glückseligkeit zu finden. Endlich nach langem Suchen bot sich ein uns beiden besonders zusagendes Quartier dar an der Ecke der so genannten Schloßfreiheit, im dritten Stock, mit freier Aussicht nach der einen Seite auf das Königliche Schloß und über den Lustgarten, nach der anderen den Linden zu bis über das Brandenburger Thor hinaus, im Rücken begrenzt von einigen alter-

thümlicheren Partien an den hier wirklich malerischen Ufern der Spree. Kaum war ich in die bereits in Gedanken für uns eingerichteten Zimmer getreten und hatte einen Blick zum Fenster hinaus gethan, als ich ausrief: „Hier kann ich wieder schaffen!“ Und kaum hatte Charlotte diesen freudigen Ausruf vernommen, als sie entschlossen war, um jeden irgend zu erschwingenden Preis diese Wohnung zu der unsrigen zu machen. Aber es waren einige Schwierigkeiten zu überwinden.

Mit einigen Opfern wurde nunmehr die an sich gar nicht verachtenswerthe bisherige Wohnung an den Hausbesitzer wieder abgetreten, die neue eingerichtet und noch vor Weihnacht saßen wir in dem nach eigenem Geschmack ausgebauten Nestchen. Hier war es nun als sei ein neuer Geist, ein neuer Lebensodem in und über mich gekommen; alle finsteren Dämonen, aller Unmuth schien in den verlassenen Räumen zurückgeblieben zu sein, und als wir am Weihnachtsheiligabend, nach freundlichem Kinderbrauch, uns gegenseitig ein Tannenbäumchen anzündeten und einander beglückende Kleinigkeiten bescheerten und wie wir jubelnd die Flammen des neuen Herdes umtanzten, da gestanden wir einander freudig, das sei das Glück, von welchem wir geträumt, wenn wir sehnsüchtig in den Jahren der Trennung auf die einstige Vereinigung geblickt. Von dieser Stimmung, die immer tiefere Wurzel faßte, zeugt nicht nur das ungeachtet der sich gleichbleibenden amtlichen Beschäftigungen mit frischer Energie sich

wieder kundgebende poetische Schaffen, in dessen schirmendem Behüten auch Charlotte ihre Freude und ihr Lebenselement fand, es spiegelt sich dieselbe auf das Klarste in den nunmehr erfolgenden Schöpfungen selbst, die immer mehr in Sicherheit und Freudigkeit sich entfalteten. —

In mehreren kleineren Gedichten, die recht eigentliche Genrebildchen sind von unserem damaligen Treiben, spricht sich deutlich aus, daß unsere Flitterwochen, anders wie in den gewöhnlichen Ehen, erst eine Reihe von Monaten nach der Hochzeit anfingen. Ein solches Genrebild ist das in dem Musenalmanach von 1830 abgedruckte „Fischerhüttchen" und mehrere Lieder ähnlicher Art. — Die Flitterwochen selbst aber besingen einige, Charlotten zum ersten Jahrestage unseres ehelichen Lebens, am 20. Juli 1829 dargebrachte Zeilen also:

Vier enthält ein jeder Monat
Für ein glücklich liebend Paar:
Macht zweitausend und vierhundert
Bis zum Hochzeit-Jubeljahr.

Was von überzähligen Tagen
Außerdem noch übrig ist,
Das addirt man zu einander
Und bescheerts zum heiligen Christ. —

Auch in geselliger Beziehung tritt mit der neuen behaglicheren Wohnung mehr Mannigfaltigkeit in unser Leben. Bei Weitem heiterer gestimmt in den sympathischen Räumen, hatte ich nach und nach das meiner

Natur Fremdartige des bürgerlichen Lebens und Treibens überwunden und mit der inneren Welt mehr in Einklang gebracht; zugleich hatte ich mich gewöhnt an das anfangs Unerträgliche der Trennung für so viele Stunden von dem geliebten Weibe, um dessentwillen ich ja überhaupt nur den Amtszwang eingegangen war und um dessentwillen allein ich denselben beibehielt und einigermaßen erträglich fand; ja, nachdem sich immer mehr die Tagesstunden regelmäßig eintheilten in solche, die dem äußeren Berufe pflichtgemäß geopfert, und die, welche dem Inneren naturgemäß gewidmet wurden, fing ich an einzusehen, daß jener Zwang sogar nicht selten wohlthätig auf diesen Drang einwirkte, daß in dem Abbrechen und Beschäftigen mit ganz anderen fremdartigen Gegenständen neue Gedanken und Anregungen unwillkührlich zuströmten und neue Offenbarungen sich aufthaten, wo ich sie am wenigsten erwartet; und so trat eine zwiefache Versöhnung mit dem Leben und eine immer innigere Freude an der Gegenwart und an dem köstlichsten Besitz ein. Charlotte aber, die anfangs ungemein zurückhaltend und äußerst vorsichtig gewesen war in der Wahl ihres Umgangs, hatte nach und nach aus den Familien, denen sie anstandshalber mußte vorgestellt werden, mit klugem Takt sich diejenigen herausgefunden, welche ihr am meisten zusagten und die sie zugleich für mich als die geeignetesten erachtete. — So bildete sich bald ein erlesener Kreis in diesen Hallen, und mancher Abend war — was in der früheren Wohnung nie geschehen

— heiterer Geselligkeit gewidmet, die durch Charlottens Gesang noch eine besondere Würze erhielt. — Oftmals, nachdem die Gäste sich empfohlen, gestanden wir beiden Glücklichen uns im fröhlichen Rückblick auf die verlebten Stunden, unter allen Gesellschaften gefalle es uns bei Stieglitzens doch am besten. Auch Fremde, nur für kurze Zeit in Berlin Anwesende, fühlten sich wohl in diesem Kreise. Manchen Abend erschien auch wohl ungemeldet ein oder der andere näher Befreundete, die dann nach Gespräch oder gemeinsamer Lektüre eingeladen wurden zum Mitgenuß einer „klassischen Suppe", oder eines „klassischen Eierkuchens", wie sie der in der Kochkunst wohlbewanderten Hausfrau Gerichte zu benennen pflegten. Erheiternd und angenehm zerstreuend wirkte auch ein vierzehntägiger Besuch von Charlottens Mutter (im Frühling 1829), die sich an der verständigen (dieß Lob trifft Charlotten allein) und gemüthlichen Einrichtung der kleinen „Dichterwirthschaft" ganz besonders freute, zuletzt aber doch, nachdem ihr jugendlich mitempfindendes Herz am Anblick der Zufriedenheit ihres Lottchens sich befriedigt hatte, wieder zurückverlangte zu dem lebendigeren und mühevolleren Treiben inmitten der zahlreichen Kinderwelt ihrer älteren Töchter in Leipzig. — „Es ist seltsam", sagte Charlotte nach der Abreise der innig geliebten Mutter, „unser Leben ist so eigen in sich befriedigt und geschlossen, daß ich mir ein Drittes zwischen uns als beständigen Gefährten schwer vorstellen kann. — Und haben wir nicht reich-

liche Freude an deinen sprossenden und reifenden Geisteskindern?" — Dieß Gefühl ist ihr durch alle Lebensphasen geblieben und hat sie — wenn sie überhaupt eines solchen Trostes bedurfte — jederzeit getröstet, daß die Natur ihr Kinder versagt zu haben schien. —

Mit dem erwachenden Frühling ein Ausflug nach Potsdam, wo acht glückliche Tage gelebt wurden. Dort weilte in ländlicher Zurückgezogenheit damals gerade H. Heine, der sich uns freundlich anschloß und vielfältig mit uns die umliegenden Hügel besuchte. — Heine schrieb damals gerade den dritten Band seiner Reisebilder, welcher die nicht immer saubere Polemik gegen Platen enthält. — „Ich bitte Sie um Gotteswillen, schöne Frau", sagte er eines Tages mit liebenswürdiger Selbstironie, „lesen Sie niemals das abscheuliche Zeug, das ich jetzt schreibe!"

Ein heftiger und anhaltender Gewittersturm brach mit dem Frühling 1829 in unser geistig bewegtes Stillleben herein. Aber die Fäden, welche das Gewebe zu der nunmehr folgenden Periode bilden, sind zu verschlungen und greifen zu sehr in damals ganz unscheinbare, jetzt aber plötzlich einen tragischen Ernst annehmende Begebnisse früherer Jahre zurück, um eine Schilderung in kurzen Zügen zu gestatten. Auch liegen sie vollständig zu einem bis zur Durchsichtigkeit anschaulichen Ganzen verwoben unter meinen Münchener Papieren, und zwar unter dem Titel „Neueste Tragödie", als welche, ebenfalls auf Charlottens An-

regung, ich sie mit beigefügten Briefen und sonstigen Aktenstücken zur Erinnerung festgehalten, als nach völliger Beruhigung der aufgeregten Wellen ein freier, ungetrübter Rückblick möglich geworden war. Das Mundt'sche „Denkmal“ theilt mit, daß Charlotte „im Anfang, als junge verschüchterte (sic!) Frau, bei Besuchen einiger Personen, deren Physiognomie ihr durchaus ein feindliches Element war, lieber in der kalten ungeheizten Nebenstube wie ein stilles Kind sitzen geblieben“ — ꝛc.: — ein allerdings in jener sturmbewegten Zeit mehrmals wiederkehrendes Faktum, das aber seine Wurzel und seine Erklärung nur in jener Darstellung hat und zwar in besonderer Beziehung zu dem gegen mich von wüthender Feindseligkeit erfüllten Irländer William Dunn, gegen welchen das ahnungsvolle Gemüth Charlottens gleich zu Anfang ein unerklärliches Mißtrauen und eine entschiedene Abneigung hegte, als er noch mit erlogener Freundschaft in die gastlichen Räume trat. — Religionsfanatismus, Aerger über verunglückte Plane mit einem Manuskript, später hinzugetretene Verwechslung eines ehrlich angebotenen Duells mit einem intendirten Mordversuch spielen hier so seltsam in einander, und jedes einzeln wieder eine bald mehr tragische, bald mehr burleske Rolle, daß, wie gesagt, jeder Darstellungsversuch ohne die Gesammtheit der in einander greifenden Fäden ein vergebliches Bemühen wäre. — Als dankenswerthes Resultat erwähne ich hier nur, daß unter den mannigfaltigen Erfahrungen und Kämpfen mit der Außen-

welt, während dieses inhaltschweren Lebensabschnittes ein bedeutendes Erstarken und Klarwerden über bisher unbeachtete Verhältnisse eintrat, und daß ich darin eigentlich erst reifte zu dramatischer Gestaltung. Zugleich war mir — was freilich als Erkenntniß nicht erst nöthig war — nunmehr auch im Konflikt mit dem Leben recht fühlbar geworden, welch einen reichen Schatz, welch starken, treuen Gefährten in Leid und Freud' ich an Charlotten besitze, eine Säule, durch Nichts in der Außenwelt zu erschüttern, so lange ich nur selbst mir treu bleibe und unwandelbar in meinem Wollen und Streben. In dieser schwierigen Zeit hat mein Geist, unter anhaltendem Ringen gegen widerstrebende Verhältnisse und zugleich in angeborner Freiheit über dem Kampfe schwebend, sich in einigen Dichtungen entfaltet, die vom glücklichsten aus dunklem Grunde auftauchenden Humor zeugen, und unter denen sich der am Schlusse des zweiten Bandes der Bilder des Orients stehende „Tag in Ispahan" vor allen auszeichnet. Auch viele Einzelgedichte entstanden in raschen Pulsen, von denen einige bald nach ihrer Geburt in dem mit den beiden Freunden Veit und Werder gemeinsam herausgegebenen „Berliner Musenalmanach für 1830" hervorgetreten, andere künftiger Sichtung aufbewahrt sind [31]). —

Es ist schwer, von einer inneren Entfaltung, einem starken Drang und Streben nach geistigem Freiwerden, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann die ringenden Kräfte zum Durchbruch und somit zu freudigem Selbstbe-

wußtsein gekommen. Aber für einen wesentlich fördernden inneren Vorgang glaube ich eben diese Zeit als Geburtsepoche annehmen zu dürfen — ich meine das Freiwerden von der Bangigkeit vor Argumentazionstyrannei. Mich hatte nämlich von dem ersten Augenblick meines Eintretens in Berlin an mit heimlichem Grauen erfüllt und imponirend in mich selbst zurückgeschüchtert jene Kaste junger Philosophen, die, ausgestattet mit dem dialektischen Rüstzeug des Systems, sich mit so vielem Scharfsinn und so zuversichtlichem Selbstbewußtsein scheinbarer Untrüglichkeit über Alles und Jedes auszubreiten wußten; und ich gestehe, daß ich mir in meiner unbefangenen Anschauungsweise manchmal recht armselig und nichtig vorkam solchen in glänzendem Waffenschmuck prangenden Kämpen gegenüber. Allmählig aber hatte — gleichwie die Thebaner unter Pelopidas' Leitung an den Anblick der lange gefürchteten Spartaner — sich mein Sinn gewöhnt, dem Feuer solch bleibender Argumentazionen unverzagt zu stehen: ich hatte mit den Waffen, deren sie sich bedienten, mittlerweile mich bekannt gemacht und den damit getriebenen Mißbrauch deutlich erkannt. Dazu kam, daß mehrjährige Erfahrung mich überzeugt hatte von der Unfruchtbarkeit und Entwickelungsbaarheit der angesehensten dieser Wort- und Demonstrazionshelden; sie konnten mit gewandter Zunge — und die unfruchtbarsten gerade am gewandtesten — jedwedes Thema ergreifen, gegen ein Höchstes und Bedeutendstes mit geschickt angelegten Sturmleitern sich

wenden, und dennoch suchte ich vergebens in ihnen selber einen festen Punkt, eine Errungenschaft, die als dauerndes Gut hätte bestehen können. Aus dem Mißtrauen erwuchs allgemach der Muth freieren kühneren Entgegentretens; und nunmehr war der Sieg errungen, und seitdem hat kritisches Deuteln, wo es nicht den innersten Kern berührt, mich niemals wieder irre gemacht. —

Auch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich immer freundlicher und behaglicher. Aus Petersburg, wo man durch Reisende mit Freuden vernommen hatte von der anständigen Wirthschaft und der schönen Gastlichkeit der Stieglitze in Berlin, war ein nicht unbedeutender Sukkurs und zugleich die Verheißung eines alljährlich sich wiederholenden namhaften Zuschusses eingelaufen. Diese erfreuliche Kunde traf zufällig gerade an Charlottens Geburtstag, den 18. Juni, ein, und so wurde dieser Tag ein doppelt freudiges Fest, das wir, die nunmehr gänzlich Sorgenfreien, durch einen kleinen Ausflug auf das Land begingen. Nun wurden allerlei Verschönerungen in der Wohnung vorgenommen, deren jede dann mit kindlicher Freude begrüßt und von den Freunden als ein neuer Beweis von Charlottens Geschmack gepriesen wurde. — Zugleich hatten die Bibliotheksverhältnisse sich sicherer gestellt und es konnte an das Aufgeben des Gymnasialunterrichts gedacht werden, der besonders durch die Korrektur der vielen Aufsätze zeitraubend geworden war. Wie ungern ich nun auch von einigen Lieblingsschülern schied,

die mir besonders angehangen, fühlte ich doch in dem Freisein von den Schulstunden und den mit jeder Woche danaidisch sich erneuenden Aufsatzkorrekturen mich von einer empfindlichen Last befreit und feierte den Tag, wo ich die letzte Lekzion gegeben, wie ein Fest der Erlösung. Dagegen hatten auf der Bibliothek sich Verhältnisse gebildet, die ich zwar damals mit Humor und gutem Muthe trug, die aber späterhin, als wiederholtes Unwohlsein eintrat und mein ganzes Naturell reizbarer geworden, Veranlassung zu vielen täglich sich wiederholenden Verstimmungen und fortgesetzten Aufreibungen wurden. Aber alles dieß wurde eine geraume Zeit getragen und überwunden mit Humor und gutem Muth, bis endlich die Stunde kam, wo es mit so vielem Anderen im Bunde anfing sich aufreibend gegen die edelsten Kräfte des physischen Organismus zu wenden.

Die Pariser Juliwoche hatte auch in Berlin eine Art von Nachhall gefunden. Wurden gleich keine Pflastersteine ausgerissen, so brach doch manche alte Wunde auf, und wie zur Zeit der Rebenblüthe der Wein in den Fässern in sympathische Unruhe geräth, so wurden gegebene Versprechungen und angeregte Hoffnungen mit neuer Stärke wach und gewannen, obgleich nur Erinnerungen, Kraft und Beziehung zu der Gegenwart. Die Gemüther waren lebhaft bewegt, und man blickte mit gespannter Erwartung über den Rhein hinüber. Der Antheil war eigentlich ein umfassenderer, der Gesichtspunkt von ausgedehnterer Sehweite

als die Hoffnungen, welche mit den Befreiungskriegen rege geworden; der rückgedämmte Patriotismus war in Kosmopolitismus umgeschlagen. — In diesem Glauben an einen reichen Zukunftsinhalt der jetzt noch in trüber Gährung ringenden Kräfte fühlte auch ich, der noch immer für die Herzensträume der Knaben- und Studentenjahre Glühende, der niemals irr Gewordene, „wenn des Staubes Weisheit Begeisterung, die Himmelstochter, gelästert", lebhaft mich zu Antheil gestimmt von den Bewegungen der Gegenwart, von denen ich Baumaterial, nicht Werkzeuge zum Einreißen erhoffte. — In dieser Hinsicht gehöre ich auch noch heute zu den Gläubigen. Und hat nicht wirklich Manches sich ergeben, das den Glauben bestätigt an Beförderung heiliger Saat durch scheinbar ganz entgegengesetzte Kräfte?

Nach diesem Blick auf das Allgemeine zurückkehrend in den geschlossenen Kreis unseres Privatlebens ist nun zu berichten, daß Charlotte, den Bitten ihrer Verwandten nachgebend, im Herbst 1830 einen Besuch in Leipzig machte, während ich durch die Bibliotheksverhältnisse gezwungen war, in Berlin zurück zu bleiben. Seltsam traf es sich, daß wir beide während dieser Trennung eine unter unseren Augen ausbrechende Revolution erlebten. In den Briefen, in denen ich der abwesenden Gattin die Berliner Vorgänge schildere, während sie mir Aehnliches von Leipzig aus berichtet, bezeichne ich uns beide scherzend als Septembriseurs und behaupte, die Leipziger Malkontenten hätten nur

die Ankunft ihres Führers abgewartet zum Ausbruch. Bald aber halten wir beide die Trennung nicht aus, wie sehr ich auch mich abmühe, den einmal gefaßten Entschluß mehrwöchentlicher Trennung standhaft durchzuführen; ich nehme einen kleinen Urlaub, und in Potsdam ist die Wiedervereinigung der einander mit Entzücken wie nach jahrelanger Trennung Begrüßenden. Von hier aus wird dann eine Fahrt unternommen, Berlin umgehend, nach Freienwalde und in die sogenannte Märkische Schweiz, acht Tage reich an Freuden und Erquickung. Ein bald nach der Rückkehr eintretender Erkältungshusten Charlottens brachte zwar eine Trübung hervor, da bei mir in solchen Fällen sich immer von Neuem die nur schwer besiegten bangen Ahnungen und Befürchtungen einstellten; aber nach der vollkommenen Genesung gestaltete sich eine um so schönere und ungetrübtere Zeit. —

In diese Zeit fällt das Hervortreten der ersten Bände der Bilder des Orients. Nach dem, was in dem Vorwort ausgesprochen ist über Empfängniß und Entwicklung der Idee zu diesen Dichtungen, wäre es überflüssig noch etwas hinzuzufügen. — Wer darf den Dichter fragen, heißt es dort schon bei Erwähnung der mannigfachen Einwendungen von Solchen, die ihn gern auf andere Bahnen lenken wollten, „wer darf fragen: Warum gerade diese Tonreihe und keine andere? Warum gerade diese Schwingung der Saiten und dieß Erzittern der Luftsäule, und nicht vielmehr jene, deren wir uns gestern freuten?“ Auch haben

diese von einer Grundidee durchdrungenen, während der Ausführung in immer mannigfaltigerer Gestaltenfülle hervorwachsenden Bilder sich immer mehr einen treuen Freundeskreis erworben, wenn gleich sie ihrem Wesen nach auf eine größere Popularität wohl niemals Anspruch machen können; ich selbst lächelte ungläubig zu den Worten eines Pariser Kritikers, der mit Begeisterung die Meinung ausspricht, ganz Deutschland werde dem Dichter freudig folgen, auf seinen Zügen von der Wüste bis zu den Palästen Jspahans und in die Vorzeit von Persepolis! — In Deutschland selbst waren die kritischen Stimmen sehr getheilter Ansicht. Die ungerechteste und haltloseste Behauptung war wohl die, als handle es sich hier um eine Nachahmung der morgenländischen Dichter. Mit gleichem Recht könnte man Göthen vorwerfen, er habe in Egmont die niederländischen Dichter nachgeahnt, oder im Torquato Tasso die italienischen. Die größte Freude, welche nächst Charlottens liebevollem Eingehen mir werden konnte, war die — freilich erst nach Göthe's Tode — von Eckermann mir mitgetheilte Nachricht, daß der verehrte Meister noch die Anfänge meiner Bilder des Orients mit günstigem Urtheil aufgenommen und während einer Vorlesung aus dem ersten Bande sein Bedauern ausgesprochen, daß das Erscheinen dieser Dichtungen in eine Zeit falle (1830), die für poetische Gebilde gar nicht ungünstiger könne ausgedacht werden [32]).

Ohne durch Mißverständnisse mich irren zu lassen, verfolgte ich festen Schrittes und mit ungeschwächter

Liebe meine Bahn, grub immer tiefer in den Schachten der Geschichte und des Völkerlebens, ließ mich von dem Hauch des Orients begeistern und entwickelte die mir gewordenen Anschauungen in immer größeren Formen, während jetzt auch, ohne daß ich darum zum politischen Dichter wurde, die Begebenheiten der Zeit mehr Einfluß auf mich übten. Das zeigte sich — nachdem ich, erfrischt durch die kleine Herbstreise, mit Charlotte zurückgekehrt war in das behagliche Nestchen an der Berliner Schloßfreiheit und dort in epischem Strome das Heldenbuch der Osmanen gedichtet — vornehmlich in der Trägödie „Sultan Selim der Dritte", die eine bedeutsame Begebenheit unseres Jahrhunderts vorführt, welche schon in meiner Kindheit mich mit Theilnahme erfüllt hatte. Begonnen wurde diese Tragödie, nach gehöriger historischer Vorbereitung, am 24. December 1830 mit den Worten, die zu Anfang des Ganzen stehen: „Im Namen Allahs des Allbarmherzigen", und beendet im Frühling 1831.

„Du hast Dir selbst den Segen Allahs gegeben", sagte Charlotte freudig, als sie zum Weihnachtsangebinde mir ein paar sauber gestickte Pantöffelchen „aus Sultan Selims Nachlaß", wie sie scherzend auf ein sie umhüllendes Blatt geschrieben, und einen zierlichen Papierkorb bescheerte mit den Worten:

Bald fliege Selims Manuskript
In meinen Schlund hinein,
Und wenn es noch so sehr geflickt,
Je toller desto besser. —

Seitdem blieb ihr Lieblingsausdruck der Segen Allahs, wenn sie eine besonders glückliche Stimmung an mir bezeichnen wollte, und zur Erinnerung ausgezeichnet günstiger Tage galt uns beiden fortan als Losungswort: „So schön wie der Winter Sultan Selims.“ Es war wirklich eine herrliche Zeit, Alles Kraft und Alles Harmonie, Leben und Dichten, Geselligkeit und Einsamkeit, Amtsthätigkeit und Studien in angemessenem Wechsel und fröhlichem Einklang, ohne einander irgend zu behindern. Nur Einmal trat eine kritische Periode ein. Ich hatte den ganzen dritten Act der Tragödie, nachdem ich mehrere Wochen lang den Plan dazu in mir getragen — gluthschwanger, wie es Charlotte nannte —, in Einer glücklichen Nacht niedergeschrieben, ganz so wie er jetzt da steht, nur mit Ausnahme der mittleren Scene, des Gesprächs zwischen dem Arzte und der Walide Sultana. Diese, späteren Ursprungs, kam erst im Frühling völlig zur Reife, und zwar auf folgende Art. Nachdem ich eine Reihe von Tagen hintereinander immer mit dem frühesten Morgen mich zur Arbeit gewendet und Mancherlei niedergeschrieben, was mir niemals ganz genügte und was ich immer wieder verwarf, verzweifelte ich zuletzt, ob die Gestaltung dieser Scene mir überhaupt jemals gelingen würde, so lange mich der Glockenschlag Neun zu dem in dieser Beziehung verhaßt werdenden Amte abrief. — Aber Charlotte hatte all die verworfenen Blätter gesammelt und sich den wiederholt ihr ausgesprochenen Grundgehalt wohl gemerkt. Eines Tages, wo ich, ganz erfüllt vom Schöpferdrang und sicherer als jemals naher Lösung, um die Amtsstunde aber-

mals abbrechen mußte, stürzte ich hinaus mit einem Fluch gegen die Bibliothek. Aber kaum war ich aufgebrochen, so macht Charlotte sich an das Werk und vollendet die Scene. Wie ich nun traurig und ermüdet nach einer Reihe von Stunden wieder nach Hause komme und noch trauriger werde über Charlottens Erschöpfung und bleiches Aussehn, deutet sie mit freudeglänzenden Augen auf mein Pult, und da finde ich das Kind, das sie mir mittlerweile geboren, und das ich seitdem stets als erkorenen Liebling betrachtet. — Außerdem ist von ihr allein noch in dem ersten Bande der „Bilder des Orients" das Gedicht „Maisuna" (S. 143—145), von welchem, seltsam genug, ein Nichts von seinem Ursprung ahnender Recensent später einmal aussprach, es sei das einzige in diesem Kreise, was anstatt orientalischen Hauches die Empfindungen eines deutschen Mädchens ausdrücke. Andere Liedchen, die sie bei besonderen Gelegenheiten gesungen, theilt das „Denkmal" mit. —

Die Mußestunden des Frühlings und Sommers 1831 waren, außer einer nochmaligen strengen Durchsicht der für den Druck bestimmten Partien der Osmanen, vornehmlich dem Gusse und der Anordnung der Schlußpartie dieses Theiles der „Bilder des Orients" — Türken und Griechen — gewidmet. In diese zu einem Ganzen verschlungenen Gesänge, welche, wie das formgerechte Drama, ihre fünf Acte, nebst Exposizion, Peripetie und Katastrophe haben, nahm ich auch Einiges aus den früheren Griechenliedern auf.

Wenn die Form dieses, obgleich seinem Wesen nach lyrischen, Ganzen Zeugniß giebt, daß die eigentlich dramatische Entwicklung mir damals innere Nothwendigkeit geworden war, so bekundet der Inhalt, vornehmlich gegen den Schluß hin, eine immer lebendigere Theilnahme an den Zeitbegebenheiten, freilich mehr vom welthistorischen als von einem Parteistandpunkte aus, wenn man nicht etwa gar das Erglühn für Völkerwohl und Volksselbständigkeit als einen solchen nehmen will. —

Von näherem Umgang hatten, außer den älteren Freunden Veit, Voß, Werder, und dem ganz in seiner musikalischen Welt aufgehenden A. B. Marx, sich jetzt auch Theodor Mundt, der strebsam auftauchende junge Litterat, und Wilhelm Schott, der Sprachkundige, uns angeschlossen. — Bei solchem Zusammensein, im Hause wie auf gemeinsamen Spaziergängen, war des Mittheilens und Besprechens kein Ende, und als ob man nicht genug davon haben könnte, wurden angeknüpfte Fäden mündlichen Austausches dann auch bisweilen durch die Stadtpost schriftlich fortgesetzt. Voß, als der ältere, erfahrungsreich im Leben dastehende Freund, suchte immer so viel als möglich das, wie es ihm erschien, allzustarke litterarische Hinneigen seiner jungen Freunde ins Gleichgewicht zu rücken und wurde dadurch sogar mitunter mir, dem heftig seinen Standpunkt Vertheidigenden, lästig, ohne daß ich darum jemals den hohen Werth des durch und durch von Liebe beseelten Mannes

verkannt hatte, der mit einer ungemeinen Klarheit der Anschauung und Durchdringung wirklicher Verhältnisse einen eigenthümlichen Hang zum Mystischen und Somnambulen verband: — ein Gemisch, das durch die bald vorleuchtenden tiefen Blicke begeisterter Momente und die grellen Widersprüche mit den ruhigen, weniger bewegten, bald mächtig anziehend, bald entschieden abstoßend wirkte, und das die vielen schiefen und einseitigen Urtheile über diese bedeutende Menschennatur hervorgerufen. — —

Mundt, damals eben mit seinem Erstlingskinde, dem „Duett", hervorgetreten, hatte dieses mir zum Geschenk überreicht und war beim nächsten Zusammentreffen mit uns beiden so erfreut durch die lebendig eingehende Auffassung und das freimüthige Urtheil über sein Erstgebornes, daß er sich von diesem Augenblick an uns näher anschloß und auch, der eben sonst nicht Mittheilsame, manches Handschriftliche wiederholt und gerne vorlas, wobei dazu allzeit die größte Aufrichtigkeit ihm entgegentrat; auch gewährte es ihm sichtliches Vergnügen, daß ich gegen meine eigenen Schöpfungen ausgesprochenen Tadel allzeit dankbar hinnahm, nie abweisend, auch in zweifelhaften Fällen stets erwägend und dem Andersmeinenden Geltung gönnend. — Schott, als Kenner und vertrauter Freund des Orients, war durch diesen zuerst mit mir bekannt geworden, als ich mich wegen arabischen Unterrichts an ihn wendete, später dann, als die von fern auftauchende Aussicht eines Besuchs der Verwandten in

Petersburg eine sorgfältige Vorbereitung in der Allerweltssprache wünschenswerth machte, auch für die zum Reden in fremden Zungen niemals geneigte, noch auch besonders geeignete Charlotte zum französischen Sprachmeister erwählt worden. Der von Natur in sich zurückgezogene Schott wurde im Umgange mit uns nach und nach mittheilsam und erschlossen und hat mehrmals versichert, daß ihm damit ein ganz neues Leben aufgegangen sei. Auch war er eben so willkommen im Hause wie auf Spaziergängen und hat manche Stunde erheitern helfen. Mit Marx, dem an Charlottens Gesang als stark fühlender Mensch und Kenner sich Erfreuenden, blieb immer die Musik, mit Veit und Werder in alter Weise Mittheilung und Durchsprechung der jüngsten Plane und Schöpfungen Mittelpunkt der Gegenseitigkeit. — Auch waren mehrere an mich empfohlene Studirende von Zeit zu Zeit gern gesehen, und es traf sich mitunter, daß Repräsentanten der verschiedensten Universitäten und der entgegengesetztesten Farben sich in unserem Friedenszelt vereinigt fanden.

Von Familien, mit denen wir in nähere Verbindung getreten waren, nenne ich vornehmlich Boeckh, der nach seiner Wiederverheirathung sich aufs Herzlichste zu uns gestellt; ferner Joseph von Eichendorf, der, vor kurzem erst mit den Seinen von Königsberg nach Berlin übergesiedelt, in seiner unverwelklichen Dichternatur stets geneigt war zu gemeinsamen Ausflügen; dann auch Franz Horn, der mehr an einem stillen Beisammen-

sein bei einem „freundlichen Thee“ Behagen fand, einmal aber doch auch zu einem größeren Kreise sich herbeiließ, und zwar während Oehlenschlägers Anwesenheit in Berlin, die durch einen besonders günstigen Zusammenfluß von Umständen gar angenehme Stunden bereitete. — Zum Oefteren kam Abends auch, ein allzeit interessanter Gast, Professor Neumann, nach seiner Rückkehr von China, und freudig begrüßt bei jedesmaligem Erscheinen der in den letzten Monaten seines Lebens dann und wann vorsprechende Achim von Arnim, eine in der ewigen Jugend seiner genialischen Seele mächtig ansprechende Natur. Auch interessirte Arnim sich lebhaft für den Berliner Musenalmanach, dessen zweiter Jahrgang, 1831 [33]), einige sehr hübsche Lieder von ihm bringt, unter anderen den nur allzubald für ihn selbst bezeichnend werdenden Gesang:

Ueber's Grab des lieben Todten
Jagen freudige Siegesboten;
Seine Ahnung ist erfüllt —. —

Rauch, in dessen abendlichen Zirkeln man stets einen erlesenen Künstlerkreis versammelt fand, so wie mehrere andere Familien wurden nur bei vorzüglich feierlichen Gelegenheiten, Haupt- und Staatsakzionen der Geselligkeit, eingeladen. — Ein besonders inniges Verhältniß aber war nach und nach mit Hegel und seiner Familie eingetreten. Dort trafen wir auch zum Oefteren den originellen Zelter, mit dem wir sonst nicht zusammenkamen, weil Charlotte, ungeachtet wiederholt an sie ergehender Einladungen, ihren Beitritt

zu der Singakademie, Zelters Schooßkinde und vornehmstem Wirkungskreise, hartnäckig verweigerte. Es war ihr unerträglich, zwei Abende der Woche regelmäßig von ihrer häuslichen Glückseligkeit opfern zu sollen, und wenn ich zu diesem Opfer meinerseits mich bereit erklärte, behauptete sie: „Du weißt jetzt selber nicht, wie unangenehm es mit der Zeit Dir sein würde.“ — Aber so oft wir im Hegel'schen Hause zusammentrafen, freute sich Zelter an der kräftigen und vollen Stimme und bedauerte jedesmal, daß sie nicht an seinem Institut mitwirke. Auch sorgte die treffliche Hegel immer dafür, daß an solchen Abenden auch Andere zur gemeinsamen Aufführung ausgewählter Gesangstücke vorhanden waren. Die schönsten Stunden verlebte man miteinander, als Hegel beim Umsichgreifen der Cholera in Berlin sich mit den Seinigen auf eine Landwohnung vor dem Halle'schen Thore am Kreuzberge, „das Schlößchen“ genannt, zurückgezogen. Von dem heiteren Zusammenleben auf diesem Schlößchen, wo mancher Nachmittag und mancher Abend verbracht wurde, bleibt besonders Eine Gestalt mir unvergeßlich, ein alter Hospitalwärter, ein schlichter, im guten Sinne einfältiger Mann, der eine ganz besondere Zuneigung zu dem großen Philosophen gefaßt hatte, die auch von Hegel in vollem Maaße erwiedert wurde. Aber der einfache Alte wußte nichts von den dunkeln Schattengängen Hegel'scher Dialektik, sondern brachte nur seinen gesunden Menschenverstand und den ihm angeborenen, auch im Leben geübten frommen Sinn

zu Tage; und Hegel, dessen reiner Menschennatur im Leben alles Echte, Ganze und Natürliche willkommen war und der gern im heiteren Gespräche ausruhte von der schweren Arbeit seiner tiefsinnigen Spekulazion, zu welcher er, wie er sich ausdrückte, „nun einmal verdammt sei", hörte mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit die schlichte Rede dieses ungelehrten Mannes, ließ sich mit ihm in ernsthafte Betrachtungen ein, ganz und gar eingehend in dessen Denkweise, und sagte mehrmals: nächst den unantastbaren Konsequenzen des Systems erscheine ihm nichts so folgerecht und wichtig, als diese einfache kunstlose Denkweise. Ein solcher Zwiesprach war auch am 27. August, Hegels letztem Geburtstage, geführt worden. Und als der gute Alte sich verabschiedet und kein anderer Zeuge zugegen war als Hegels Frau und Kinder nebst Charlotte, sprach ich mit der Kraft der Ueberzeugung dem verehrten Lehrer zu, doch selber ja recht bald die Herausgabe seiner vornehmsten Werke, namentlich der Geschichte der Philosophie, und der Philosophie der Geschichte, zu bewerkstelligen, damit durch diese bei all ihrer Tiefe und Macht verständlicheren, auch dem nicht mit Spekulazion ausschließlich sich Beschäftigenden zugänglichen Werke einerseits so manches schiefe und falsche Urtheil sich zerstreue, das sich ihm gegenüber breit zu machen suche, andrerseits aber auch verhindert werde, daß nicht bei Eintreten eines hoffentlich noch weit entfernten Falles minder Berufene solche Arbeit — und dann bei allem guten Willen, schwerlich wohl im Sinne des Meisters —

unternähmen. Auf Hegel machte diese aus der Ueberzeugung des Herzens kommende Mahnung sichtbaren Eindruck, und er antwortete mit Kopfnicken: „Ja, ja, man muß den alten Herren zuvorkommen" — so nämlich nannte er mehrere der Jüngeren seiner Anhänger, über deren altklugen Verstand und Altwisserei er bisweilen heiter scherzte. Und spät noch beim Nachhausegehn sprach ich mit Charlotte über die Wichtigkeit dieser Angelegenheit und schrieb dann, wie getrieben von einem dunkeln Vorahnen, meinen „Mitternachtsgruß an Hegel" nieder, worin ich auf das Dringendste demselben noch einmal das bereits Ausgesprochene ans Herz lege. — Am anderen Morgen mit dem Frühesten wanderte dies Gedicht zur Stadtpost, und Tages darauf kam eine Antwort „vom Schlößchen am Kreuzberge", ebenfalls in Versen, in welchen Hegel, eingehend auf den an ihn ergangenen Aufruf des Freundes, feierlich verspricht, sein Wort zu lösen. — Diese Verse (— nächst einigen Gedichten an seine Marie noch aus dem Bräutigamsstande und einem Gesang an Hölderlin aus früher Zeit, die einzigen, die Hegel jemals gemacht —) sind höchst bemerkenswerth als energischer Ausspruch seiner Gesinnung und bleiben künftiger Mittheilung vorbehalten[34]).

Aber es kam nicht dazu. Drei Monate später schon, als er eben die neue Ausgabe seiner Logik begonnen, raffte den unersetzlichen Mann die Cholera dahin, — und seinen Schülern blieb die Herausgabe seiner Werke überlassen. — Seine irdische Hülle wurde, seinem

Wunsche gemäß, neben Fichte bestattet. Viel Staub ist seitdem über seinem Grabe aufgewühlt und viel aus ihm herausgedeutelt und gefolgert worden. Seine edle Gattin blieb Charlotten eine innige Freundin. Die beiden Söhne wuchsen würdig heran. —

In den Sommer 1831 fallen auch mehrere Ausflüge nach Potsdam. Dort hatten wir uns in einem Gasthof vor dem Thore ein Absteigequartier ausgesucht, von welchem aus wir dann den ganzen Tag über nach Herzenslust umherstreiften, überall mit dem eben Vorgefundenen fürlieb nehmend. Unsere Ausflüge zu Wasser und zu Lande nannten wir Entdeckungsreisen, und thaten uns etwas darauf zu Gute, manches schöne Plätzchen zwischen den Bergen dieser Oasis in der märkischen Sandwüste aufgefunden zu haben, das bisher Anderen entgangen. Einmal machten wir eine so reizende Beschreibung des Potsdamer Eldorado an einen Freund in Berlin — daß dieser gleich nach Empfang des Briefs sich aufmachte zur Fahrt und die fröhlichen Entdecker mit seinem Besuch überraschte. Damals hatte eben der geistvolle Daniel Laßmann seinem Leben auf so bedauerliche Weise ein Ende gemacht. Es wird gemeinsam seine „Schlittenfahrt“ gelesen, in deren drastischen Zügen der unglückliche räthselhafte Mann das treueste Bild von sich selber niedergelegt. — Ein ander Mal, als Potsdam sich bereits abgesperrt hatte gegen das von der Cholera heimgesuchte Berlin, schmuggeln wir uns, aller Wege und Stege kundig und stets mit dem leichtesten Gepäcke

versehen, auf einem Umwege die Wächter täuschend ein, und verbringen dann, triumphirend über die gelungene List, einige frohe Tage, ohne daß irgend ein Bekannter ahnet, wohin wir gerathen. — Den Cholera-Winter 1831—32 blieben wir getrost und muthig mitten in der allgemeinen Bestürzung und Entmuthigung, gerüstet zwar mit allen Vorsichtsmaßregeln und Vorkehrungen für etwa eintretende Fälle, aber ohne auch nur einen Augenblick uns zu ängstigen. Das Wort „Cholera" zu nennen, war zwischen unseren Wänden bei Strafe verboten; aber wir scheuten nicht den Besuch bei Freunden, die man von der abergläubisch gefürchteten Feindin befallen glaubte. Ein äußerst ernster, beinah tragischer Moment ist eine Novembernacht, in welcher wir, heimkehrend von einem Hochzeitsfeste, einem Leichenzuge begegnen, den wir sofort auf den entlegenen Cholerakirchhof begleiten. Dieß schauerliche Nachtstück habe ich später für die „drei Jahre auf Reisen und in der Heimath" treu geschildert. —

In meinem Schaffen reifte dieser Winter nur weniges einzeln Stehende. Desto eifriger trug ich mich mit Planen herum zu größeren Schöpfungen, darunter auch mehrere zu Tragödien, von denen am lebendigsten mir der zu einem Sobiesky geworden — als prophetisches Spiegelbild und vordeutender Träger von Polens später sich so jammervoll erfüllendem Geschick. — Auch ist die Ausführung dieses Planes noch keineswegs aufgegeben[35]). Den bisweilen eintretenden Unmuth über das nicht zur Gestalt werden Wollen in-

wohnender Ideen wußte Charlotte auf das Erfolgreichste durch ihr liebevolles überzeugendes Zureden hinwegzuscheuchen und peinigende Ungeduld immer wieder zum Frieden zu beschwichtigen. Auch wurde zur Zerstreuung häufiger das Theater besucht.

Wie der Anfang dieses Winters einen theuren Freund in der Nähe entrissen, so traf an dessen Schlusse die Nachricht ein von einem schmerzlichen Verlust in der Heimath. Mein Vater war zu Anfang März gestorben — „den Tod des Gerechten", wie der wackere Schwager Buhl bei Verkündigung der Nachricht schrieb. Damit ich nun den ersten Schmerz erst voll und rein in mir durchlebt habe und sie dann um so sicherer wirken könne, legte die sorgliche Charlotte den während der Bibliothekstunden eingetroffenen Brief auf meinen Pult, wo ich beim Nachhausekommen ihn mit folgenden Zeilen von ihrer Hand finden mußte. —

„Guten Abend, mein Lieber! Denke jetzt einmal gar nicht an Deinen eigenen Schmerz, sondern an den Deiner Mutter. Da Du nicht selbst hinreisen kannst, schreibe ihr aus Deiner ganzen lieben kräftigen Brust wie ein tüchtiger Sohn; suche ihr viel zu sagen, und Du wirst Dir selbst Alles damit sein. Es hat etwas ungemein Erhebendes, Stärkendes und Erheiterndes, in schweren Stunden für Andere sich einer Kraft bewußt zu werden, die man für sich selbst nicht übrig hatte. —

Gemeine Reflexionen bei dem Tode eines Geliebten über das Leben überhaupt kommen mir wie ein schlech-

tes, lässiges Begräbniß vor. Pflanzet den Todten Palmen, aber keine Disteln! —

Recept für Uns. — So lange wir aber leben, also uns lieben, laß uns gegenseitig soviel wie irgend möglich heitere Blumen (lebensfrische heißt das) warten für einander, das Unkräutchen (Schnupfen, zerbrochene Lampen), das sich einschleicht, mit thätiger Hand vertilgen, aber es um Gottes Willen für keine Trauerweide ansehn; sonst bleibt uns am Ende kein heiliger Baum mehr für das Grab des geliebtesten Todten — und dieß wird sicher ein furchtbarer Verlust. —

Laß uns gegenseitig erfreuen, stärken, halten, erheben, handeln, und somit froh sein — hörst Du?! — Laß uns denken, wenn wir säen allerlei Saamen, daß die Früchte zu rechter Zeit schon reifen werden. Der Boden, der brach liegen kann, bringt es doppelt ein.

Liebe ist der Odem, der ihn nährt,
Vertrauen ist die Sonne, die's bewährt,
Und wo sich dieß vereint gefunden,
Muß auch die rechte Frucht gefunden. —
Du glaubst sie nicht, weil sie nicht schwillt?
Ins Innere schau'! Dein Seelenbild!

Deine Charlotte
den 24. März 1832."

Gelesen wurde diesen Winter unendlich viel, französisch und deutsch in bunter Mischung — Montesquieu und Voltaire, Corneille und Molière, Lafontaine und Boileau, Don Quixote und Boccacio (beide in der Soltau'schen Uebersetzung), Lichtenberg und

Camoens, Rellstab und Wilibald, Franz Horn und Steffens, Shakespeare und Sophokles, Arnim und Tieck. Von Allen die stärkste Sympathie in unseren Seelen (unserer Seele! — beide Eins nur!) fand Jean Pauls „Titan“, in welchem wir schwelgend die ewige Jugend des Herzens, unser Ideal und unsere Wirklichkeit, auch im getreuen Spiegelbilde feierten. — Wahre Schlachten haben wir um jene Zeit gekämpft für diesen, anfangs durch die willkührlichen Sprünge vom tiefsten Ernst zu gellem Lachen, mitunter auch wohl durch die überschwängliche Gefühlsverschwommenheit und das Zusammenhäufen der einander fremdartigsten Bilder uns zurückstoßenden, dann bei näherem Eingehn in sein überreiches Gemüthsleben wahrhaft heilig gewordenen Liebling, wenn ihn Jemand anzugreifen Miene machte; und wir verstanden, bei solchen Kämpfen einander ritterlich unterstützend, uns auf Blick und Wort. „Hie Waiblingen!“ — war Charlottens vertrauender Ruf, wenn sie aus weiter Salonferne mich zu sich heran citiren wollte zu feuriger Gemeinsamkeit des heißer werdenden Streites. — „Sie denken mit dem Herzen, statt mit dem Verstande!“ war einmal bei solch einer Disputation der spöttelnde Einwurf eines in die Enge getriebenen Gegners. — „Wenigstens niemals ohne Herz“, war meine Entgegnung — und Charlotte fragte lächelnd: „Giebt es denn einen Verstand ohne Herz?“ —

Eines Tages fand ich, von der Bibliothek heimkehrend, einen Kranken auf der Hausflur, nahm ihn

mit mir hinauf in unsere Wohnung, verpflegte ihn gemeinsam mit Charlotten und entließ ihn dann gestärkt und getröstet. — Kurz darauf erscheint eine der drei Parzen und kündigt den beiden Erstaunten die Wohnung — „weil man die Cholera habe ins Haus schleppen wollen". Da hilft kein Einwurf und keine Vorstellung, kein Kurmachen und kein Gebot höherer Miethe — der Beschluß ist gefaßt im Rathe der Hochmögenden, und somit kein Rückgang möglich. — Für mich war die Sache empfindlich, ich hing mit einer Art von Aberglauben an dieser Wohnung und hatte mich gewöhnt, ein blindes Vertrauen mit derselben zu verknüpfen. — Charlotte nahm die Sache leichter und rieth, sobald man eingesehen, daß ein Rückgängigmachen des Beschlusses der hartnäckigen Thomaner undenkbar, zum Aufsuchen eines neuen Nestchens für den Frühling. — Nun wurden die Nachmittagsspaziergänge wieder in kleine Entdeckungsreisen umgewandelt, und wer zufällig sich auf dem Wege angeschlossen, mußte mit zur Wohnungsbesichtigung und Ansiedlungsschau. Von allen am besten gefällt eine auf dem Schiffbauerdamm im Hause eines reichen Lohgerbers, die auch sogleich gemiethet und nach Wunsch eingerichtet wird, um Ostern bezogen zu werden. Aber kurz vor Ostern habe ich einen erschreckenden Traum: — Ich sehe Blutspuren auf der Schwelle der neuen Wohnung und finde Charlotten todt in ihrer Kammer. Das weckt nun die alten ängstigenden Vorstellungen von Nemesis und lauernden Dämonen wieder auf, und ich

beschließe, um jeden Preis eine andere Wohnung zu suchen und die ominöse aufzugeben. Charlotte, von jeher frei von allem Aberglauben und mir nur solche Ahnungen gern zugebend und heiter bestätigend, die mit guten Geistern in Verbindung stehen, redet mir die Befürchtungen aus, erklärt den bösen Traum als ein Erzeugniß schweren Blutes, vielleicht eines versteckten Unwohlseins, und versichert, sie habe den besten Glauben an den Schiffbauerdamm. So beruhige denn auch ich mich wieder, ja, ich komme so weit in meiner Festigung, daß am Tage des Umzugs selbst ein begegnender Leichenzug mich nicht erschreckt und ich freudig zu der bereits für das Wiederauftauchen trüber Ahnungen fürchtenden Charlotte sage: „Das bedeutet ewiges Leben" —, „und Aufgehn guter Saaten", spricht eingehend auf meine gläubige Ruhe die erfreute Charlotte. — Unangenehm war es für uns beide, gerade den ersten Abend nicht vereinigt in der neuen Ansiedlung begehen zu können. — Aber es ließ sich nicht wohl ändern. Joseph von Eichendorf gab an diesem Abend seinem nur für kurze Zeit in Berlin anwesenden Freunde und langjährigen Chef, dem Oberpräsidenten von Schön aus Königsberg, eine Gesellschaft, wozu er einige Litteraten Berlins zur Vorstellung dem eifrigen Freunde der Litteratur eingeladen, und Charlotte selbst überredete widerstrebend den Widerstrebenden, sich nicht davon auszuschließen. — Das war seit unserer Verheirathung der dritte Abend, den wir — mit Ausnahme der kurzen Trennung im Herbst 1830 — in Berlin ge-

trennt von einander zugebracht; außerdem nur noch zwei — der letzte, am 29. December 1834.

Und das Osterfest 1832 findet uns nun bereits eingewöhnt in die neue Behausung, die immer behaglicher eingerichtet wird und für den Sommer bereits vieles Angenehme darbot. — Vor den Fenstern die hier ziemlich breite Spree und lebendige Regsamkeit der Schiffbauer und Schiffenden am Tage, während Abends Ruhe eintritt; gegenüber der große, von hochwüchsigen Bäumen prangende Garten der Freimaurerloge Royal York, und benachbart mehrere kleinere sorglich bebaute Gärtchen und mit Epheu bewachsene Häuser; nahe die Linden, und näher noch die Spaziergänge ins Freie gegen längst schon als Lieblingsplätze ausersehene Gegenden hin — kurz, mitten in Berlin eine freundliche Landwohnung. — Auch fühlten wir jungen Ansiedler uns recht wohl in unserer neuen Klause, die wir immer mehr durch Ausfindigmachen kleiner neuer Verschönerungen ausschmückten und unseren Bedürfnissen anzupassen suchten, und nach und nach wollte mir es scheinen, daß die guten Geister von der Schloßfreiheit uns auch hieher gefolgt. Ganz besonders freute ich mich zweier ziemlich stattlicher Bäume: ein Pflaumenbaum und ein persischer Flieder, die, dicht am Hause, der eine in Charlottens Zimmer, der andere in ein Fenster meiner Studirstube hereinschauten. „Da werden unsere guten Geister sich Nester bauen“, sagte Charlotte, als uns die Blüthenfülle beider Bäume erquicklich entgegen duftete. — Und wirklich stellten

die Geister des Schaffens, die willkommensten von allen Gästen, auch bald am Schiffbauerdamm sich ein. — Die neuen Eindrücke der mehr ländlichen Umgebung, das Leben der Schiffer und Schiffbauer, die Beobachtung so mancher anziehenden Erscheinung auf gemeinsamen Spaziergängen, dazu so manches innerlich Gelebte, auch die Schrecken der Choleraperiode nicht ausgenommen, hatten mich zu individueller Schilderung nächster Umgebung angeregt und eine Reihe poetischer Genrebilder hervorgerufen, die als „Lebensbilder“ aneinander gereiht und zu einer Kette verschlungen, später — seltsamerweise! wieder eine Stelle fand unter den Genealogien und statistischen Berichten des Berliner Hof- und Staatskalenders, von welchem einer der Hauptredakteure, Geheimerath von Beguelin, eine besondere Vorliebe für mein Dichten hegte. „Die Poesie der Mark“, sagt, zugleich belobend und persiflirend, der Rencensent jenes Jahrgangs (1834) des Königlichen Preußischen Allerhöchst officiellen Kalenders in der eben so officiellen Staatszeitung, „vertrete dießmal H. Stieglitz ganz allein.“ Doch wurden mehrere jener „Lebensbilder“ ohne Angabe der Quelle in verschiedenen Blättern nachgedruckt und somit auch weiterhin bekannt. — Unter ihnen befindet sich auch das schöne Lied aus Charlottens früheren Jahren:

Stumme Liebe.

Schweigen fordert Deine Nähe
Und ich bin ein tändelnd Kind;
Wenn ich Dir ins Auge sehe,
Weiß ich noch, was Schmerzen sind? —

Doch wenn ich Dich nicht mehr sehe,
Wie beredt red' ich zu Dir!
Schlägt mir Wunden Deine Nähe,
Ew'ge Nähe heilt sie mir.

Und ich seh' Dich schweigend wieder,
Lächle, lächle immerzu,
Bis ein Engel bringt hernieder
Todeslächeln, ew'ge Ruh. —

Gleich nach Vollendung dieser „Lebensbilder" fühlte ich mich stärker als je zuvor ergriffen und fortgerissen von den Bewegungen der politischen Gegenwart und sang in rascher Folge nacheinander die bald darauf bei Brockhaus — damals noch ohne Namen — gedruckten „Stimmen der Zeit"[36]). Der erste Klang dazu war das „Bekenntniß", welches ich statt aller weiteren Antwort dem übrigens mir hochgeschätzten Staatsrath von Stägemann zusendete, als dieser einstmalige Sänger der Freiheit mir seine zu Gunsten des Zaren gegen das ringende Polen gedichteten Oden zum Geschenk gemacht. Die vorzüglichsten unter jenen „Stimmen" der ersten Auflage, die fast alle im Juli reiften, sind wohl der „Mythus" — „Rechenschaft" — „Unsre Zeit" — „So besteht nun in der Freiheit" — „Die Schwedenschanze" und „Der Harfner", deren letzteres sowie der „Mythus" auch in mehreren Gedichtsammlungen wieder abgedruckt erschienen. Auf manches der andern läßt sich vielleicht das Göthe'sche „Ein garstig Lied — pfui, ein politisch Lied!" — mit Recht anwenden. —

Ein um die Mitte des Sommers 1832 eintretendes

Unwohlsein war vorübergehend, aber empfindlich genug, um eine andauernde Verstimmung gegen die Bibliothek und manche damit zusammenhangenden Verhältnisse zurück zu lassen, die bis dahin leichter waren getragen und überwunden worden. — Bald aber traten angenehme und versöhnende Erscheinungen ein. — Charlottens Schwestern, Doris und Hannchen, weilten bei ihrer Reise in das Doberaner Seebad mehrere Tage in Berlin und ließen es sich in der kleinen, mit Umsicht und Humor aufs Beste für sie eingerichteten Wohnung gefallen. Unmittelbar darauf erschien der lang ersehnte, und selbst seit lange nach persönlicher Bekanntschaft verlangende Oheim Ludwig Stieglitz aus Petersburg, jener Matador des Besitzes mit der von Geldrost frei gebliebenen Menschenseele. Er hatte seinen Aufenthalt in Berlin nur auf wenige Tage bestimmt, gefiel sich aber so wohl, daß ein halber Monat verstrich, ehe er zum Scheiden sich entschließen konnte. Das war nun an Austausch und gemeinsamen Ausflügen eine reiche schöne Zeit, und man lernte einander kennen und lieben, als wäre man Jahre lang vereinigt gewesen. Am Schiffbauerdamm war ein ungewohnt reges Leben eingetreten, und an Abenden, wo der werthe Gast nicht vorzog mit uns beiden allein zu sein, war in unserer Behausung der Zusammenfluß der bedeutendsten Celebritäten der Königsstadt, während die fröhlichen Gastgeber wohl scherzend zu einander sagten, sie theilten jetzt ihr Brod mit Dem, welcher in einer Sekunde mehr zu verzehren

habe als sie das ganze Jahr über. — Ludwig aber hatte seine ganz besondere Freude an der von Charlotten auf das Liebenswürdigste und Verständigste eingerichteten Häuslichkeit, ebenso wie an der strebsamen Lebendigkeit und Frische, in welcher seine jungen Freunde ihm erschienen. — Der uns alle drei im Tiefsten berührende Schmerz des Abschiedes wurde nur gemildert durch das Versprechen des Wiedersehns im nächsten Sommer an der Newa. — Nach des Onkels Abreise nahm ich Urlaub auf einen Monat und begleitete Charlotten in das Seebad Doberan zu ihren Schwestern. Dort war gerade damals eine erlauchte Versammlung fürstlicher Personen (eine Königin — von Baiern —; ein designirter König — Otto von Griechenland —; mehrere königliche Prinzen von Preußen mit ihren Gemahlinnen; der alte Großherzog von Mecklenburg nebst seinem Sohne dem Erbgroßherzog und dessen Gemahlin, unter den Töchtern der Königin Luise die körperlich ihr am ähnlichsten — und sonstige Hochgeborenschaften mancherlei Art), mit denen man bald bei Tafel, bald auf Bällen, bald am Pharaotische sich zusammenfand. — Erquicklicher als all dergleichen wirkte das in dem Wechsel seiner Erscheinungen allzeit urherrliche Meer und die täglich vorgenommenen Ausflüge zu Wasser und zu Lande. Diese dauerten auch fort, als um die Mitte des August die meisten der Badegäste sich entfernt, erschreckt durch einige Cholerafälle, die sich in dem Oertchen einstellten. — Aber wir, gewohnt inmitten dieser

allgefürchteten Feindin ruhig und gutes Muths zu bleiben, überredeten die Schwestern zu einem Gleichen und man befand sich in der Stille des Land- und Seelebens nun um so behaglicher und ungestörter. — Als ich gegen Ablauf des Urlaubs wieder nach Berlin zurück mußte, es für Charlotte aber zuträglich schien, noch einige Zeit als Mitbadende bei ihren Schwestern zu bleiben, wurde für die drei Frauen in dem eine halbe Stunde vom Oertchen Doberan entfernten, nahe am Meere romantisch gelegenen Försterhause eine Wohnung gemiethet, und es entspann sich nun mit dem Heimgereisten, der an der Mecklenburger Grenze noch eine unerwartete Quarantaine zu bestehen hatte, ein in alter Weise lebhafter brieflicher Austausch, von welchem in dem „Denkmal“ einige Blätter sich finden. —

Im September, nach Charlottens Rückkehr, die wie ein Wiedersehn zwischen jüngst erst Vermählten begangen wurde, ging anfangs Alles vortrefflich. — Aber bald stellten sich die im Sommer vorspukenden Blutzustände mit ihrer verderblichen Einwirkung auf das Geistesleben so bedrohlich bei mir ein, daß Charlotte, welche mit Recht die Einflüsse der Bibliothek als den Hauptbeförderungsgrund derselben ansah, den ernstlichen Entschluß faßte, diese Last, die ich um ihretwillen über mich genommen, wieder von mir abzuwälzen[37]). Zu diesem Zweck schrieb sie, ohne mein Wissen, rasch hintereinander mehrere Briefe an den Freund in Petersburg, von dessen Zustimmung

die Möglichkeit eines solchen Aufgebens allerdings abhing. — Das Resultat dieses Briefwechsels war ein bedingtes Ja, bedingt insofern, als bedenkliche Frage zu ernstlicher und ruhiger Erwägung hingestellt wurde, ob es denn auch wirklich zum Glück führen würde, sich so von allen Bedingnissen des äußeren Lebens abzulösen? Und da kurz darauf, um Weihnachten schon, ganz unerwartet, nach einer überstandenen heftigen Blutkrisis ein Drang des Schaffens und eine geistige Bethätigung eintrat, welche mehrere Wochen hindurch das Vorschützen einer Krankheit nöthig machte, um nur die innerlich aufgehäufte Gestaltenfülle zu ordnen und zur Erscheinung zu bringen, fiel auch der Plan des Aufhebens amtlicher Verhältnisse mit der erneuten Freudigkeit von selbst, und ich besuchte, nach vollendetem Gusse meiner nach China verlegten Tragikomödie mit altem Muth, ja einem gewissen Uebermuth den Schauplatz meiner Leiden, den ich mitsammt dem zugehörigen Personal so eben ideell dem Moloch geopfert hatte. — Denn in den „großen Bücherbrand des Schihoangti" sind so sichtbar Beziehungen der nächsten Umgebung verflochten, daß dies bei Erscheinen des vierten Bandes der „Bilder des Orients"[38]) selbst ungeübteren Augen nicht entging. — Gleichwohl ist der Stoff ein echt historischer, und dessen Behandlung mit genauer Kenntniß des chinesischen Lebens und Treibens durchgeführt, wenngleich die den historischen Ernst und die scharfe Zeichnung der Charaktere durchziehende Ironie überall in hei-

mische Zustände überschlägt. — Als bei Vorlesung in einem Freundeskreise vor dem Druck ein Austausch lebhaftester Art entstand, in welchem Zustimmung und Mißbilligung einzelner Partien von verschiedenen Seiten mannigfach sich kundthat, faßte ich in heiterster Laune diese Diskussionen auf und verwebte sie in das Gespräch der Schüler, welches das Stück beschließt, zu einer kritischen Ueberschau des Ganzen. — Den lebhaftesten Antheil erweckte die neue Schöpfung bei dem geistvollen jungen Ungarn J. L. Klein, der sich seit diesem Tage mit der ganzen Gluth seines Feuerkopfes mir zuwendete. — Aber rasch und keck und rückhaltlos, wie er war, äußerte er bisweilen in Charlottens Gegenwart Dinge, besonders über das weibliche Geschlecht, welche die sonst so duldsame Frau unangenehm berührten und dann, wenn ich die Vertheidigung des mir sympathischen, und als allzurasch entschuldigten jungen Freundes übernahm, einige Male ernsthafte Verstimmungen hervorbrachten. — Aus einer solchen ist der Brief hervorgegangen, den das „Denkmal" (Seite 48) mittheilt, und den die allzeit begütigende Charlotte zur Ausgleichung eines Tages in mein Pult legte. — Uebrigens hat der hellblickende Klein Charlotten von jeher sehr hochgeschätzt, ohne welches er auch niemals würde meine Gunst erworben haben; und die treffliche Frau, die überall das Echte zu würdigen wußte, sah später auch gar nicht ungern das Erscheinen dieses „noch ungeschliffenen Edelsteins", wie sie ihn zu nennen pflegte. — — Nächst Klein wirkte um

diese Zeit schon äußerst wohlthuend auf mich Dr. Franz Pape, ein Studiengenosse noch von Göttingen her, der in seinem eben so maaßlosen Drange zum Lernen als Unlust an medizinischer Praxis nach kurzer Ausübung letzterer zum Weiterstudiren nach Berlin gekommen war. — Wir pflegten ihn den alten Studenten zu nennen, sahen gern seine Begleitung auf Spaziergängen und hörten gern seine altkluge, von vielseitiger Kenntniß zeugende Rede. Besonders oft wurde mit ihm der botanische Garten besucht — auch hatte er zu jeder Zeit freien Zutritt am Schiffbauerdamm. —

Die Haushaltungsgeschäfte mußte Charlotte, wo möglich, alle in meiner Abwesenheit beseitigt haben, denn war ich zu Hause, so mochte ich nicht einen Augenblick ihre Gegenwart entbehren. — „Frau Doktorin, Ihre sechs Kinder rufen!“ — sagte einmal scherzend das Dienstmädchen, als bei etwas längerem Aufenthalt in der Küche von der Studirstube aus wiederholter Ruf ertönte. —

Im Frühling 1833 trat wieder eine jener Blutkrisen bei mir ein, die, gegen die edelsten Organe, Herz und Hirn, sich wendend, Charlotten dann und wann doch ernstliche Besorgniß für mich einflößten. Sie versuchte bei solchen Gelegenheiten alle möglichen Mittel — und manchmal gerade das unscheinbarste und unerwartetste mit raschem Erfolg. — So, als ich einmal ganz in mich verloren und in trüben Gedanken brütend auf einem Spaziergang neben ihr herging, die geliebte Gefährtin kaum noch bemerkend, stahl

sie sich von meiner Seite und überließ mich mir selbst. Und wie ich nach einiger Zeit aus meiner dunkeln Träumerei erwachend mich zwar vorwärts geschritten, aber allein bemerke, faßt mich ein furchtbarer Schreck in dem Gedanken, daß ich wirklich einmal so ohne Charlotte dastehn könne. — Ich eile ängstlich suchend zurück nach Hause, und begrüße jubelnd die Wiedergefundene, von diesem Augenblick an lange Zeit hindurch keine Spur mehr innerer Trübung verrathend. „Siehst Du", sagte Charlotte einige Tage darauf lächeld, „dießmal habe ich Dich durch Schreck geheilt; so heilt der wohlmeinende Arzt manchmal durch bittere Medizinen, und der Himmel die er lieb hat durch Schmerzen mancherlei Art. — Es war eine Eingebung des Himmels, und sie ist geglückt." —

Sie selber fühlte um diese Zeit ihre Gesundheit mitunter angegriffen. Dann aber, sobald der Husten wich, die ungeschwächte Kraft der volltönenden Stimme wieder zurückkehrte, löste sich die um ihre Brust gehegte Besorgniß in der Freude über ihr um so kräftiger wieder auftauchendes Geistesleben, ihren Frohsinn und ihren seelenhaften, zur Seele dringenden Gesang. Um diese Zeit weilte Conradin Kreutzer in Berlin, der, eben genesen von einer Unpäßlichkeit, erneute Lust zur Komposizion in sich verspürte und mich um Liedertexte bat. — Eines Abends, als er zum Vorzeigen einiger derselben am Schiffbauerdamm vorsprach, überaschte ihn Charlotte so sehr durch den Vortrag einiger seiner früheren Komposizionen — jener

so ganz melodischen Uhland'schen Lieder —, daß er von diesem Tage an fast jeden anderen Abend wiederkehrte und entzückt erklärte, so habe ihm noch Niemand seine Lieder zur vollkommenen Befriedigung gesungen. — Bald darauf erschienen „Zwölf Lieder von H. Stieglitz, in Musik gesetzt und der Frau Doktorin Charlotte Stieglitz in freundschaftlicher Verehrung gewidmet von Conradin Kreutzer" — unter ihnen einige ausnehmend schöne, die Charlotte mit besonderer Vorliebe sang. — Andere vierstimmige Gesänge mit Text von Stieglitz hat Kreutzer späterhin erscheinen lassen, wo auch sonstige Kompositionen thätiger Musiker (A. Löwe — Marschner — Bernhard Klein — A. B. Marx — Reissiger u. A.) anstatt Freude dem einsam stehenden Dichter nur desto bittreren Schmerz und Trauer erweckten. Aber ein, ebenfalls Charlotte gewidmetes, Liederheft von Reissiger, so wie die ihr zugeeigneten „Kritischen Wälder von Theodor Mundt" haben sie noch am frischen Quell des Daseins und des Lebensmuthes begrüßt.

Unter den Fremden, die damals unser Haus besuchten, war auch der junge Franzose Xavier Marmier, der gemüthliche, deutschem Wesen und dessen Verständniß in Leben und Litteratur mit Vorliebe sich zuwendende Litterat. Sein Denken und Handeln, damals mehr schüchtern und sentimental-schwärmerisch, trug noch keine Spur der später angenommenen Diktatormiene und absprecherischen Räsonnements, das ihm so viel Hohn und vielleicht allzuheftige Angriffe von

Seiten patriotisch Entrüsteter zugezogen. — Marmier schien wirklich eine schöne Ausnahme zu machen von dem sonst bei seinen Landsleuten so vorwaltenden Haschen nach „esprit", — er pries, wie gern er sie auch sprechen hörte, mit echt menschlicher Anerkennung ihres eigentlichen Wesens, in Charlotten vornehmlich „cette merveilleuse manifestation de Gemüth, pour laquelle nous François n'avons pas d'expression." —

Ein reicher Lebensabschnitt tritt ein mit der Reise und dem Aufenthalt in Rußland — Mai bis September 1833. — Schon die Vorbereitungen zur Reise wirkten anregend und weckend. Dann die Reise selbst — Hamburg und Lübeck — die mehrtägige Seefahrt — und nun gar Petersburg und Kamenoiostrow in dem Kreise theurer Anverwandten, deren Hauptsorge durch all diese Monate war, den lieben Gästen ihren Aufenthalt so schön und inhaltvoll als nur in ihren Kräften stand zu machen — und wie viel stand nicht in ihren Kräften! — Und welch ein Wechsel interessanter Erscheinungen in den Ausflügen in Nähe und Ferne — Peterhof mit seiner fabelhaften Festpracht am Geburtstage der Kaiserin — Finnland und der gewaltige Imatra — Moskau und der große Völkermarkt des Orients zu Nischny Nowgorod, und Kasan — und dann, nach Vollendung des Zuges durch das innere Rußland, den ich ohne Charlotte unternommen, das freudige Zusammentreffen mit der bis Moskau mir Entgegenkommenden zu noch

zehntägigem gemeinsamen Aufenthalt in der alten Zarenstadt — und dann die Rückkehr wieder in den mit Sehnsucht harrenden, mit Jubel aufnehmenden Kreis! — Hier ist embarras de richesse an allen Ecken und Enden, und es kann kaum etwas angedeutet werden, weil jeder Einzelpunkt eine Reihe von Bildern in sich birgt, die unwillkührlich zur Gestaltung drängen und deren jedes zur Ergänzung und Erklärung des anderen gehört. — Die Darstellung dieser reichen und schönen Zeit mit der Galerie der ihr zugehörigen Gestalten und in ihr spielenden Erscheinungen wird einen Hauptabschnitt der „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimath" ausmachen und ist zum Theil schon bis zur letzten Ueberarbeitung niedergelegt, theils in meinem während dieser Zeit sorgfältig geführten Tagebuche, theils in den von dem Zuge in das innere Rußland reichlich an Charlotte geschriebenen Briefen. Auch die mit der in Moskau gestohlenen Brieftasche abhanden gekommenen Notizen sind zum Theil wieder ersetzt durch Festhalten der noch frischen Erinnerungen gleich damals[39]) und späterhin durch mannigfache Umrisse, vornehmlich zur Gestaltung und Vergegenwärtigung des so höchst interessanten orientalischen Völkermarkts. Durch alles dieses werden dann die in das „Denkmal" eingestreuten einzelnen und abgerissenen Bemerkungen, so wie mehrere darin abgedruckte Briefe Charlottens erst in ihrer Verbindung mit dem Ganzen und somit im rechten Lichte erscheinen. —

Ludwig Stieglitz, der Hochherzige und Scharf-

blickende, pflegte gern Charlotten vorzustellen als seines Neffen, des Dichters, schönstes Gedicht. — Dieser im Zusammenleben mit den beiden — „Strebenden“, wie er uns gerne nannte (— „Du der Mann des Strebens, ich des Besitzes“ —), wahrhaft sich verjüngende großartige Geschäftsmann sagte einmal bei großer Tafel von seinen Sommergästen: „Die Beiden machen die ganze Rechenkunst zu Schanden — bei denen ist Eins und Eins nicht Zwei, sondern bleibt Eins!“ Daran reihten sich dann heitere Bemerkungen über das Zweikammersystem in den beiden Herzen einer echt konstituzionellen Monarchie, von der man nie recht wisse, wer der eigentliche Herr und König sei — so selbständig und doch ungetrennt seien beide — und dergleichen in infinitum. — In all diesen Monaten reicher Freuden und Genüsse und Erlebnisse kaum Eine trübende Wolke, und Alles ineinandergreifend, um sie für empfängliche Naturen zu einem Paradiese auf Erden zu machen. — Auch vom Dableiben für immer war einmal ernstlich die Rede, — darein aber konnte ich denn doch mit meinem, trotz der Liebe für den Orient so ganz in Deutschland wurzelnden Denken und Fühlen in keiner Weise willigen. — Auch nur der ernstliche Gedanke daran war unmöglich. — Es sträubte sich eine unerklärliche Macht dagegen, und Charlotte, die eher dazu sich verstanden, hätte doch um keinen Preis mich zu etwas überreden mögen, was „mein Dämon“, wie ich es fühlte und aussprach, nicht guthieß. — So wurde denn, ungeachtet das daheim

harrenden Bibliothekschina, die Abreise beschlossen und — nach gegebenem Versprechen zur Rückkehr jedes zweite Jahr, so lange es möglich sei — nach einer unvergeßlich schönen Zeit mit schwerem Herzen geschieden. —

Der Winter 1833—1834 gehört wieder den schönsten Perioden unseres Doppellebens an. „Ein wahrer Selimswinter!" sagten wir während dieser Zeit mehr als einmal zu einander. — Die große Sommerreise mit ihrem Reichthum an Freude und Erquickung hatte wie ein läuterndes, befruchtendes Gewitter auf Luft und Boden unseres Daseins gewirkt. Nachdem wir wieder heimisch geworden in unserem Stillleben, sammelten wir die alten Freunde um uns her, mittheilsamer und geselliger, als je zuvor. — Neue schlossen sich an — unter diesen zu besonders innigem Wechselverkehr der seit einiger Zeit in Berlin ansässig gewordene Steffens: dieser Herold des Naturgeistes in unerschöpfter Fülle des jugendfrisch gebliebenen Gemüths. — Das erste Zusammentreffen mit Steffens deutete nicht auf eine Vereinigung unserer Persönlichkeiten. Wir fanden uns in einer großen Abendgesellschaft bei dem Hofprediger Strauß (Verfasser der „Glockentöne"), wo unter Anderem die Rede fiel auf das Knapp'sche Gedicht in der Christoterpe, welches als feierliche Anklage Göthe's wegen Irreligiosität so viel Aufsehen gemacht und so viel Beifall gefunden hatte bei den frommen Eifers Verdammenden. Da das Buch eben vorhanden war, so wurde ich

aufgefordert zum Vorlesen jenes Gedichts, das eine lange Reihe wohlgebildeter Strophen und viel blendende Rhetorik in einer, unseligerweise so genannten, „schönen Sprache“ enthält. — Nach Beendigung ergriff Steffens das Wort und führte im hinreißenden Strome seiner vom jedesmaligen Moment erzeugten Beredtsamkeit das Thema weiter. — Als die erbauten Zuhörer von allen Seiten her ihn sattsam mit Lobspenden überhäuft und wiederholt versichert hatten, daß er ihr innerstes Meinen ausgesprochen, benutzte ich eine Pause und stimmte, ergriffen und ergrimmt, aber mit fester Stimme, in des verketzerten Heros geistbeflügelten Auferstehungspsalm:

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben,
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah,
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da;
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach, wir beweinen,
Meister, dein Glück! —

und sprach dann lauter und bewegter den Chor der Engel:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß;
Reißet von Banden
Freudig euch los!

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da! —

Charlotte versicherte mir später, sie habe gezittert vor Freude und vor Schreck, wie während des Vortrags dieser Worte der ganze Kreis wie von einem elektrischen Schlag getroffen dagestanden, wie bald Einer den Andern verdutzt und verwundert angeschaut, bald Blicke verhaltenen Zornes geschnellt seien gegen mich, der ich von all dem nichts gewahrte, ganz ergriffen von der Herrlichkeit des gotterfüllten Dichters gegenüber seinen von erborgtem Heiligendunste aufgeblasenen Anklägern und Bemäklern. Aber kaum hatte ich geendet, so erhob sich Steffens mit dem Ausruf: „Kunst! Alles Kunst!" — und fuhr unaufhaltsam fort in der Darlegung, wie dergleichen schöne Worte Göthe's zwar darthun, daß er als Künstler aufs Gewandteste in jede Stimmung sich habe hinein versetzen können, die Summe seiner Schriften aber hinlänglich bezeuge, wie er als Mensch keine Achtung gehegt vor dem Wesen des Christenthums, noch vor wahrer Religiosität überhaupt. Hatte ich nun früher oft genug Gelegenheit gehabt, gegen meine liebsten Freunde in der Burschenschaft und andere wackere von Vaterlandsliebe erfüllte Menschen Göthe gegen die Anklage in Schutz zu nehmen wegen Mangels an Patriotismus, indem ich

ihnen darthat, daß gerade Er der deutscheste all unserer Dichter sei, und daß kein anderer so viel gewirkt dem deutschen Namen ehrerbietige Anerkennung auch bei andern Nazionen zu verschaffen, so galt es hier die Behauptung durchzuführen, daß Göthe's Religiosität eine bei Weitem höhere sei denn die gewöhnlich als solche gepriesene, und daß in ihm und seinem Schaffen das Göttliche in seiner freiesten und umfassendsten Bedeutung, als der wahrhaft heilige Geist, sei zur Erscheinung gekommen.

Freilich ein gefährlich Thema in solch einer Versammlung! — Auch glaubte ich fest und sprach es Charlotten beim Heimwege aus, daß wir zum letzten Male in diesem Kreise gewesen, in welchem zwar der Abschied ganz den geselligen Formen angemessen ein überaus freundlicher, begleitet von lebhaft ausgesprochenen Wünschen baldigen Wiedersehens, aber doch auch Aeußerungen gefallen waren von pantheistischer Gesinnung in einem Grade, wie man sie nie bei mir vermuthet, von gefährlicher Richtung solcher Ansichten u. s. w. — Am selben Abend noch schrieb ich das später in der zweiten Auflage der „Stimmen der Zeit" erschienene Gedicht nieder: „Lebenathmender Gesänge, Hellas, schöne Mutter Du" — und schickte es, um wenigstens ganz ehrlich und als offner Feind von dem verehrten Manne zu scheiden, mit dem ich eine Wiedervereinigung für durchaus unmöglich hielt, am andern Morgen Steffens zu. — Wie groß aber war mein freudiges Erstaunen, als der Wackere mich kurz nachher in den

Bibliothekssälen aufsuchte, mit Thränen im Auge umarmte und mit seiner unwiderstehlichen Herzlichkeit den Wunsch eines näheren Bekanntwerdens aussprach. Von dieser Zeit an haben wir einanders öfters in gegenseitiger Geselligkeit gesehen, und Charlotten wie mir war es keine geringe Freude zu bemerken, daß er uns beide von Herzen lieb hatte. Der kitzliche Punkt unseres ersten Zusammenstoßes wurde nie wieder erwähnt, und in dieser Hinsicht ließ Jeder den Andern stillschweigend auf seinem Standpunkte gewähren. — Aber über andere Dinge Steffens sprechen zu hören, war jedesmal ein Genuß; wo er auch erschien, war er die Seele der Gesellschaft, und niemals schied man von ihm, ohne über irgend etwas auf das Wohlthuendste und Eindringlichste belehrt worden zu sein. — Auch von Strauß erschien zu unserer Verwunderung bald wieder eine Einladung, und zwar mit der ausdrücklich beigefügten Bitte, daß ich etwas aus den „Bildern des Orients“ vorlesen möge, da Mehrere erscheinen würden, die zugleich diesen Wunsch hätten. Wir trafen einen auserlesenen Kreis, und ich gestehe, daß die Aufnahme des Vorgetragenen (— ich wählte vorzugsweise Einiges aus den dramatischen Partien —) mir eine wohlthuende war. — Besonders erfreute mich der Beifall Carl Ritters, des auf den Schauplätzen dieser Dichtungen so umsichtig kundigen Forschers. — Als aber nach beendeter Lektüre mir der Plan eröffnet wurde, daß man mich dem Kronprinzen vorstellen wolle, daß ich auch dort etwas vorlesen

müsse und vielleicht dann gar zum Vorleser erwählt werden dürfte, da erklärte ich mit unumwundener Offenheit, ich halte das nicht für gut, ja meiner Natur eher für schädlich, glaube auch gar nicht, daß ich zu dergleichen passe; am wenigsten aber rathe ich den Herren einen dergleichen Versuch zu wagen, mit dem sie doch wahrscheinlich wenig Ehre einlegen würden; zugleich erinnerte ich an die Debatten, die sich an das Knapp'sche Gedicht angeknüpft, und versicherte, daß ich nicht dafür stehen könne, im Falle ähnlichen Vorkommnisses auch bei Hofe auf ähnliche Weise mich zu äußern. Das natürlich schnitt den Faden ein- für allemal ab, und ich war froh, daß niemals darauf zurückgekommen wurde. Gern dagegen erfüllte ich — wiewohl sonst zurückhaltend mit der Art Vorlesungen in Gesellschaften, die nur gar zu leicht als Modeschmuck, als Mitaufputz des Salons zum Zerstreuen etwaiger Langeweile betrachtet werden, und namentlich in Berlin mehr als einem jungen Dichter wesentlich schaden — den beim Scheiden ausgesprochenen Wunsch, in diesem Kreise dergleichen dann und wann zu wiederholen. Und ich erinnere mich mancher Stunden, die nicht ohne nachwirkende Anregung geblieben. —

Auch Theater und Konzerte besuchten wir in diesem Winter öfter als zuvor. Ein Abend aber wurde festgesetzt zum gewissen Daheimsein für Alle, denen es beliebe, Stieglitzens in ihrem Nestchen aufzusuchen und ein frugales Butterbrod und Thee mit ihnen zu verzehren, dem gewöhnlich dann kalte Küche und Wein

nachfolgte. Selten, daß an solchen Abenden nicht außer dem Sopha, wo die sinnig waltende Hausfrau in der Mitte der Haupt- und Respektspersonen thronte, nicht so ziemlich alle Stühle der kleinen Wirthschaft besetzt waren. Auch von außen Empfohlene wurden gewöhnlich zu diesen Freitagen geladen, es sei denn, daß raschere Abreise die Anberaumung eines anderen Abends nöthig machte, was später auch schon darum häufig eintrat, weil kleine Zerwürfnisse unter einigen der Hausfreunde ein Auseinanderhalten mehrerer derselben wünschen ließ, so daß am Dienstag eine andere Färbung und Mischung eintrat, als am Freitag. „Jetzt fängt es aber wirklich an vornehm bei uns zu werden!“ sagte Charlotte scherzend, als zu dieser Trennung in bestehendem Fortgang mußte geschritten werden. — „Vor dem Fluch der Vornehmigkeit, der Langeweile, wirst Du unsere Penaten ewiglich bewahren, meine holde Gebieterin!“ — entgegnete ich ihr. — Ein ander Mal, nachdem bei Anwesenheit besonders hochgestellter und einigermaßen verwöhnter Gäste nicht von der gewöhnlichen einfachen kalten Küche und einem Glase guten Weins abgewichen war, aber gleichwohl Alles so freudig und aufgeweckt gewesen, daß Mehrere gestanden, einen so schönen Gesellschaftsabend hätten sie seit lange nicht gelebt, sprach die erfreute Wirthin nach Aufbruch der Gäste zu mir: „Musik und Poesie sind unser Champagner.“ —

Eine Klage über die Bibliothekgeschäfte kommt diesen ganzen glücklichen Winter über nicht vor. — Alles

trug sich elastisch und that sich ab mit Leichtigkeit. — Dabei wurde viel gelesen — besonders Tieck und Bulwer —, auch gedichtet. So vor Weihnachten noch all die in der zweiten Auflage der nunmehr nicht mehr anonymen „Stimmen der Zeit" neu hinzugekommenen Gedichte, anhebend mit dem „Vorgruß", den später eine Sammlung deutscher Lieder wiedergegeben unter der sehr entsprechenden Benennung: „Der höchste Monarch." Am tüchtigsten unter diesen neuen Gaben ist unstreitig „Das Grab auf Sankt Helena."— Hauptsächlich aber beschäftigte mich der Plan zur Ausführung meiner nordöstlichen Reisebeschreibung; und da Charlotte nach meinen Mittheilungen und den bereits ihr bekannten ersten Aufzeichnungen an Ort und Stelle viel Gutes von dieser Arbeit hoffte, auch dieselbe für mein Geistesleben besonders wohlthätig hielt, versuchte sie allerlei, mich dafür zu stimmen. So erhielt ich dießmal von ihr zum Weihnachten Schreibmaterial mit folgenden Versen:

An meine Dichter.

(Mit sechs Schreibfedern zum Weihnachtsheiligenabend.)

Die Federn für die „Reise"
Nutze bald mit kühnem Sinn;
Fragst zu lang Du: „welche Weise?"
Wächst das Moos wohl drüber hin.

Gieß ein Füllhorn aus mit Früchten,
Blüth' und Früchte gieb zugleich;
Weisheit sei in Deinem Dichten,
Witz und Jugend mach' es reich.

Men chen laß uns drinnen finden,
Menschen, die gelebt, gedacht;
Laß von Lieb' Dich warm entzünden
Und von Zorns Gewitternacht;

Greif in Deines Busens Tiefen —
Hast Erfahrung nicht genug?
Allen Stimmen, die noch schliefen,
Gönne jetzt den kühnen Flug!

Was am Stoffe muß zerschellen,
Hat hier Freiheit, hat hier Raum —
Reise, Freiheit sind Gesellen,
Freiheit ist im Wein der Schaum!

Laß es sprudeln, laß es setzen,
Gieb uns einen guten Wein,
Und ich will Dir mit Ergetzen
Auch ein treuer Streiter (Streicher) sein.

Charlotte Stieglitz geb. Willhöfft,
den 25. December 1833.

Aber in mir hatte bereits mehr und mehr der alte Plan zu der Tragödie Polens wieder Raum gewonnen, die sich Johann Sobiesky zum Mittelpunkt erkoren und an diesen alle Herrlichkeit und allen Jammer der edlen unglückseligen Nazion anknüpfen wollte.— Nicht aber, wie ehedem, im Sturmschritt mit herzhafter Keckheit mich an den einmal ins Auge gefaßten Gegenstand heran begebend zur Gestaltung, trug ich mich, noch ehe jener Plan festhaltende Wurzeln geschlagen, auch mit einem anderen Plane zu einem lyrischen Drama, dessen Stoff mir von dem tüchtigen Musiker A. B. Marx war zugetragen worden, welcher

es zu komponiren glühte und mir dringend anlag, ihm ja recht bald den Text zu liefern. — So entstand in raschen Pulsschlägen das „Dionysosfest“ — nicht, wie es späterhin in reicherer Gewandung und dramatischerer Fülle, bereichert mit Chören und einem die Gestalten schärfer bezeichnenden Dialog, sich herausgebildet —, — diese mit Liebe wieder aufgenommene Arbeit fällt in spätere Tage, wo ich allein im Leben dastand ohne andere Freude als die Erinnerung an das Entschwundene und das Vertrauen auf ein unverwelkliches Werde —. — Aber für die Komposizion geeigneter war jener erste rasche Hinwurf, der auch freudig begrüßt wurde von den Freunden, die ihn kennen lernten. — Nun trat wieder der unterbrochene Polenplan in seine Rechte. „Ich glaube, der Segen Allahs ist wieder über mich gekommen. Ich gehe ganz im Drama auf und werde künftig wohl hauptsächlich Dramen schaffen“ — sagte ich eines Morgens freudig zu Charlotten. Und die Theure entgegnete mit theilnehmender Freude, der Worte des standhaften Prinzen Calderons sich zum Gegengruß bedienend: „Dich, wenn Allah Gott ist, leit' er!“ — Aber auf dieß freudige Aufschlagen folgten harte Kämpfe. Der Stoff zeigte sich spröde, und ich rang unablässig mit dem Plan zur Gestaltung des reichen Inhalts, immer wechselnd, immer unzufrieden mit den früheren Entfaltungsversuchen. In dieser Zeit schloß ich mich inniger noch an meinen alten Göttinger Universitätsfreund, den Mediziner Dr. Pape, der durch seine naturhistorischen

Studien und deren Mittheilung ein wohlthätiges Gegengewicht in das ringende Dichtergemüth brachte. — „Ich werde noch ganz eifersüchtig auf dein Papchen werden“ — sagte Lottchen einmal, als ich mich beklagte, ihn seit drei Tagen nicht gesehen zu haben. Aber sie selbst hatte es gern, wenn der sicher beruhigende, gern über seine Studien sich aussprechende Freund erschien, und Pape besitzt gar manches Briefchen, worin sie diesen „milden Dämpfer“, wie sie ihn nannte, zu Tische oder zu gemeinsamen Spaziergängen einladet. Auch der so ganz anders besaitete Ungar Klein wurde häufig herbei citirt. — Dieser wilde Sonderling, über den sie früher einmal sich äußert: „Daß geistvolle Menschen so schwer zu heilen sind von einem trotz aller sonstigen Klarheit abnorm wirren Zustand, in welchem sie sich gefallen, weil sie ein schön bezeichnend Wort dafür haben! Sie spucken interessante Lava aus und spiegeln sich darin“, — hatte, während er fast alle Anderen von sich abstieß, eine besondere Zuneigung zu mir gefaßt und mir sogar seine medizinische Doktor-Dissertazion gewidmet — „aus Namensverwechslung“, wie ich scherzend behauptete, „des Askläpiaden Johann mit dem zu Phöbos Fahne schwörenden Neffen“. —

Auch war er mir besonders lieb geworden, und diese reizsüchtige Natur hatte, anstatt mich aufzuregen, durch die beständigen Reibungen, die er veranlaßte, eher etwas Kräftigendes und zugleich Beruhigendes, so daß Charlotte einmal allen Ernstes sich äußerte: „Jetzt

fängt er gar an, in die Reihe meiner Günstlinge zu treten.“ — Besonders lieb wurde ihr mein näheres Anschließen an Klein, seit sie bemerkte, daß ich dadurch nach und nach den Schmerz verwand, den mir der Abfall einiger anderen, früher innig im Herzen getragenen jungen Freunde von der gemeinsamen Aufgabe in nicht geringem Maaße bereitet hatte. — Außerdem war auch an nicht gesellschaftlichen Abenden, und dann noch lieber und seiner Neigung gemäßer, der milde, umsichtige, liebevolle Ludwig von Voß gesehen, ebenso wie Theodor Mundt, mit welchem ein litterarischer Austausch in Ab- und Zustimmung sich immer lebendiger herausbildete, der häufig auch zu brieflicher Fortsetzung angeknüpfter Gespräche und angeregter Betrachtungen innerhalb derselben Stadtmauern Veranlassung gab. — So war es namentlich die Liebe und hohe Verehrung, die ich gemeinsam mit Charlotte für Göthe hegte, was mit dem geistvoll diesen alten Heros in seinen Schwächen angreifenden Mundt häufig zu starken Konflikten führte. — Auf solch einen Konflikt bezieht sich eine Aeußerung in den im „Denkmal“ (Seite 266) mitgetheilten Briefen —: „Hierin also wären wir jetzt übereingekommen, Freund! In einer anderen Sache werden wir es wohl schwerlich jemals.“ —

Mit welcher Heiterkeit und welchem glücklichen Humor das herrliche Weib alles damals in mir Vorgehende betrachtete, bald beschwichtigend, bald fördernd, bald fröhlich scherzend und sogar frohlockend (wenn sie mich kräftig

ringen sah, „ihren starken Helden", wie sie mich dann wohl nannte, „der sich wieder einmal zur Freudigkeit durchdringen wolle und zur Werdelust" — davon zeugt ein anmuthiges Gedicht, das sie mir gerade in dieser Zeit heftigen Ringens um das Erfassen des immer massenhafter sich aufhäufenden Stoffes der vorliegenden Tragödie, zum Geburtstag dargebracht. Drei Jahre früher, wo eben volle Fluth in der Kasse war, hatte sie mir neben andern Geschenken als das kostbarste, wie sie meinte, das Manuskript der Osmanentragödie zum Morgengruße vorgelegt mit den auf ein Zettelchen geschriebenen Worten —: „Muß man sich an seinem Geburtstage nicht unbeschreiblich glücklich fühlen, wenn man selbst sich solche Geschenke zu geben hat?

Laß sie gehn, die andern Welten!
Dein Beruf ist deine Welt. — —"

Dießmal, wo eben Ebbe in der Kasse, aber im Geiste hohe Fluth von Planen und Entwürfen war, deren baldige Verwirklichung durch Hülfe guter Geister man zuversichtlich hoffte, überrascht sie ihren Dichter an demselben Tage mit folgenden allerliebsten Versen —:

Gruß zum 22. Februar 1834.

An meinen Heinrich Stieglitz.

Komm' ich auch mit leeren Händen,
Käm' ich auch mit vollen gern,
Wird's der Gott Dir reichlich spenden,
Nenn' es Deinen guten Stern.

Dichter kennen andre Gaben,
Tändelnd Spiel sie achten's nicht,
Von dem Gotte woll'n sie's haben,
Götterkraft und Götterlicht. —

Windet heut ihm zarte Kränze,
Veilchen und Gedenkemein,
Morgen im erneuten Lenze
Nennt die Blüthenwelt er sein.

Ladet liebend frohe Gäste,
Gebet, was das Herz erfreut,
Einer nur — der Wirth vom Feste
Ist wo anders, ist zerstreut.

Und es sollte drob mich quälen
Leere Hand und leeres Haus?
Kommen nur die rechten Seelen,
Leben wir in Saus und Braus.

Gute Geister, ungeladen
Giebt der Dichter euch Quartier,
Und die Gattin spricht: „Eu'r Gnaden,
„Laßt's euch lang gefallen hier.

„Macht euch breit und macht euch dicke,
„Lagert euch in bunten Reih'n,
„Mit euch leben wir im Glücke,
„Mit euch fehlt's uns nicht an Wein!"

Und es sollte drob mich quälen
Leere Hand und leeres Haus?
Kommen nur die rechten Seelen,
Leben wir in Saus und Braus! —

Charlotte.

— Nicht, wie ich gehofft hatte, mit dramatischem Flügelschlag, sondern mit Zunder für den lange aufgehäuften Stoff zur Reisebeschreibung kamen dießmal die zum Mahle geladenen Geister über mich, als ich wieder

Schöpferlust verspürte. Und das war eine große Freude für die gerade hiervon Vieles erwartende Charlotte.

„Ich hätte große Lust zu einem pythagorischen Opfer“, rief sie entzückt, als ich ihr die ersten Bogen vorlegte; „wenn ich nur hundert meiner Flamme würdige Ochsen auftreiben könnte!“ — Und nun ging es freudig vorwärts zwischen Amts- und Mußestunden, geselligem Verkehr und erquicklichem Zweisiedlerleben, Austausch mit Freunden und einsamer Lektüre, als mit einem Male in besonders fröhlichen Tagen die ganz unerwartete Nachricht eintraf von Vetter Alexanders Besuch aus Petersburg. Dieser Alexander, Ludwigs jüngster Sohn, hatte sich mit besonderem Antheil und einer stark erwiderten Sympathie uns beiden während unseres Aufenthalts an der Newa angeschlossen, und wir fühlten uns so sehr zu seinem regen Geistes- und Gemüthsleben hingezogen, daß bisweilen sogar die Besorgniß eintrat, manchen Anderen durch seine zu sichtbare Bevorzugung zu kränken. Jetzt nun stand die Freude bevor, seiner sich am eigenen Herde in ungestörtem Beisammensein zu freuen. —

Alexanders Anwesenheit in Berlin fällt in die letzte Hälfte des April und die ersten Tage des Mai 1834. Ueber diese erquickliche und inhaltvolle Zeit spricht sich Charlotte aus in einem Briefe an Ludwig Stieglitz vom 6. Mai —: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber, Alexander über alle Berge, Heinrich ein eifriger Nachfolger jeder versäumten Bibliotheksstunde, und ich plötzlich mäuschenstill und einsam zu

Hause. Und so flüchte ich mich zu Ihnen, Theuerster. — Es war ein höchst erfreuliches Zusammenleben mit A. — Wir verstanden uns gut und gegenseitig im Ernst wie in der Freude, und dazu immer blauer Himmel und immer mehr zunehmendes Grünen und Blühen der Bäume, ein echter Frühling! Fast glaube ich, A. ist uns lieber geworden als damals; wir fühlen es erst recht, da er weg ist, er fehlt uns überall. Wie wir die Tage gelebt, denke ich, hat Ihnen A. geschrieben; es machte uns große Freude, daß er doch so ziemlich die bedeutendsten Männer Berlins kennen lernte, wozu außer unseren kleinen verschiedenen Kreisen noch eine große Gesellschaft bei Steffens, mit denen wir jetzt nahe befreundet, beitrug. Ich glaube, dieser Ausflug wird von der entschiedensten Wirkung auf A.'s ganzes Leben sein. Zusehends konnte man bemerken, wie er sich mehr und mehr löste im Gespräch mit den Verschiedenartigsten, wie er in seinen Bemerkungen immer freier und selbständiger wurde, wie er im Umtausche der Ansichten sich selbst mehr fühlen lernte; wie oft haben wir uns über treffende Einfälle gefreut, immer aber über ein edles Wollen, das seinen ganzen Menschen zu durchdringen scheint. — Interessant waren mir selbst seine Zweifel, die gewöhnlich bedeutenderen Naturen in Erwägung einer großen Aufgabe innerlich zur Sprache kommen; — wer nie gezittert vor seiner Aufgabe, nie gezweifelt an seiner Kraft, an den glaube wenigstens ich nicht. — Daß wir die Reisenden nach Potsdam begleitet, auf

der Pfaueninsel — denken sie noch an das Palmenhaus?—, zu den Gärten und auf den Bergen einen wunderschönen Tag verlebt und zuletzt am Fuß des Brauhausberges — auch im Staube des Weges — Abschied genommen, wissen Sie wohl nicht, da A. erst wieder von Hannover schreiben wird —.“ —

Die Reihe dieser schönen Tage waren die letzten ungetrübten unseres gemeinsamen Daseins. Unmittelbar nach der Rückkehr von Potsdam trat bei mir mit starken Schritten jene räthselhafte Zerwürfniß zwischen Geist und Körper ein, von deren eigentlichem Sitz man nie recht ins Klare gekommen, und deren wohl auch früher schon dann und wann einmal sich zeigende Symptome immer bald überwunden, ja selbst zu neuerer Lebens- und Schaffenslust waren umgewandelt worden. — Dießmal wollte der ängstigende Zustand auf keine Weise und keinem Mittel weichen, und mancher Versuch, der sonst wohl geglückt, schlug gerade in das Gegentheil um. — Es war, als hätten finstere Dämonen Macht gewonnen und diese sonst so kräftige, ja überkräftige Natur willenlos an das Spiel und die Launen des Elementaren überliefert. Vergebens versuchte Charlotte durch Gesang — wie früher ihr so oft gelungen war — die finsteren Träume ihres Geliebten fortzubannen; vergebens mühte sie sich auf alle Weise, ihn wieder zum Bewußtsein eines früher so freudig anerkannten Glücks zurückzubringen und mit der Aussicht auf bessere Tage zu beleben, wo er wieder starken frohen Geistes dastehn werde, rüstig,

die Gedanken und Gefühle zur Gestalt zu dichten, welche ihm jetzt chaotisch und nebelhaft das Haupt umschwirrten und die Brust durchzuckten, vergebens lud sie Freunde ein und schaffte Bücher herbei; die sie zur Aufheiterung am geeignetesten hielt, — der Leidende versank entweder noch düsterer in sich selbst oder bewegte sich in krampfhaften Aufregungen; und von all den mannigfaltigen und unermüdlichen Versuchen der herrlichen Frau, ihn wieder sich selber zu gewinnen, wirkte kaum Einer auch nur einen Tag. Und hier beginnt meine Schuld, mein unläugbares Mitwirken zu Herbeiführung der fürchterlichen Katastrophe, die mit Opferung des edelsten Daseins über mich hereinbrach[40]). Charlotte hatte sich von frühen Jahren an gewöhnt, ihr Leben nur in Beziehung zu dem meinigen zu fühlen; nur in so fern sie mir etwas sein, für mich wirksam sich betrachten konnte, galt ihr das eigne Dasein etwas.

Mit dem namenlos schmerzlichen Gefühle, daß dem nicht mehr so sei, hatte das Leben für sie Werth und Bedeutung verloren, und es kehrte in ihr die alte Vorstellung wieder, durch ihr Entschwinden vielleicht dauernd auf mich zu wirken, mich mir selbst und neuer Bethätigung zu retten. — Ob diese Vorstellung damals schon ihr entschieden zur Anschauung geworden, steht dahin; wenigstens setzte sie um diese Zeit noch starke Hoffnung auf physische Mittel, und sie wendete sich deshalb vertrauend zu ärztlichem Rath; auch tauchte ihr von Neuem der Gedanke auf, daß Befreiung

von den Bibliotheksgeschäften, die während krankhaft aufgeregter oder abgespannter Perioden so verderblichen Einfluß auf mich übten, wohl Rettung gewähren könne; und wenn in meiner Seele sich auch nur ein Strahl von Hoffnung wirksam zeigte, wendete sie, alles Leid vergessend, gerne sich der frohen Aussicht zu, daß Alles doch noch wieder zu der alten Freudigkeit zurückkehren werde. — Wie leicht wäre es gewesen, auf diese so gern der Hoffnung und dem Glauben sich erschließende Seele, die eignes Leiden so willig und rasch vergaß, erheiternd zu wirken und von düsterem Sinnen sie zurückzuführen! — Aber ich, der dieß allein vermochte, hatte damals kaum noch Sinn mehr für mein nächstes Glück, oder mindestens nicht mehr die Klarheit, es in seiner ganzen Fülle anzuerkennen; und tauchte einmal ein freudiges Gefühl in mir empor, so sank ich bald darauf nur um so tiefer wieder in die chaotische Nacht zurück, in welcher ich dann bald selbstquälerisch mich abrang, die Banden zu zersprengen, die meine besseren Kräfte gefangen hielten, bald starr und dumpf hinbrütend ihnen mich ergab. Jedem als Blase des in Unordnung gerathenen Blutes aufsteigenden Traume, jeder quälenden Erinnerung aus früherer Zeit gab ich mich widerstandlos hin — ich, der schon so oft das Schlimmste von mir abgewälzt und aus hartem Kampfe mich zur Freudigkeit hindurchgerungen! — Unter all den Vorstellungen, die in dieser schweren Zeit Macht über mich gewonnen, und denen ich dann in mir wühlend nachhing — bald, als

Einsiedler in Waldeinsamkeit mein Leben zu beschließen; bald, in einen entscheidenden Kampf zu ziehn; bald, in einem Klostergarten zu arbeiten, abgeschieden von der Welt —, kehrte immer dann der Eine wieder, die Seele zu befreien von den Banden, mit denen sie der Körper umfing, und daß diese Befreiung nur durch etwas Ungeheures, dem Blitze Aehnliches geschehen könne. — Diese Vorstellung der in die Fesseln des Körpers als in einen Kerker eingeschlossenen Seele war meiner von frühe auf vielleicht etwas allzuideellen Lebensanschauung niemals fremd gewesen; auch theilte sie, ungeachtet ihrer Klarheit und ihres so gerne heiteren Gemüthes, Charlotte mit mir; nur daß in guten Tagen sie über keinen von uns Herrschaft übte, sondern als ein Ueberwundenes der dunkle Grund zu desto lichterer Freude und Gefühl des Glückes war. In schlimmen Stunden aber, wo Blut und Nerven sich rebellisch geltend machten, wurde sie mir zum gefährlichen Feinde, um so hartnäckiger und schwerer beizukommen, da er in dem zu vertheidigenden Fort selber seinen Sitz aufgeschlagen. — Dazu die Ueberkraft eines in Unordnung gerathenen Organismus, der die Seele bereits in bedenkliche Mitleidenschaft gezogen hatte, ohne daß durch irgend ein erfaßliches Symptom sich zeigen wollte, wo der verderbliche Knoten zu lösen sei. Charlotte, die nichts unterließ der Grundursache nachzuspüren, um sie wo möglich noch zu rechter Zeit zu heben, wendete sich, als das Uebel anfing eine bedrohlichere Miene anzunehmen, voll Vertrauens an den

Obermedizinalrath Johann Stieglitz in Hannover, diesen ausgezeichneten Asklepiaden, der durch Wissenschaft und Erfahrung so Vielen schon geholfen, und von dem sie überzeugt war, daß er am Ersten noch Rath schaffen würde, wo so Vieles schon vergebens aufgeboten war. —

In zwei Briefen an diesen trefflichen Mann — vom 30. Juni und 21. Juli 1834 —, welche das „Denkmal“ (Seite 197 bis 205) mittheilt, giebt sie ein anschauliches Bild von meinen damals so ganz unerwartet hereingebrochenen, mit raschen Schritten gewachsenen Zuständen, und zugleich von ihren Befürchtungen und Hoffnungen. — — Andere Aeußerungen, welche das „Denkmal“ vorführt, mündliche und schriftliche, lassen ahnend hineinblicken in das tiefe Leiden zweier Menschen, deren Schmerz noch gesteigert ward durch das Bewußtsein und die Erinnerung, wie glücklich sie vermöge ihrer Innerlichkeit und Gegenseitigkeit sein könnten, und durch das Vergebliche aller liebenden Bemühungen, ein verlorenes Paradies wieder herauf zu beschwören, obgleich von allen sichtbaren Bedingungen dazu auch keine fehlte. Es ist etwas ungemein Peinliches und Aengstigendes in diesem Ringen, obgleich auch mancher Lichtblick aus Charlottens Seele versöhnend durch die unheimliche Nacht dringt. Dergleichen Lichtblicke werden bei einer näheren Darstellung dieser Periode sich noch mehren, wo dann die Gegenseitigkeit des mit der Sonne seines Lebens auch in trübster Nacht doch immer je zuweilen

vom Stern der Liebe verklärten Gemüthes auch Dessen mehr hervortreten wird, den wir in dem Denkmal nur in seltenen Fällen sprechen hören und handeln sehn, obgleich an die Gemeinsamkeit mit ihm sich doch jede Aeußerung Charlottens knüpft. Nur einige Male, wo sein Geist wirklicher Umnachtung anheimfallen zu wollen schien, schloß ihn die liebende Gattin von jedem Zugang ab, weil es ihr zu empfindlich war, daß irgend Jemand auch nur ahnen solle, wie unfrei dieser Geist geworden und welchen finsteren Mächten er hingegeben sei. — Auch habe ich bei der Rückkehr von der nunmehr eintretenden Reise kein recht klares Bewußtsein von einigen dieser Ausschnitte meines Lebens gewinnen können und später erst mir wieder lebhaft manches Vorgefallene vergegenwärtigt; wofür eine Zeitlang die Erinnerung gefehlt — eine Wahrnehmung, welche damals einen sehr schlimmen Eindruck auf mich machte.

Es haben Freunde, die uns eine Reihe glücklicher, nur in Einzelmomenten, wie jedes Menschenleben, dann und wann vorübergehend getrübter Jahre nahe gestanden, an dem „Denkmale" auszusetzen, daß es diese der unheilsvollen Nacht, welche als leise Dämmerung im Frühling 1834 beginnt, um noch vor Jahresschluß auf so furchtbare und schmerzreiche Art sich zu vollenden, daß es die beglückte und beglückend anzuschauende Lichtseite, welche der erschütternden Nacht vorhergeht, nicht hinlänglich hervorgehoben und von der letzteren nicht schärfer gesondert gehalten; daß es unsere schöne,

in ihrer Art so einzige Gegenseitigkeit, durch welche es doch allein möglich geworden, daß der entsetzensvoll großartige Entschluß in Charlottens eben so zarter als heldenmüthiger Seele Wurzel schlagen und Raum gewinnen konnte, nicht hinreichend zur Anschauung gebracht habe; — sie haben gewünscht, daß es dargethan habe, wie unser Seelenleben eine Jahrelang fortgesetzte gegenseitige Erziehung, ein zu vollendeter Einheit strebendes Ergänzen zweier Persönlichkeiten gewesen. Durch das Uebersehen so wesentlicher Momente und durch das Hervorheben einzelner umdunkelter Stunden auch in der Reihe lichtvoller kräftiger Jahre, meinen sie, sei es schwer geworden, in den umschatteten Zügen den eigentlichen Stieglitz herauszufinden. —

Wer aber möchte, die Schwierigkeit der Mundt'schen Aufgabe erwägend, nicht gern einige Mängel ihm zu gute halten, von denen Keiner wohl sich dürfte frei erhalten haben, zumal in so verwickeltem, bei aller Durchsichtigkeit doch immer so vieles Räthselhafte in sich bergenden Falle? — Wer darf mit dem Freunde rechten, der, damals selbst von dem noch so neuen Schmerz bewegt, der Einzige war, welcher den Muth gehabt das zu vollführen, was Alle sehnlich wünschten und was der Sachlage nach eine unabweisbare Nothwendigkeit erschien? — Daß Mundt aber, der in einer Zeit, wo das unheimliche Oscilliren in meinen Stimmungen (— dieß bald sich dumpf Verschließen, bald heftig Aufbrausen und zuletzt gänzlich in sich

Versinken —) Viele zurückstieß und ein behagliches Zusammenleben fast unmöglich machte, zu den Wenigen gehört, die treu und innig sich zu den tief Leidenden gehalten, immer eifrig bedacht, nach besten Kräften und nach bester Einsicht dahin zu wirken, daß die bösen Geister gebannt und Alles wieder in die alte schöne Bahn zurückgelenkt werde, nun bei Entfaltung des Lebensabrisses mit größerer Ausführlichkeit geweilt bei dem umnachteten Zustand, der zu der Katastrophe führte, deren Darstellung und Erklärung seine Aufgabe, ist eben auch natürlich. —

Selbst meine Tagebücher mochten dazu Veranlassung geben, die, immer reich an dunkeln, oftmals schauerlichen Farben in Perioden, wo ich selbstquälerisch in mir wühlte, spärlich und beinahe unbedeutend blieben, wenn ich mit ganzer Kraft der Förderung einer Aufgabe oder freudiger Lust am Dasein hingegeben war. Auch leuchtet aus den Briefen und Aeußerungen Charlottens, soweit dieselben mitgetheilt sind, für Den, welcher erkennen will, überall die Lichtseite einer schönen Vergangenheit genugsam in die dunkle Nacht der letzteren Zeit herein; ja, dieser Gegensatz ist das eigentlich Tragische der Lage zweier zum höchsten Glücke Auserkornen. Ferner war Mundts Aufgabe gar nicht meine Vertheidigung oder gar Rechtfertigung, — hatte ich doch dem an das Werk schreitenden Freunde selbst gesagt: „Was hülf' es, mich vertheidigen zu wollen? Mich kann nur mein künftiges Leben und Leisten rechtfertigen, oder ich bin verdammt. Nehme ich nicht

mit seinem ganzen furchtbaren Schmerze und in seiner ganzen Schwierigkeit das von Charlotten mir hinterlassene Testament als durchzuführende Lebensaufgabe über mich, somit sie selber rechtfertigend, so war ich ihrer nicht würdig — Das mein Gesichtspunkt — Du aber schlage mich nur getrost in die Schanze überall, wo es die Rechtfertigung der Herrlichen verlangt — Ich fühle Kraft, mich durchzuarbeiten, zu bethätigen." — Und das zu einer Zeit, wo überall und immer wiederholt in allen Kreisen des In- und Auslandes gesprochen und geschrieben wurde über eine That, deren tiefe Bedeutung wohl von den Ahnungsfähigen geahnt, aber doch auch, mit den flachsten, oft gänzlich falschen Zusätzen und Reflexionen begleitet dargestellt, öfter noch gänzlich mißverstanden und mißdeutet wurde. — — Hier galt es doch vor Allem wohl, das Thatsächliche klar und mit festen Umrissen hinzustellen, erklärt und entwickelt aus Charlottens tiefem Geistes- und Gemüthsleben. Und wer kann leugnen, daß dies dem Darsteller des „Denkmals" auf das Vollkommenste gelungen? — Warum haben diejenigen Freunde, welchen die Lichtseite unseres Lebens lebendiger in der Erinnerung wohnt und welche deren Hervorhebung im „Denkmal" vermissen, nicht, wie sie vorzuhaben bei dessen Erscheinen versicherten, die vorzugsweise Schilderung solcher Lebensabschnitte versucht? — Es würde dieß, wenn auch nicht ein Analogon zu der so oft vergebens angestrebten Harmonie der Evangelien, doch sicherlich eine wohlthätige und

dankenswerthe Ergänzung zu jener Darstellung zu Tage gefördert haben. — Manche jener Freunde sind seitdem auf verschiedene Weise zu Grabe gegangen; Andere werden sagen: „Hat doch Stieglitz selbst, dem doch vor Allen oblag zu sprechen und über ihn sich einschleichende Irrthümer zu zerstreuen, bis jetzt geschwiegen!“ — Und allerdings trifft mich dieser Vorwurf, und er würde mich empfindlich treffen, wenn ich jemals die mir gestellte Aufgabe aus den Augen verloren und nicht vielmehr nur vorgezogen, erst in Erfassen und Durchbilden mannigfachen Lebens mich selbst zu klären und zu beruhigen, um dann mit desto festerer Hand und minder heftig zuströmendem Herzblut, als in der ersteren Zeit geschehn, das würdig zu vollenden, was mir stets als noch ungelöste Schuld erscheinen wird, ohne deren Tilgung ich nicht von hinnen zu scheiden wünsche, gleichviel, ob das Vollendete noch von mir selbst zu Tage gefördert, oder als Testament auf meinem Sarge zurückgelassen wird. —

Auch an dem späterhin über das zur historischen Thatsache gewordene Ereigniß, das nunmehr Jeder aus seinem weiteren oder engeren Gesichtspunkt, mit seinen eigenen Vorurtheilen, Wünschen und Hoffnungen vermengt, betrachtete, vielfach irrthümlich Gesagten und Geschriebenen halte ich den Verfasser des „Denkmals“ zum großen Theil für gänzlich unschuldig. — Wenngleich dieser Theil der neuesten Litteratur mir nur in einzelnen Bruchstücken und meistens nur durch Tradizion zugekommen ist, so glaube ich doch über die

Hauptirrthümer in den Ansichten und Folgerungen hinlänglich im Klaren zu sein, um dieses zu behaupten. — Einige der dem „Denkmal“ eingestreuten Betrachtungen sind allerdings geeignet das Urtheil irre zu führen; auch dürfte das Nachwort, mit Ausnahme einiger in der Gesammtdarstellung zu verarbeitender Striche, gewiß zum Vortheil des Uebrigen ganz weggeblieben sein. — Wie geringfügig aber sind diese kleinen Verstöße gegen das mit Meisterhand und mit den treuesten Farben durchgeführte Bild Charlottens! —

Ein unstatthaftes, den Standpunkt leicht verrückendes Gewicht scheint allerdings gelegt zu sein auf die zu wiederholten Malen erwähnten „allzu idealen Tendenzen des Umgangs“, die sich sollen „unvermeidlich gerächt haben“, — woraus sich dann Manche eine Art von Heiligen- oder Mönchsleben — oder wie Ihr's nennen wollt — über uns zusammenkonstruirt. Dem war nicht so, obgleich uns beiden immerdar als Lebensnorm gegolten: „Geist sei Herr, und Leib sei Knecht!“ — und obgleich uns in dem starken Vorwalten und Durchbilden der Seelenbeziehungen immer ein gewisser bräutlicher Schleier über das eheliche Leben im prosaischen Sinne des Wortes gebreitet lag, der aber niemals zu einer krankhaft-schwärmerischen Askerik ausartete. Kinder zu bekommen, scheint Charlotten, wie so mancher kräftigen und blühenden Frau, die Natur versagt zu haben, und sie wendete sich mit um so innigerem Antheil geistigem Werden zu, das recht

eigentlich ihr Lebenselement geworden. Obgleich wir beide von ganzem Herzen Kinder liebten und mit fremden Kindern freudig spielen und ihnen traulich uns hingeben konnten als wie eigenen, ist doch niemals während der ganzen Zeit unserer Ehe eine schmerzliche Empfindung oder gar ein klagendes Wort über das Entbehren eigener aufgetaucht, was auch gar nicht zu verwundern, da wir in glücklichen Zeiten in Freudigkeit und Lust genug zu schaffen und zu sorgen und zu erziehen, in der Nacht des Schmerzes und der Umdunklung aber genug am nächsten Leide zu bewältigen hatten. —

Ein anderer vielfach verbreiteter und nach verschiedenen Seiten hin breitgetretener Irrthum betrifft Charlottens Hinneigen zu gewissen Tendenzen und Problemen der jüngsten Zeit, die, nachdem sie in Frankreich sich auf schwindelnden Höhepunkt getrieben, auch zu uns den wohlbekannten Weg gefunden und in vielen Köpfen einen kürzer oder länger anhaltenden Rausch hervorgebracht. — Wir meinen die vielgeliebten Emanzipazionsfragen, und namentlich die so genannte „Emanzipazion der Frauen". Daß diese Idee in ihrem gewöhnlichen Sinne, namentlich in der Bedeutung welche ihr der Sankt-Simonismus und dessen Nachtreter gegeben, in Charlottens Seele niemals Wurzel schlagen konnte, ist wohl Jedem hinlänglich klar, der auch nur einen flüchtigen Blick in ihr Sein und Wesen gethan. — Dazu kommt, daß solch ein Wunsch, selbst wenn er ihrer Denk- und Fühlsweise nicht so

fremd gewesen, gar nicht in ihr aufkommen konnte; denn weder ein Mann noch eine Frau sind im guten Sinne des Wortes jemals mehr emanzipirt gewesen, das heißt: frei in sich und durch die Innigkeit ihrer Gegenseitigkeit (— „Selig in Fesseln, und frei!“ — wie ich einmal in einem Gedicht ausgesprochen —), als wir beide, deren ganzes Verhältniß ja lediglich aus Liebe hervorgegangen und in Liebe Boden und Wurzeln und Entfaltung gewonnen. — Wenn sie selbst einmal in einer von ihr wörtlich angeführten Aeußerung aus ungetrübt beglückter und befriedigter Zeit (October 1833) sich dahin ausspricht, „die deutschen Frauen sollten eigentlich einmal emanzipirt werden“, so will das bei ihr ganz etwas Anderes sagen als der von Manchen und, wie es scheint, von dem Verfasser des „Denkmals“ selber irrthümlich in diese Worte gelegte Sinn. — Es waren, wie sehr sie auch die wackere Hausfrau zu schätzen und an sich selbst darzustellen und durchzuführen wußte, ihr doch die bei Vielen vorwaltenden „Koch- und Waschgesinnungen“, wie wir dergleichen zu nennen pflegten, gründlich und von Herzen zuwider — und dagegen lehnt sie sich zürnend auf. Das sei die beste Wirthschaft, meinte sie, wo alle Räder wirksam in einander greifen, ohne daß man das Poch- und Knarr- und Räderwerk zu hören bekomme! Auch heißt es gleich nach den oben angeführten Worten, die „nach einem großen Damen-Kaffee“ gesprochen sind —: „Es sollte ihnen (den deutschen Frauen) Einer zeigen was sie sind.

Bricht ein Schmerz über sie herein, dann zeigen sie sich so bedeutend, so achtungswürdig, und im gewöhnlichen Leben machen sie sich öfters selbst so unbedeutend, hangen an den flachsten Interessen. Das hab' ich gestern wieder recht mit tiefem Schmerz und Scham empfunden." — Wenn sie aber in einer späteren, bereits tief und anhaltend getrübten Periode zu mir sagt: „Schließe Dich der jungen Zeit an, und wir gehen Einen Gang", so geht das, wie alles Aehnliche, lediglich hervor aus der Wahrnehmung, daß ich mich nicht mehr befriedigt fühle in meinen alten Studien und Arbeiten: eine Wahrnehmung, die mein immer mehr den Schwerpunkt verlierender, immer mehr sich umdunkelnder Zustand nur allzusehr bestätigte. Daher der Rath und Wunsch, daß ich mich der Bewegung und den Interessen der neuesten Zeit mehr bemächtigen sollte, und wäre es, dagegen im Kampfe aufzutreten — ein Gedanke, den Mundts wiederholtes Zureden in Wort und Schrift gerade in dieser Zeit noch mehr in ihr befestigte, während ich mich immer eigensinniger und feindlicher von all dergleichen absperrte, krampfhaft den freilich jetzt wirkungslosen klassischen Gebilden zugewendet, die, um verstanden und beherzigt zu werden, vor Allem Ruhe, und Maaß und ungetrübte Geistesklarheit fordern. Es lag ihr vor Allem am Herzen, dem sich umnachtenden und scheu zurückziehenden Seelenauge des Geliebten wieder die Freiheit und Erschlossenheit alter guter Zeit zu gewinnen, und ihn zu erweiten und zu stärken durch Richtung auf einen

weiteren Horizont von Welt und Leben. Darauf zielen sichtbar viele ihrer Mahnungen, und niemals hat sie sich, wie Manche irrthümlich dergleichen gedeutet, mit dem modernen so beliebt gewordenen Weltschmerz herumgetragen, den sie am siegendsten überwunden glaubte im Vollenden seiner Aufgabe im eignen Kreise als dem Tribut, den jedes individuelle Dasein dem Allgemeinem schuldet. Wie wenig sie dem, mit jenem Unbefriedigtsein in engem Bunde stehenden, im Verschmähen aller Autorität ihre Stärke suchenden Rüttelungsgedanken so vieler neueren Heilsverkünder zuneigte, davon zeugen viele ihrer Aeußerungen und ihr ganzes, bei angeborener und kräftig entwickelter Freiheit von allem nur Formellen und nur Konvenzionellen doch einzig und allein im schönen Maaße und in der Herrschaft des Edlen Befriedigung findende Wesen. — „Das Uebergreifen zur Republik“ — sagt sie in dem über Mundt's Einheit Deutschlands Niedergeschriebenen („Denkmal“, Seite 97 und folgende) — „scheint mir jedoch ebenso ein künstliches Aufbauen, als er es vom Hambacher Fest rügt, das die politische Einheit Deutschlands erkünsteln wollte. — Wir glauben an keine Republik“ — Hier fehlen die, wie mir deutlich in der Erinnerung steht, in fortlaufender Betrachtung niedergeschriebenen Worte: „Fort damit! Saint Simonism!“ —

Dieses, wie so vieles andere Abgebrochene ihrer Aeußerungen muß zu seiner Zeit in einer größeren Darstellung ergänzt werden. — Einem jungen Freunde

israelitischen Bekenntnisses gegenüber, der sich viel mit Gedanken und Schriften über „Emanzipazion der Juden" beschäftigte, war unsere beständige Entgegnung: „Das Christenthum ist die Emanzipazion der Juden" — während wir doch sonst so wenig zum Proselytismus neigten und Jeden auf seinem Standpunkt zu ehren wußten. —

Recht sichtbar aus dem Beete eingewurzelter Vorurtheile entsprungen erscheint die von Wolfgang Menzel aufgestellte, in der zweiten Auflage seiner deutschen Litteraturgeschichte wiederholte Behauptung, als sei Charlotte irgendwie befangen gewesen in der vielverschrieenen Göthomanie so vieler damaliger Berliner und Berlinerinnen; aber gänzlich alles Halts und Bodens entbehrend und aller Wirklichkeit der inneren und äußeren Ereignisse zuwiderlaufend ist nun gar das labyrinthische Zusammenweben ihres beklagenswerthen heroischen Schrittes mit der Lektüre des, wie sich bei ihrem lichten Tiefblick von selbst versteht, allerdings von ihr hochverehrten Dichters, der nach den Konsequenzen jenes litterarischen Systematikers als Werber zu einem weiblichen Wertherthum denunzirt wird. Die Nichtigkeit dieser ganz willkührlichen Verknüpfung klar einzusehen reicht es hin, einigen Aeußerungen Charlottens über Göthe einen aufmerksamen Blick zu schenken. Bei der in ihrem Urtheil überall so selbständigen Frau, die wir schon dem so nah befreundeten und geschätzten Mundt in Beziehung auf seine damalige Polemik gegen Göthe in einem Briefe vom 7. Ja-

nuar 1834 entgegnen gehört, daß man in dieser Sache wohl schwerlich jemals übereinstimmen werde, und bei ihrer überall auf das Unzweideutigste sich kund thuenden Verehrung für den großen Dichter thut es kaum noth zu beantworten, daß nicht etwa ein Umschlag in ihr vorgegangen, wenn bei Hervorhebung der hierher gehörigen Ansichten über das in scharfer Sonderung des minder Bevorzugten von dem unerschütterlich Hochgehaltenen aus Göthe's Schriften eine mehr negative Stimmung sich herauszustellen scheint. — Schon in frühester Zeit (1824) schreibt sie mir bei Gelegenheit eines inneren Kampfes: „Hierin darf Dich Niemand irre machen, selbst Göthe nicht.“ — Ein ander Mal („Denkmal“, Seite 81) sagt sie von einer unbedeutenden, nur äußerlichen Dame: „Die gehört zu den Figuren, die Göthe nicht verschmäht haben würde darzustellen.“ — Später (S. 90): „Der Schluß von Göthe's Iphigenia, dieß sentimentale Lebewohl wie ein Windhauch in einer Blume, etwa in einer schönen Nelke, ist keineswegs antik, ist nüchtern, Göthe's und seiner Iphigenia nicht würdig. — Und doch schließt auch der Tasso, nur auf andere Weise, ungenügend.“ — Bald darauf (S. 91) als Entgegnung auf die Frage, wie ihr die Fortsetzung des Faust gefalle? — „Wie ein Werk des alten Göthe, nicht aber des alten Göthe.“ Und Seite 97: „Göthe's Vornehmigkeit in seiner späteren Prosa ist gewiß nicht die echte Ruhe des Begabten, nicht die geniale, leuchtende, erwärmende; sie sieht immer aus, als hab' ein Bürger-

meister frische Wäsche angezogen und schreite mit Manschetten und Stab einher." — — Und in der letzteren Zeit, etwa vierzehn Tage vor ihrem Dahinscheiden, wo es ihr besonders am Herzen lag, mich an den Bewegungen der Zeit lebendiger wieder und wärmer Theil nehmen zu sehen, sagt sie (S. 252): „Göthe steht in seiner letzten Periode immer dem Publikum gegenüber wie ein absoluter König. Ich der König. Er geruht dieses und jenes dem Volke zu übergeben. Keine Kammern, die ihn konstituzionsmäßig mit dem Volke verbinden. — Jean Paul und Schiller sind durch die Herzkammern mit dem Volke vereint. Ueberhaupt kann der jetzige Dichter gar nicht mehr so vornehm von oben herunter sagen: „Das Publikum" — — Und ebendaselbst in Beziehung auf ihre inneren Vorgänge und ihren schon mehr und mehr sich festigenden Entschluß die denkwürdigen Worte —: „Von dem Augenblick an, wo in Göthe's Leben Schillers Nähe und Annäherung eintritt, gewinnt Alles Innigkeit. Nunmehr erst liebt er einen Menschen, verehrt ihn liebend. Das hat er vorher und nachher nie wieder gethan. Wie recht hat er mit dem neuen Frühling! — Aber durch den Tod des Freundes hätt' er mehr gewinnen können, mehr gewinnen müssen, wenn er nicht seine beliebte Manier des Abthuns eines Schmerzes auch hier diktatorisch angewendet hätte. Er hätt' ihn in sich aufnehmen müssen, unverlöschlich — und eine neue Jugend wäre seinem Schaffen daraus erblüht." —

willkührlich und bei allem Aufgebot von Scharfsinn und feinen Bemerkungen doch der tieferen inneren Wahrheit entbehrend, ist auch die beliebt gewordene, von Einzelnen mit glänzender Beredtsamkeit durchgeführte Zusammenstellung Charlottens mit Rahel und Bettina, als den „drei geistreichen Berliner Frauen!“ — Charlotte und das geistreiche Berlin — Himmel, welch ein Vermengen des Verschiedenartigsten! nicht etwa nur graduell, spezifisch von einander Abweichenden! — Wie würde das herrliche Kind gelächelt und mit fröhlich dahin rauschenden Witzpfeilen sich vertheidigt haben gegen dergleichen Anmuthung — sie, der bei aller Anerkennung des Geistes doch das Alleinstehen desselben, wie alles genreartige Abgetrenntsein in der zur Ganzheit bestimmten Menschennatur so gründlich zuwider war.

„Ein gemüthloser Mensch ist eine kalte schöne Blume ohne Geruch“ — sagt sie; „die mediceische Venus hatte gewiß kein Gemüth — drum hat sie sich so schön erhalten. — Die schönen Frauen von Profession — fi donc! — Der Ausdruck ist widrig. Anfangen mag es mit dem gewöhnlichen Schönsein; wenn sich's nachher nur besaitet und beseelt. — Der Funke, der Strahl, der Blitz, die Blume müssen aber doch einmal kommen.“ — Dieß findet nun freilich keine Anwendung weder auf Rahel, noch auf Bettina, bedeutungsvolle Polhöhen weiblicher Natur, über die ich anerkennend, wie ich noch bis heutzutage fühle, selbst mich früher einmal öffentlich ausgesprochen in jenem

„Zukunftstraum", der den großen Fehler hat, auch Vieles in sich aufgenommen zu haben, was aller Zukunft baar ist. Aber was hat Charlotte, die einfach schlichte Hamburgerin mit ihrem seelenvollen Anhauch südlicher Gluth und ihrem bei aller Kraft von Grazie durchwobenen Wesen, was hatte dieses edle stille Bild gemein, was hätte sie gemein haben mögen mit jenen in weiten Lebenssphären sich gefallenden, im Glanze der Salons so merkwürdig vorragenden Frauen? — Spontaneität eines reichbegabten Geistes, ja, die war ihr eigen in hohem Maaße, und zwar im vollsten Einklange mit der Schönheit und Harmonie ihrer ganzen Erscheinung. Weit glücklicher und treffender, aber nicht ohne Schwierigkeit, weil tieferen Blick in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens erfordernd, und weit lehrrreicher zugleich würde die Ausdeutung der unvereinbaren Verschiedenartigkeit dreier so ausgezeichneter, an Einem Orte vereinter Frauen sein, als eine Parallele derselben. — Doch das bleibe Anderen überlassen. — Hier seien nur die Stellen angeführt, in welchen Charlotte sich über jene ausspricht. Bettina hatte sie nie gekannt, auch niemals eine Zeile von ihr gelesen, denn der „Briefwechsel des Kindes mit Göthe" erschien erst nach ihrem Dahinscheiden. — Aber den herrlichen Achim von Arnim ehrte sie sehr hoch und hatte gemeinsam mit mir sich an mehreren seiner von poetischer Ueberfülle schäumenden Schöpfungen herzlich gefreut, besonders erfreut an diesem „Hineinschauenlassen in die geheimsten Luken menschlichen Daseins",

wie sie es nannte. Arnims Erscheinen war ihr jedesmal eine Freude gewesen und sie feierte mit mir das Andenken des Dichters in jenem von ihm selbst gesungenen:

Ueber's Grab des lieben Todten
Jagen freud'ge Siegesboten,
Seine Ahnung ist erfüllt.

Als ich nun einmal Bettinen einen Besuch gemacht, wegen Nachfrage um einiges den poetischen Nachlaß ihres Gatten Betreffende, schreibt Charlotte in einem Briefe nach Petersburg vom 19. April 1834 —:

„Ein äußerst interessantes Buch haben wir zu erwarten von der bekannten Bettina (Frau von Arnim — Schwester Savigny's), nämlich Briefwechsel zwischen ihr und Göthe. — Als Heinrich sie neulich besuchte, las sie ihm Stundenlang daraus vor und gestand ganz naiv, daß sie zu der Zeit, wo diese Briefe geschrieben seien, als Zwanzigerin in den fast sechzigjährigen Goethe sterblich verliebt gewesen sei. — Heinrich behauptet, es sei das Originellste, was bis jetzt von Frauen gedruckt, der philosophischeren Rahel gegenüber durchaus mit Uebergewicht an Poesie, und kecker im Zusammenwürfeln von Natur und Seelenleben, dagegen ihr die durch den Schmerz sich vertiefende Innigkeit abgehe, wodurch Rahel oft zur Seherin wird. Sie scheint mir der Beschreibung nach mehr die flatternde Psyche mit immer blühendem Farbenspiel der Schwingen, während Rahel mehr die im Geiste wühlende Kassandra.“ —

Dieß die einzige Stelle, wo sie über Bettina sich ausspricht! Mit Rahel dagegen finden wir Charlotten vielfach beschäftigt. — Im Leben hatte sie die bedeutende Frau nur wenig gekannt. Vor meiner Verheirathung war ich in mehreren gesellschaftlichen Zirkeln mit ihr zusammengetroffen und hatte, wie das nicht anders sein konnte, ihren geistvollen Worten gern gelauscht. Als aber späterhin die meisten jener Zirkel aufgegeben wurden, um sich desto freier und selbständiger einen eigenen Kreis zu bilden, verlor man einander für lange Zeit aus den Augen. — Nur einmal auf einem Spaziergange begegneten wir der Frau von Varnhagen, welche die freundlichsten Vorwürfe aussprach über „das geizende Verschließen meines schönen Besitzes“ und daran eine herzliche Einladung zu baldigem Besuche knüpfte. Dieser wurde zugesagt, konnte aber bei dem besten Willen nicht erfüllt werden, da Rahel bald darauf starb. Als später dann die von ihrem Gatten herausgegebenen inhaltreichen Briefe erschienen, bedauerten wir aufrichtig, einen so gehaltvollen Umgang nicht, wie es doch so leicht möglich gewesen, eifrig gepflegt zu haben, und suchten an den hinterlassenen Geistesfunken nachzuholen, was wir an der lebendigen Flamme versäumt. „Es ist in dieser Rahel eine solche spontane Lebendigkeit des Geistes“, schreibt Charlotte in einem Briefe vom 1. August 1834, „daß man sich ihr nicht anders als einem Lebenden in Zustimmung und Widerspruch gegenüber fühlt. So könnte ich eine wahre Geschichte meiner

wachsenden Freundschaft zu ihr nachweisen, wie sie sich aus Abstoßen und Anziehung immer mehr und mehr verinnigt hat.“ —

Und diese Geschichte stand damals schon geschrieben mit wenigen, aber scharfen Zügen in einer Reihe von Aeußerungen, welche ich hier nur vorläufig der Zeitfolge nach zusammenstellen will, mir selbst als Wegweiser zu einer späteren umfassenderen Darstellung, wo ich noch Manches aus Erlebnissen und Gesprächen, aus welchen sie hervorgegangen, damit zu verknüpfen gedenke. Die erste Erwähnung finden wir am 19. Dec. 1833, wo Charlotte zu mir sagt: „Jetzt weiß ich, was mich oft in der Rahel stört. Große Wahrheiten sollen eben frei und rein für sich dastehen und hinaustreten. Wenn ich aber bei bedeutenden Wahrheiten immer erst in dem Dunkel der Persönlichkeit herumtappen soll, in unklarem, verworrenem Styl, im Wühlen in sich selbst, da stört mich’s. Daher, wie sie sich allein giebt, interessirt sie mich unbedingt; wo sie aber in ihrem dunkelwühlenden, chaosartigen Wesen sich wieder an etwas Anderes macht, da kommt ein Chaos in das Andere und macht wirr. Es löst sich nichts ganz von ihr los; aber deshalb gerade so interessant. Es ist aber etwas in ihr, worüber ich noch nicht klar bin, und während ich mich immer wieder von Neuem erbaue, widert mich doch immer wieder von Neuem etwas an. Was sie von der Staël sagt (die doch etwas außer sich hinstellt, von sich abgelöst hat, was in ihr gelebt), daß sie wie ein Sturmwind

inkommodire, paßt oft gerade auf sie selbst. — Tiefes, klar dargestellt, ist das Höchste, und das hat Tieck so; er ist zugleich Dichter und Philosoph.“

Tags darauf (20. December 1833) schreibt sie nach Petersburg —: „— Was Sie über Rahel sagen, ist sehr treffend und hat uns um so mehr erfreut, als sich jetzt eine entschiedene Gegenpartei gebildet, wahrscheinlich erzeugt durch das Lob der Enthusiasten, wie das gewöhnlich geht. Es möchte noch hingehn, wenn man hier nicht mehr als je den Neid sich ereifern sähe. — Frauen, die sich freuen sollten, daß eben eine Frau ein so bedeutendes inneres Leben gelebt und so mächtig es zur Erscheinung bringt, können nicht begreifen, daß man so viel Lärm, wie sie sich ausdrücken, davon machen könne; Männer, die mit ihr im innigsten Freundschaftsverhältniß standen, die Herrn von Varnhagen die schönsten Sachen darüber gesagt, lästern sie geflissentlich in Gesellschaften, daß es zum Empören ist; Andere, zu denen sie in ihrer Weise einmal „liebes Kind“ sagt, fühlen sich in ihrer Eitelkeit verletzt und werfen ihr nun vor, sie habe immer den Mann spielen wollen. — Enge Seelen hängen sich an den einen Brief, in welchem sie den Selbstmord rechtfertigt, und sind fromm außer sich darüber. — Nur d e r Brief, wo sie über Gebet spricht, hat allgemeinen Beifall; sie freuen sich unendlich, daß Rahel sie über die etwaige Vernachlässigung des Gebets beruhigt und es ihnen auch für die Zukunft so süß bequem macht. Daß aber Einige (ich

glaube sogar unser Freund Mundt in seiner sonst so vortrefflichen Rezension) ein Welt-Werk daraus machen wollen, scheint mir die Sache zu verstellen; Weltwahrheiten müssen sich nothwendig von der Person ablösen, so interessant und eigenthümlich diese auch sein mag; und Ihr Urtheil scheint mir dieß auch zu bestätigen." — Am 3. Januar 1834, Freitags Abends, nach einem großen Damen-Kaffee, sagt sie zu mir: „Wie oft feir' ich Rahels Andenken, in solch einer Gesellschaft! Wie oft denk' ich im Stillen: Möchtest Du sie an solch einem Orte einmal getroffen haben, wie würdest Du Dich mit ihr verstanden, mit ihr befreundet haben!" — Am 7. Januar schreibt sie an Mundt: „— Sollten Sie, werther Freund, nicht vielleicht Ihre Rezension über Rahel wieder gefunden haben? ich bäte alsdann, sie heut Abend doch mitzubringen. Bedeutend bin ich in der Verinnigung mit Rahel vorgerückt, und wenn es in der Freundschaft nicht abzuläugnende Strömungen giebt, so muß in meinem Verhältniß zu ihr gerade jetzt volle Fluth sein! Vor einigen Abenden war ich in einer Theegesellschaft. Eine auf dem Sopha sitzende Dame hatte Aehnlichkeit mit Rahel; ich wurde ergriffen von dem Gedanken: ‚daß sie es wäre, und ich sie so gekannt hätte wie jetzt!' Wahrhaftig ich wäre ihr um den Hals geflogen oder ich hätte sie ewig belauscht und mir vielleicht darüber mein schön russisch seidenes Kleid mit Thee begossen, und sie hätte mich obendrein ausgelacht. Die Verklärten aber lächeln sicher nur, und so möchte auch

sie gelächelt haben, wenn sie gesehen, wie ich mit ihr gerungen.

Manche Kinder lieben keine neuen Puppen, manche Mütter ihre neugeborenen Kinder nicht, ich glaube, mir würde es auch so gehen — was ich aufgedrungen lieben soll, kann ich nicht lieben!

Was thut's? Giebt es nicht genug Leute, die das Neue lieben, eben weil es neu ist? — Die Liebe zu einem Buche, das mir ungewöhnlich angepriesen worden, reift viel langsamer (wenn ich nicht gar schon im Voraus dagegen opponire), fast widerstrebend; sie will gleichsam ringend gegen alles Vorurtheil selbst prüfen, selbst erkennen, selbst es verdienen, ihr eigen nennen — ja ich möchte sogar hinzufügen: vergessend, daß es Allen angehört!

Warum aber diese Briefe, bei aller Bedeutendheit, im Anfang nicht wohlthätig auf mich wirkten, hatte seinen Grund in dem häufigen Aufwerfen großer Fragen, die nicht beantwortet werden — in dem Aufwühlen ohne wieder zu klären, so daß ich chaotisch aufgeregt wurde, ohne beruhigt zu werden. — Da ich nun aber auch oft an Ueberfülle von Fragen leide, so thun mir Antworten bei Weitem wohler — Sie verstehen, wie ich das meine! — Sag' ich es jedoch nun, daß ich in diesem Bewußtwerden jetzt ruhiger lese oder überhaupt in einer empfänglicheren Stimmung dafür bin, oder daß sie selbst im letzten Theile ruhiger wird, genug ich bin auf das Bril-

lauteste mit ihr ausgesöhnt und halte sie nun für's Leben! — — —"

Daß bei einer so auffassenden Natur die Hypothese, es dürfe wohl das Lesen der Rahel'schen Briefe nicht ohne Einfluß auf Charlottens gewaltsames Ende sein, in sich selbst zusammenfällt, liegt am Tage. — Diese Hypothese, vielbesprochen und nachgesprochen bald nach dem schmerzlichen Ereigniß, verdankt ihren Ursprung einem der theilnahmvoll nachspürenden Besucher, der die Bücher auf einem unserer Tische erspäht. — Aber Charlotte hat sich in der letzteren Zeit gar nicht mit Rahels Briefen, sondern vornehmlich mit Lessing beschäftigt, und zwar ganz zuletzt noch mit dessen „Erziehung des Menschengeschlechts", in welcher sie sich an dem mit hellem Blick und starker Ueberzeugung durchgeführten Fortschreiten und Entwickeln zum Bessern des Ganzen und des Einzelnen wahrhaft erbaute und erquickte. Rahels geschieht zuletzt Erwähnung von ihr in Kissingen, wo sie an den aus Jena dort anwesenden Professor Scheidler nach einem lebhaften Gespräch zur Ausgleichung und näheren Verständigung schreibt: „Kissingen, den 27. Sept. 1834 — — Es hat schon mehrere Male den Anschein genommen, als wollten wir uns überhaupt wegen Rahels Größe streiten. — Da wir sie aber beide so hoch ehren, so muß ich fast lächeln über das grausame Mißverständniß. Sie sagten von einer Freundin, die Ihnen lieb, ‚sie sei ein Stückchen Rahel'. — Darauf erwiderte ich: ‚Warum ist sie nicht sie selbst? warum gerade ein

Stückchen Rahel?' — Gleich glaubt unser Freund, ich wolle Rahel damit angreifen, nimmt hastig eine große Sense und mäht lustig hinein in das Aehrenfeld strahlender Häupter. Ich aber wollte ganz einfach andeuten, daß ich ein Stückchen von etwas sein immer als etwas Erbärmliches ansähe und daß ich deshalb einem Freunde nichts Kränkenderes anthun könnte, als wenn ich ihn für ein Stückchen, und wär' es irgend eines Größten hielte. Das liebliche Veilchen ist ebenso wenig ein Stück der tief glühenden Rose als das Haideblümchen ein Stück des wunderbaren Lotoskelches. Ich für meinen Theil will lieber eine Butter- oder Gänseblume sein und mich von der ersten hungrigen Ziege mit Kopf und Kraut verzehren lassen, wenn ich nur einmal ein Ganzes da gewesen bin, nur kein Blatt einer Rose oder Stengel eines Lotos! — Und Gott sei Dank, in dieser wunderbar reichen Menschenwelt giebt es auch Sonnenblumen und Nachtschatten, Dornen und Disteln dicht nebeneinander; Eine Luft und Ein Boden erzieht sie, und dennoch sie wachsen und werden ihre eigene Weise. —

Bücher müssen nur der fruchtbare Dünger sein, aus dem, wenn eine gute Sonne uns bescheint, unser eignes Leben herauswächst. — Ich verstehe und erkenne die Menschen nur als Individualitäten; schon die ganz gleichstehenden Knöpfe der Soldaten haben für mich etwas Kränkendes, wie viel mehr nun überhaupt die Massenkriege! —

Doch ich verliere mich beim Brunnen zu weit; Sie verstehn mich schon aus diesen Andeutungen heraus. —

Guten Abend in Frieden!

Ch. St."

Am Abend des 29. September sagt sie, auf Professor Scheidlers Behauptungen zurückkommend, zu mir: „Wie kann man überhaupt nur solche Werke, wie Schleiermachers Monologe, Rahels Briefe, dem Künstler gegenüber so hoch stellen, da unmittelbar das Werk und ihr Mensch so Eins und es gleichsam nur Bekenntnisse sind, während der Künstler sich von seinen Menschen trennen muß, um im Objekt aufzugehen? — Was haben Jene gethan, als sich selbst, ihren Menschen herausgesprochen? — Der Künstler aber soll die heilige Werkstatt seiner Brust, während er sich versenkt und das Objekt aufgiebt, zugleich doch auch ausbilden innerlich. — Dem Künstler ist ebenso der ganze harmonische Mensch nothwendig. Jene schreiben immer nur aus sich heraus, während er zugleich — und nur dann ist er der rechte — sich in sich bildet und in den Stoff versenkt und an das Objekt aufgiebt. Er hat also was Jene — aber wie viel mehr!"

* *
*

Von Charlottens Religiosität ein Wort zu sagen, wäre überflüssig. — Ihr ganzes Leben war Religion, wurzelnd in der Liebe, der Grundkraft ihres Wesens. Vom vielen Kirchengehen war sie nicht besondere Freundin, obgleich sie gerne dann und wann

eine gute Predigt anhörte, gern eine andächtige Gemeinde versammelt sah. — Gott war ihr eben überall gegenwärtig, und sie betete vielleicht am innigsten, wenn ihre Worte am wenigsten die Form des Gebetes annahmen. Auch ihr Gesang war Andacht, all ihr Handeln sich bethätigender Glaube. — In der tiefen Ueberzeugung an ein Fortleben in alle Ewigkeit, an ein Wiederbegegnen in freieren Regionen, gelöst vom Druck der Erde, ist sie dahingeschieden voll Muth und Hoffnung, als sie ihre irdische Aufgabe erfüllt und nur noch den letzten schmerzvollen Schritt nothwendig glaubte, um sie zu besiegeln. — „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für seine Freunde", sagt Johannes. — Niemand hat mit größerer Liebe größeren Schmerz bereitet als Charlotte. Davor aber bebte sie nicht zurück; ihre Hoffnung, ihr Glaube stand auf Erlösung; das ihre Verheißung, ihre Ermahnung in der bittern Todesstunde. Nur zwei Aeußerungen aus ihrem so ganz aus Einem Gusse bestehenden früheren Leben mögen hier stehen, weil als religiöse Weltanschauung im schärfsten Einklang mit ihrem letzten Bekenntniß und ihrer letzten Aufforderung im Rückblick auf die Erde in dem vertrauensvoll zurück gelassenen Testament. —

Am 3. October 1834, auf unserer Rückfahrt von Kissingen, an einem wunderbar schönen Nachmittage gegen Sonnenuntergang, spricht sie: — „Das blöde Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthum. Weltbeherrschung ist darin — und

darin Milde, Kraft und alle Vermittelung. — Die Größe Seiner Lehre ist die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, diese Kraft, wie Keiner sie hatte, — Alle Anderen, auch Sokrates, weisen auf ein Jenseits. Er setzt hier den Kampf und Sieg. — Und so seh' ich in ihm den größten Lebensphilosophen. Er ist der tiefste. — In die Wüste ging er, in sich selbst die Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Geist voll Riesenkraft, der Welt gegenüber. Dann seine Hohepriesterschaft in seiner Reinheit — diese bodenlose Tiefe, die, wie sie auch dran herumzupfen, nicht zu erschöpfen ist und ausreichen wird, so lange die Welt steht! In der Weltbändigung die Milde, das ist Christenthum." — — Und daran reihe man die Worte vom 9. Mai —: „Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geistige Weise. Und ich seh' so viele Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube."

* * *

Da, wo die Katastrophe sich ankündigt, wo mein Haupt beginnt sich mehr und mehr zu umdunkeln, wo Charlotte nicht mehr dasteht als glückliche Gefährtin eines Beglückenden und Glücklichen, sondern als waltender Genius neben einem tiefer schon, als er es selber ahnet, Leidenden [41]), da tritt die Mundt'sche Darstellung in ihrer ganzen Stärke und Eindringlichkeit auf. Man sieht es deutlich, auf diesen Punkt hat er mit gespannter Kraft hingearbeitet. — Alles Bisherige von

äußeren Lebensmomenten berührt er selbst nur leise hinstreifend mit einem Umriß, einer Andeutung, einer Reflexion, die Ausführung Charlotten überlassend in Briefen und Einzeläußerungen, und nur das von der wunderbaren Frau gegebene Bild (Seite 54 bis 68) macht eine Ausnahme fortlaufender eigener Darstellung. — Vom Frühling 1834 an (Seite 193 ꝛc.) bereitet sich die Farbenmischung, in welcher schon der Grundton vorherrscht zu der immer mehr und mehr hereinbrechenden Dämmerung, in der kein Lichtstrahl wieder Oberhand gewinnt und die in das mit Meisterhand geschilderte vollkommene Nachtstück sich verliert. — —

Dieß Nachtstück selbst (Seite 289 bis 310), durch welches die Lichtgestalt Charlottens schon hier verklärt in treuester Wahrheit hindurchschreitet, ist ganz unübertrefflich dargestellt, mit den einfachsten zugleich und eindringlichsten Farben; nie würde ich mir erlauben, diesen Moment anders zu berühren als mit Mundts eigenen Worten in buchstäblicher Aufführung, vielleicht nur hier und da eine von der Sache abführende, aus willkührlich individuellen Annahmen hervorgehende Reflexion weglassend. Auch die Art, wie er am Anfang schon des verhängnißvollen Einbrechens der Nacht Gespräche, Einzelworte, Briefe, Träume einschaltet, ist ganz und gar der Art, das Gesammtbild einer Zeit darzubieten, aus der die heiteren Genien gewichen, und eines Zustandes, von dem die Alten würden gesagt haben: „Die Götter verfinstern Dessen Blick, den sie vernichten wollen.“ Denn wie konnte ich, wenn nicht

ganz und gar geblendet, Aeußerungen hören und sogar niederschreiben, die so deutlich auf das Furchtbare der Katastrophe hinweisen? — Hier nun tritt das ein, was eine künftige ausführliche Darstellung des der vollständigen Nacht vorhergehenden Zustandes ergänzen muß, dieß immer von Neuem vergebliche Ringen mit den umwallenden Nebeln, durch die bisweilen zwar die Sonne überraschend blitzt, nicht aber mit der alten bändigenden Kraft, die jene zurücktreibt und zuletzt siegend niederhält, sondern nur als feuchter Lichtstreif, wie wir ihn wohl an solchen Tagen auch den wirklichen Nebel durchbrechen sehen, der dann um so dichter und dunkler nur sich wieder heranwälzt. Weiß man doch kaum beim Anblick dieses unfruchtbaren Kampfes, der nicht in alter muthiger, gottvertrauender Weise, sondern in wildem Aufbäumen gegen Göttliches und Menschliches geführt wird, ob mehr der Geist, ob mehr der Körper leidet. Es scheint ein gegenseitiges Aufreiben und zuletzt ein gemeinsames Unterliegen stattzufinden. Bisweilen bangt und zittert der schwer Erkrankte dann mehr für die Geliebte als für sich selbst; daß sie ihm könne entrissen werden von lauernden Dämonen, ist bei dem leisesten bei ihr eintretenden Unwohlsein ihm eine zerquälende, seinen eigenen Zustand auf das Aeußerste steigernde Vorstellung; sie zu verlieren, scheint ihm furchtbarer noch als die Umdunklung all seiner geistigen Kräfte, und er bricht dann wohl, von wahnsinniger Furcht ergriffen, in Ausrufungen aus wie: „Nein, Dich darf mir Niemand

rauben! Wer hat ein Recht über Dich, die Du Eines bist mit mir?" — Und hier ist es, wo ungesühnte Schatten der Vergangenheit, hereinragend in die physisch den Geist umdüsternde Gegenwart, auf unheimliche Weise wieder ihr altes Anrecht zu gewinnen scheinen. Der Gedanke der Nemesis, der, seit er im Besitz des herrlichsten Gutes ist, bei leisester Umdunklung von jeher Macht über ihn ausgeübt, fängt an ihn stärker und unbedingter zu beherrschen, da sein Geist nicht mehr in voller Kraft und Freiheit, seine Seele nicht mehr von gläubigem Vertrauen erfüllt ist. —

Gegen diese fürchterlichen Zustände zu wirken und dem Umdunkelten wieder den alten Frieden und die alte Freudigkeit heraufzuführen, bot Charlotte Alles auf, unermüdlich im Sinnen und im Handeln. Nachdem aber eine Reihe von Monaten hindurch alles Aeußerliche beseitigt, was als irgend mögliche Störung erscheinen konnte, alle ersinnlichen Mittel physisch und psychisch angewendet, zugleich er von der Bibliothek befreit (— Charlotte selber war am Tage vor der Abreise nach Kissingen mitten aus der Arbeit des Packens hinaufgekommen mit den freudigen Worten: „Ich will Dich herunterholen, und Du sollst sie hoffentlich nie wieder betreten diese Räume" — Er hat sie nie wieder betreten —) und gleichwohl sein düsteres Versinken gesteigert noch durch Ahnungen und Träume, nimmer wich und mit den Gegenständen wechselnd immer neu und immer gefahrdrohender sich äußerte — bald in quälenden Besorgnissen um sie, bald

in machtlosem Auflehnen gegen Gott und Schicksal, bald durch völliges Zusammenbrechen in sich selbst, aus welchem er behauptete, daß nur ein Blitz ihn retten könne, da trieb sich der heroische Gedanke, selbst dieser rettende Blitz zu sein, in der Herrlichen auf die Spitze, und es nahete, nicht abwendbar mehr, der 29. December. —

Was hilft hier alles Grübeln? Ihren letzten Wünschen nachkommen, ihr Andenken ehren, ist das Einzige, was wir vermögen. Um aber ein so Ungeheures von Entschluß und Ausführung zu begreifen, folgen wir den entschiedensten Aeußerungen Charlottens, die als auf diesen Moment bezüglich später erst nur allzuklar geworden sind, und begleiten sie somit Schritt für Schritt auf ihrer vom inneren Auge erleuchteten Bahn, wie sie, bald anhaltend, bald rascher vorwärts schreitend, unaufhaltsam dem scharf erfaßten Ziele sich entgegen bewegt. Es wird die Zeit kommen zu näherem Beleuchten und Ergänzen mancher dieser Aeußerungen. — Jetzt mögen sie einzeln dastehen und sich selbst vertreten, — zum organischen Ganzen könnten sie ohnedieß nur verdichtet werden durch Benützung der in München zurückgelassenen Papiere und durch eine für lange Zeit ganz diesem Einen gewidmete Muße. Gegenwärtig mahnt eine dringende Arbeit, diese bereits länger, als beabsichtigt war, ausgesponnenen Grundzüge zu unterbrechen; daher im Drange des zunächst Nothwendigen jetzt nur einiges Wenige noch als Knotenschürzung zu späterer Wiederaufnahme des Fadens.

Die erste unmittelbare Aeußerung Charlottens über den mit dem Frühling 1834 eingetretenen räthselhaften Zustand finden wir in einem Briefe vom 15. Mai an Theodor Mundt („Denkmal", Seite 268) —: „Stieglitz — oder vielmehr Nicht-Stieglitz, denn der Eigentliche ist jetzt eben nicht da — ist in dieser Periode seiner Krankheit wirklich fast ein Unmündiger; je länger Sie ihn kennen, desto mehr werden Sie diese merkwürdige Ebbe und Fluth bei ihm gewahren. Nach zeitweiser Dürre schwillt mit Einem Male der Nil, und befruchtend überschwemmt er den ganzen Stieglitz nach allen Seiten hin; dann dichtet er nicht allein, sondern dann schreibt er Briefe dutzendweise, die verschiedenartigsten mit Sicherheit, lebt, liebt, liest anders, sieht sich und Andere klar, und hat alle zerstreuten Kräfte beisammen. Ich necke ihn oft, er müsse mit irgend einem Kometen in Verbindung stehen, weil seine Ebbe und Fluth so ungleichmäßig und so plötzlich eintritt; und wahrhaftig, bald glaube ich selbst daran; natürlich geht's nicht zu, die Sache wird immer spukhafter, je ruhiger ich selbst ihr zusehe." —

Und diesen ruhigen und hoffnungsheiteren Muth des Zuschauens und leisen Zügelführens bewahrt sie viele Wochen lang, bis endlich doch das gar zu lange Anhalten der mit Stürmen wechselnden Ebbe ohne leises Zeichen der sonst so kräftig eintretenden Fluth ihr einige Besorgniß weckt. So sagt sie nicht ohne eigene Unruhe an einem Morgen (Seite 100 des „Denkmals", den 11. Juli — Freitags früh —): „Barbiere Dich nur endlich

einmal wieder, Heinrich! Nähre nur Deine Stimmung nicht noch durch solche Aeußerlichkeiten! Solche scheinbare Kleinigkeiten werden zu feindlichen Dämonen, setzt man ihnen nicht entschieden Willenskraft entgegen." — Und am selben Tage, Mittags, nachdem ich bitterlich klagend ausgerufen: „O über das tausendfach gestaltete und nüanzirte Atrium mortis aller Lebenden! Nur die Todten sind gesund; kein Lebender, sobald er tiefer denkt und fühlt, und säh' er noch so kräftig aus und blühend, und hätt' er noch so kernhafte und überschwellende Stunden, vom Geist getragen, diesem göttlichen Gifte!" — entgegnet sie ruhig: „Ja, aber solche Stunden sind auch nicht das wahre Leben, so herrlich sie auch sind; das wahre Leben ist die sich fassende, sich in sich selbst beruhigende Kraft. — Du bist noch immer, wenn Du nicht an den vollen Brüsten höchsten geistigen Wohlseins liegst, dem Leben gegenüber gar zu leicht ein unartig verzogen Kind." — Und darauf zurückkommend, sagt sie den 12. Juli —: „Sei ruhig! Jeder Strebende hat seine Zeiten, wo er in die Wüste geht und sammelt und sich selbst in sich vertieft. Aber er kann und darf nicht immer in der Wüste bleiben. — Auch Du wirst wieder auftauchen und leicht und frei über den Lebenswogen spielen; und wenn Du's nur mit Ruhe erwartest, energischer als je." —

In der Gewitternacht vom 13. zum 14. Juli sagt sie: „Das Andenken an liebe Todte ist ordentlich ein Freimaurerorden, ein geheimer Geisterbund" — und

ich entgegne: „Ich vergesse keinen meiner Todten. Eher wär' ich versucht, manchen Lebenden zu vergessen.“ —

Der 9. August scheint wieder ein Tag wilden Aufbäumens in den auf- und niederschwankenden Seelenstimmungen gewesen zu sein. Wir finden ihn zweimal erwähnt im „Denkmal“; einmal Seite 103, wo der Aeußerung —: „Nichts Fürchterlicheres als verpuffte Kraft! Soll ich in Sand und Staub die besten Kräfte versiegen lassen? — Wie kurz ist das Leben, und wie viele Zeit vergeudet sich allein im Fröhnen niedrigstem Bedürfniß! Nun gar die Kläglichkeit und Schauer gestörter Geistesentwickelung! es schrumpft immer mehr zusammen“ — Charlotte sänftigend entgegenstellt: „Lebenslänge ist Nichts, Lebenskraft ist Alles. Und die geht aus dem tiefsten Gefühle der Zerschmetterung, aus dem Durchproben des Herbsten oft am siegendsten hervor. Jetzt krankst Du an Dir selbst; ein großer echter Schmerz würde Dich über Dich selbst stellen.“ — Am selben-Tage sind wir in einem Garten in der Nähe unserer Wohnung, den wir zum Zufluchtsort erwählt in dieser schweren, trüben Zeit und wo doch manche Stunde sich erheiterte und mancher Strahl der Hoffnung einen Weg hereinfand. Aus der Stille dieses Gartenlebens theilt das „Denkmal“ (Seite 195 ꝛc.) folgendes Gespräch mit:

Heinrich —: Wie auch nur der entfernte Blick, die leise Aussicht durch eine Ritze nur, aus einem Kerker in das Lebenslicht der Freiheit, der geahnte freie

Athemzug erquickender Luft im eigenen Element schon das Herz befreiend löst und somit heilend auf den schwerleidenden Körper zurückwirkt! Ja, laßt mich nur das Leben erst, die Welt und ihre Erscheinungen wieder mit dem göttlichen Uebermuth, dem seligen Hohn der Gesundheit betrachten — ach, langentbehrte Kost! — dann werd' ich wieder ich selbst, dann werd' ich wieder athmen, lieben, Mensch sein, und gestalten können; dann halt' ich wieder mit urkräftiger Spannung mich ans Leben, das ich nun seit so lange schon wie nichts geachtet und um ein Geringes leicht dahingegeben hätte! —

Charlotte (bewegt) —: Bester Heinrich, warum nur immer so verwegen, so gewaltsam stürmend? — Muß ich Dir predigen und hast es selbst so siegend ausgesprochen! Halt Dich doch einmal an Deine eignen Worte:

„Wag' es, Dich gläubig hinzugeben
Der sichtbar unsichtbaren Macht,
Die tief im Schooß der Knospe wacht,
Die schwellend mit urmächtigem Beben
In sich verschließt das junge Leben,
Das spät, das früh gewiß erwacht —
Wag's, ihr Dich liebend hinzugeben!
Du weckst mit eitlem Widerstreben
Nur selbst Dir Nacht!"

Heinrich —: Ich will nicht länger mehr die verstimmte Leyer, ich will der stimmführende Spielmann sein, der Ernst und Spiel zu mächtigen Akkorden eines Weltchors vereint! —

Charlotte (mit ruhiger, sehr fester Stimme) —: „Wag' es, dich gläubig hinzugeben!" — —

Der darauffolgende Sonntag scheint ein beruhigterer Tag gewesen zu sein. Charlotte sagt —: „Mein ganzes Zusammensein mit Menschen ist jetzt ein vierzäumiges, immer waltend wie die russischen Kutscher von ihrem Thronsitz. Drum auch das Gernalleinsein, wo ich mich kann gehen lassen. Denn wem und wann darf ich mich zeigen, wie ich wirklich bin, außer Dir, der Du jede Ritze und Luke meines Seelenlebens verstehst! Werde Du nur erst wieder gesund!" —

Ueberhaupt beginnt jetzt in ihr die Hoffnung stark zu werden, daß eine größere Reise, der Gebrauch des Kissinger Brunnens, vor Allem aber eine längere Abwesenheit von Berlin und das gänzliche Ablösen von der Bibliothek den wohlthätigsten Einfluß üben würde. Schon einige Tage vorher hatte sie einmal gesagt: „Berlin ist eine große Pensionsanstalt. Geheimeräthe, Hof- und Staatsräthe die Bankstelzen. Es wird gelernt, examinirt, räsonnirt, gekrittelt, wieder gelernt, — und das Resultat ist immer ein Examen und gemäßes Testimonium mit etwaiger Prämie oder einem Ausputzer." — Jetzt, wenige Tage vor der Abreise, am 10. August, wiederholt sie: „Ja, wahrhaftig, Berlin ist eine große Pensionsanstalt. — Man lernt, man kommt vorwärts; aber Alles spulend, ohne Freudigkeit, staubig, verklommen." — Wie angelegen ihr das gänzliche, nicht blos zeitweise Ablösen von der Bibliothek war, und wie sehr sie in sich damit umging, da-

von zeugen auch zwei Stellen vom 12. August („Denkmal“, Seite 105), die sie muß für sich hingeschrieben haben; wenigstens wüßte ich gegenwärtig sie in keinen näheren Zusammenhang zu bringen —:

„— So lange die Welt besteht, wird es Naturen geben (und vorzüglich dichterische), die ich bei aller Kraft, die sie auch haben können, um des Uebermaaßes von Gefühl willen weibliche nennen möchte, an die man ewig umsonst den gewöhnlichen Maaßstab von den Pflichten eines Mannes und was diesem obliegt, anlegen wird. Man vernichtet sie mit solchen Anforderungen, man zerreißt ihre ungetheilte Natur; und nur zum Schein oder mit der ungeheuersten Selbstüberwindung, wobei dann auch ein gutes Theil von Kräften zugesetzt werden muß, erfüllen sie eine Zeitlang dergleichen Anforderungen, wenn solche unvermeidlich sind; und rettet sie kein guter Genius aus solcher Lage, so möcht' ich es für sie bei allem Segen des innern Ueberreichthums dennoch als eine Strafe des Himmels ansehen, der sie eben so und nicht anders geschaffen hat.“ —

„— Ich sage mir manchmal, ich traue mir weit eher zu, eine solche Stelle auf der Bibliothek ruhig und ohne innere Störung versehn zu können, als Heinrich in gewissen Zeiten; das macht, ich bin eine geistesgenießende — also eine mehr allgemeine, er aber eine produzirende — also durchaus besondere, individuelle Natur. — Wie gern hätt' ich ihn oft in seiner eignen Welt an seinem Pultchen den Morgen

ungestört verleben lassen, in Studien und Anlagen, von denen ich ihn schmerzvoll und gewaltsam abbrechen sah, und hätte dafür manche Uebellaunigkeit und die gedankenlose Bröckelarbeit übernommen, die mir gewiß dann leichter zu überwinden gewesen wäre als ihm, der sich dann immer in ein Fremdes gerissen fühlt. — Und nun gar für ihn!! — Wenn es nur anginge, ich möchte Männerkleider anziehn, es an solchen Tagen wenigstens ihm abzunehmen! —"

Beide Stellen sind vielleicht Entwürfe zu Briefen nach Petersburg, oder Hannover. — Daß es in diesen Tagen besonders gut mit mir muß gegangen sein, dafür zeugt auch folgende Aeußerung vom 20. August —: „Der Dichter ist ein närrischer Kerl, der scheinbar theilnahmlos hindurchgeht durch die Ereignisse. Aber mit Einem Male faßt dieß oder das sein Herz, und wie im Ei dieß Eine Tippelchen das neue Leben macht, so springt aus diesem Antippen das hervor, was nur, wo Gegenstand zur Liebesbraut geworden, sich ergeben kann." —

Die Reise nach Kissingen — ein seltsames Gemisch. — Mitunter wunderherrliche Momente — Rückwiegen in die alte Seligkeit, Auftauchen aller Wonnen der Vergangenheit, Lichtblitze in ein tiefes Grabgewölbe. Bald darauf Rückfallen in die schon allzumächtig gewordene Nacht, dann Wechsel von Aufregung und Apathie, Titanentrotz und Kinderunmündigkeit. Gott, wie unsäglich muß Charlotte gelitten haben unter all diesen Oscillazionen! Und immer blieb

sie muthig, immer klar, immer wirksam, immer hoffend, daß man auf dem Wege sei zur Quelle, die das Alles heilen werde. — Mich hatte der alte Zugvogeldrang gefaßt. — Den geraden Weg verschmähend, zog ich vor, Charlotten über Dresden, Prag, die böhmischen Bäder, hinüber nach Franken, und so endlich nach Kissingen zu führen. — Manchen schönen Eindruck, manch interessante Begegnung, manche herrliche Stunde enthält diese Reise. — Aber der Grund, auf welchem dieß Alles reflektirte, war nächtig. — Außer den Einzeläußerungen enthält gar manche hübsche Andeutung dieses Zuges ein Brief Charlottens vom 7. September aus Kissingen („Denkmal“, Seite 273 und folgende). — In Böhmen — in der Baschkopole, unfern dem Millischauer — verfiel ich wieder einmal ganz und gar meiner umnetzenden Nemesisidee. — Ein Zigeunerweib kommt aus dem Gebüsch hervor und fleht um ein Almosen — sie erhält es —; da heißt sie den Wagen anhalten — sie will wahrsagen. — Sie schaut mir in die Hand, verfolgt die Lineamente, schüttelt den Kopf bedenklich —: „Dunkle Linien! Blutige Linien! Trübe, trübe Linien!“ — Charlotte, für mein aufgeregtes Wesen fürchtend, nimmt ihr meine Hand weg und sagt: „Ach, nur ja nichts von dunkeln Linien und dunkeln Tinten Dem weiß gemacht! Der liniirt sich selber Alles dunkel genug.“ — „Weiß gemacht?“ kreischt das Zigeunerweib — „die dunkeln Linien in der Hand, die kann kein Fluß weiß waschen und kein Meer — dunkle, blutige, trübe Linien! —

Aber in Deinem Auge, Du schönes Kind, da sitzt ein Engel, der bald auffliegen wird zum Sonnenlicht." — Das Weib ging wieder in den Wald. — Ich war wie vernichtet, und lange Zeit hatte Charlotte zu thun, mich nur einigermaßen wieder zu beschwichtigen und zur heiter umgebenden Gegenwart zurückzubringen. — Am letzten Tage der Reise trafen wir noch mit Uhland und seiner Frau zusammen, im Gasthofe zu Haßfurt — ein paar schöne Abendstunden, die aber mich so aufregten, daß Charlotte zuletzt auf Trennung dringen mußte. Am anderen Morgen bei der Abfahrt ließ ich dem noch schlafenden Uhland ein Blatt zurück mit dessen eigenen Worten:

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schiffchen wieder?

Hier noch einige Einzeläußerungen Charlottens, gleichsam Fingerzeige durch das dunkle Labyrinth, durch welches sie selbst ein tröstender Stern zieht, aber nicht mit dem alten siegesfreudigen Lichtglanze, sondern gerüstet schon zum Scheiden, um aus anderen Regionen desto wirksameres Licht zu spenden. —

Nach manchem Tage voll Leid und Freude, kindlichem Hingeben an die Natur, Erschließen gegen Menschen, Ringen mit Dämonen, kommen wir endlich (28. August) in Schweinfurt zusammen mit unserer Freundin, der Professorin Hegel. Bei der Abfahrt sagt Charlotte zu mir: „Welche Verklärung im Schmerze, welche Versöhnung mit dem Tode in dieser edlen Na-

tur! — Diese Ergebung ist ein Höchstes, ist echtes Christenthum. — Hättest Du die, mein Heinrich, es stände herrlich mit Dir. — Alles wäre gedoppelt und gesteigert, jede Kraft, jedes Vermögen geheiligt, unverletzlich.“ — Und ich entgegne: „Aber auch das Edelste des Heidenthums hat seine mächtige Berechtigung! Es giebt einen Eigensinn, den ich hochachte, wofern er nur vernünftig ist, der Eigensinn der Individualität. Dieser werde plastisch hervorgebildet zum Höchstmöglichen, nicht unterdrückt, nicht verschwemmt, nicht untergetaucht in ein Meer weichlicher Andacht. Ich will mir den Titanentrotz nicht rauben lassen!“ — Charlotte: „Der führt nicht zum Olymp. Er wird Dich vernichten; doch nein! es wird anders mit Dir werden!“ —

Am 11. September (in Kissingen) sagt sie: „Der Dichter ist wie eine Schlingpflanze. Mit ihm muß man in Eins verwachsen sein, oder es ist keine Gegenseitigkeit. — Daher kann nur Der ihm Freund sein, der an seinem Schaffen und Werden entschiedenen Theil nimmt. Sobald dieser Freund nichts mehr von der Welt hat, wird er verkommen in sich, während der Dichter nothwendig fortschaffen, ausströmen, der Welt sich hingeben muß, nicht aber mehr dem Freunde. Meine Stellung zur Welt ist mein Leben für Dich. — Drum könnt' ich auch bei der tiefsten innigsten Liebe nimmermehr mit Dir in einer Wüste allein leben ohne zu verkommen, weil ich Dir da nichts mehr sein könnte; und das wäre das Einzige, was ich nicht ertragen würde; — Dir muß ich wieder Alles sein, energisch

durchdringend. Drum kann ich ordentlich mit einem Heimweh auf Deine geistige Wiedergeburt hinblicken. Sie wird wiederkommen! gewiß, sie wird wiederkommen! — Könnt' ich nur, wie ich wollte, sie zu beschleunigen — und wär' es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn er mißlänge?!" —

Und den 14. September: „Du hast jetzt einen wahren Barometerwechsel der Stimmungen. Mir sind alle recht an Dir, nur nicht das melancholische Insichversinken. Das bist nicht Du, und ich sinne immerfort auf eine Radikalkur dagegen; denn dieses Unnatürliche zu häufig wiederkehrend muß Dich entnerven."

Mancherlei angenehmer Austausch mit Menschen war während des Aufenthalts in Kissingen eingetreten, mancher heitere Ausflug, mancher gesellige Abend, den besonders Charlottens Gesang würzte, und wo dann auch ich für Stunden freudig und erschlossen wurde. Bisweilen aber war ich durch nichts zu bewegen, unter Menschen zu gehen. Besonders hatten mich die vielfachen Korrespondenzen wegen der Amtsablösung aufgeregt, wobei Charlotte mich redlich und mit klarster Umsicht unterstützte, besonders wenn sie bemerkte, daß sich die Fäden mir verwirrten. Und dann führte sie mich hinaus auf einen einsamen Spaziergang, um mich erst zu beruhigen, bevor mich Menschen sähen. So saßen wir an einem der letzten Abende bei Kissingen auf der Höhe unter jener großen Eiche, die manches düstre Wort und manches freudig aufblitzende Ahnen belauscht hatte im Auf- und Abwogen wechseln-

der Stimmung. Als alles beschwichtigende Zureden gegen das sich aufbäumende Zucken in meiner Brust lange Zeit vergebens gewesen war, sang Charlotte, vom Genius der Liebe begeistert und ihrer Macht über die düsteren Dämonen vertrauend, ein Liedchen, das sie in diesem Augenblick improvisirte und später dann mit Bleistift auf ein Blättchen geschrieben. Sie nannte es, nachdem es ihr gelungen war damit den Sturm zu bändigen und den Gequälten im Schlummer zu singen, ihr Wiegenliedchen. — Ich erinnere mich sein wie Engelsstimmen aus der Höhe, — es klang:

Rauschet, ihr Zweige,
Wehet, ihr Winde,
Säuselt ihm Fried' und
Kühlung ins Herz!

Rauschende Zweige —
Wehende Winde —
Nächtiges Dunkel, —
Leitender Stern!

Ewige Sterne
Zittern durchs Dunkel,
Waldnacht erhellt ihr
Strahlender Glanz.

Engel des Friedens
Rauschen hernieder;
Säuselnde Harfen
Tönen darein.

Wie sich der Himmel
Leuchtend schon aufthut!
Heiliges Ahnen!
Selige Lust! —

Auf der Fahrt durch Hessen, der Waldeckerheimath entgegen, sagt sie im Reisewagen manches schöne Wort, und mancher lebendige Austausch entwickelt sich. Hier sei nur Folgendes als dem, was vorwaltend Charlotten bewegt, angehörig aufgeführt —: (3. October) — „Auch darin ist die schlagendste Analogie des innern Dichterlebens mit dem Gebären, daß alle Säfte mehr dem Werke zuströmen, wie bei der Frau dem Kinde. Das Objekt ist das inwohnende junge Leben; und gedeiht das nur, wird auch schon der Mensch gedeihn. Aber glaube mir, mein Theurer, nur das Sichfassen mit der Kraft des Willens führt zu dauerndem Gedeihen.“ —

„— Aus der Asche ausgebrannter untergegangener Träume wächst eine neue Welt hervor.“ — —

Hierher gehört auch der schöne Ausspruch über Religion, der mit den Worten schließt —: „In der Weltbändigung die Milde, das ist Christenthum.“ — Am selben Abende sagt sie in Fulda: „Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich sie einmal ganz aufgegeben und nun drüberstehend sie betrachte und erhalte. — Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang sie verklärter daliegt.“ — Am 4. October sagte ich, in düsterer Vorschau meines Vaterstädtchens, dessen ich sonst nur immer freudig gedacht —: „Wie Nebelgebilde treten mir jetzt die Erinnerungen der Kindheit entgegen, die schönsten Grau in Grau. Denk’ ich mir mein liebes Arolsen, mein Vaterhaus ein Gasthaus,

eine Mördergrube! —, aus schwarzer Bitterkeit könnt' ich den Plan ausführen darin einzukehren und auf dem alten lieben, trauten Stübchen als fremder Gast mich einzuquartieren!" — Und Charlotte, in den Gedanken lebensmuthig eingehend, erwidert: „Ja, das wär' ein Plan, aber ideell. Es schreibt Einer sein Leben im Vaterhause, das aber ein Gasthaus worden, und wo er nun selbst als Gast darin logirt. Was ließe sich Alles um diesen Mittelpunkt reihen! Ueberhaupt, Du hast so reiche Fülle des Erlebten. — Benutze sie! Laß ab, mit trüben Lebensreflexionen so viel Zeit zu verschwenden!" — Tages darauf: „Mein mehr Nachinnengehen und Dein Aufnehmen der Weltverhältnisse, das muß sich gut zusammen machen als Gemisch." — Als einige Tage später, beim wirklichen Eintritt in das Waldeckerländchen ich erheitert ihr die Bäume zeige, die mit mir aufgewachsen, und gar Mancherlei aus der Kindheit erzähle, sagt sie: „Wenn Du hier an die Bäume klopfst, so fallen, statt Eckern und Eicheln, Erinnerungen herunter!" — Und kurz vor Arolsen —: „Verwandt in der tiefsten Tiefe sind eigentlich nur wenige Geister, echt befreundete, schöpfende, strebende. Mit diesen ist Verständigung, Einigung. Mit den übrigen lebt man — nun ja! — Du aber bist ein so ruheloser Geist im Leben, daß absolute Freiheit von allem Dich irgend Störenden mir allerdings Bedürfniß für Dich scheint; hättest du nicht die Gefährtin gefunden, die Dir so ganz eignet, Du hättest auch dies Amt abwerfen müssen." —

In Arolsen war dießmal kein langes Verweilen. — Das gesellschaftliche Treiben wollte gar nicht recht behagen, obgleich einige Bekannte freudig begrüßt wurden. Desto lieber weilten wir in Berndorf, wo gemeinsam mit der Mutter mehrere Wochen in der friedlichen Pfarrei im Kreise des Buhl'schen Paares und ihrer Kindlein erquicklich vorüberzogen. Dorthin kamen dann und wann auch Besuchende aus Arolsen und Corbach. Mir sagte diese ländliche Zurückgezogenheit so sehr zu, daß ich gern mich dem Gedanken hingab, hier vielleicht den ganzen Winter zuzubringen. Aber Charlotte hielt das nicht für heilsam. „Was würde dann daraus?“ sprach sie einmal zu mir — „höchstens ein Idyll. Nein, nicht im Zurückziehen von der Welt, im Aneignen, im Ueberwinden ihrer Gegensätze gewinnst Du Dich und Deine alte Kraft zurück. — Du hast viel zu viel in Dir, um es zu vergraben.“ — Gleichwohl sagte für einige Zeit auch ihr dieß ländliche Stillleben zu. Am 19. October, nachdem wir beide in der Dorfgemeinde zugleich mit Mutter und Schwester das Abendmahl genommen, das der wackere Buhl dargereicht, sprach sie: „Die stille Feier ist doch die rechte Bedeutung des Abendmahls; darin die wahre Andacht; sie erinnert mich an die ersten Christengemeinden. Es war Alles so wacker, so einfach, so ganz angemessen; des braven Buhl Predigt, wir en famille mit Mütterchen und der lieben kleinen Pastorin und den Kinderchen, die gesunden Bauerngesichter um uns her, die fried-

liche Dorfkirche. So einfach und prunklos müßte das Mahl der Liebe immer sein." — Und von Hannover aus schreibt sie (12. Novbr.) an Schwester Emilie —: „— Selbst in der Ferne hat die Erinnerung der Abgeschlossenheit einen eigenen Reiz; ich trage Euch in Eurem freundlich-friedlichen Pfarrhäuschen gleichsam wie in einem Medaillon mit mir herum; und wer weiß, ob es nicht als solches irgend einem Geiste, der über Euch schwebt, an einem dünnen unsichtbaren Faden anhängt?" —

Am 21. sagt sie zu mir: „Zum gegenseitigen Verständniß, zur Harmonie des Beisammenseins gehört vor Allem Charakterähnlichkeit. Die Denk- und Anschauungsweise mag noch so verschieden sein; daraus geht gerade ein gewisses Interesse, ein interessant Sichgegenseitigergänzen hervor, durch das beide Theile gewinnen. So geht es uns, Du mit überwiegend gemüthvoll-poetischer, ich mit vorwaltend philosophischreflektirender Lebensansicht." —

Auf der Reise nach Hannover, auf den waldeck'schen Waldhöhen, sagt sie den 25. October: „Du mußt Dein tiefes Traumleben immer noch mehr hervorleben. Dein jetziger Mensch korrespondirt auf merkwürdige Weise mit der Vergangenheit und rankt hinüber, wie bei Heine die nordische Tanne zu der Palme des Orients. Kenne die Gegenwart, aber verflicht sie mehr in Deine Träume, als daß du sie allein giebst."

Der Aufenthalt in Hannover mischte sich eigen aus lichten und dunkeln Stunden. Charlotte hielt noch zu-

rück von gar zu vielen Besuchen. Als mich einige Menschen, Bekannte aus früher Kindheit verstimmt hatten durch ihre eingesottene Prosa, sagt sie —: „Es giebt eine Besuchdiarrhöe. — Immer schädlich. Hast Du die erst vollends überwunden, so hast Du viel gewonnen. — Wer wird alle Die wiedersehn wollen, die immer noch nach dem Knaben fragen, der längst verpuppt und ausgeflogen ist und die von allem Zwischenliegenden, Innerlichen nichts wissen? — Das muß ja verstimmen. Wer wird immerfort Moder aufsuchen? Man beschränke sich auf wenige Echte, und man wird diese Wenigen desto mehr würdigen."

Desto schönere Stunden erblüheten uns in einem engen, aber gewählten Kreise, in welchem wir Geistesaustausch fanden und uns gern bewegten. — „Weißt Du, was man an einander gewinnen muß?" — sagt Charlotte eines Tages —: „den Glauben, daß es keinen Edleren giebt — das ist das Größte und zuletzt Unentbehrlichste. Das ist das Ewige, Hinüberrankende. Darum weiß ich, daß es keine Trennung giebt, trotz der verwirrendsten Momente." — Und am selben Tage (29. October) —: „Mozart'sche Töne passen recht zu unserer Liebe. — Dieß Verschmolzensein aller Elemente zur tiefsten Innigkeit und doch das Allzeitflüssige." — Und gleichwohl kommt sie immer wieder darauf zurück, mich vorzubereiten für ein Aeußerstes, fest im Auge Gehaltenes. So sagt sie am 30. October: „Die Aufgabe des Lebens ist die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne

doch erschossen zu werden, bis es zur anderen Natur wird. — Es wird schon der Moment kommen, wo Einer fallen muß. — Mein guter, treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte.“ — Und den 1. November: „Da hab' ich einen Einfall, wieder eine Aufgabe für Dich, Heinrich, deren Lösung so recht für Dich ist. Ich hatt' einen Kameraden — denk' Dir diesen guten Kameraden (einen bessern findst Du wirklich nit) verloren für hier und halt' ihn dennoch fest in Dir. — Dieß als Mitsichumgehn, in sich den verlorenen Freund heraufbeschwören, sich als Objekt ihn zu machen und so zu erhalten — ein wunderbarer Vorwurf! — müßte, dächt' ich, zur Beruhigung mancher Stürme in Dir unendlich beitragen.“ —

Am 6. November —: „Du bist blos ein Zögling der Liebe. Auf Dich kann weder Kraft — die hast Du selbst genug, wenn Du sie nur erkennen willst — noch sonst was wirken, als lediglich Liebe. — Wenn die Leute nur das einsähen, wie ich das seit so vielen Jahren an Dir studirt, sie würden Dich richtiger stellen, fassen und behandeln. —

7. November —: „Ich möchte Dich einmal in einen großen Tiegel stecken und so lange schmoren, bis Du lauter Pomade würdest. Mehr Pomade, Derbheit, Keckheit, Rücksichtslosigkeit! — Die also tüchtige sichere Pomade, die recht thut und Keinen scheut, das Vertrauen auf die eigene Individualität, den Segen

Allahs, der nur sich giebt und gar nichts will und gar nichts scheut, in kecker Sicherheit, Dein alt ursprünglich keckes Wesen, was durch Krankhaftigkeit und Verhältnisse gelähmt war.“ —

Manches, was sie an Obiges anknüpfend im weiteren Gespräche äußert über sich fassen und resigniren, hängt zu sehr zusammen mit der Gegenseitigkeit, um es abgetrennt geben zu können. — Nicht vorenthalten werden darf aber in diesen gedrängten Grundzügen schon ein Gespräch vom 10. November bei einem Spaziergang auf dem Wall zu Hannover. —

Charlotte —: Das Gefährliche in Hölderlin ist der Mangel an Vermittelung. Wie hat er gegessen? getrunken? wie gelebt? In ihm ist nur Hohn der Begeisterung — dann ist er ein Gott —, oder, wenn nicht mehr von dieser getragen, in totaler Abspannung, nichts mehr. — Ihm fehlen alle Mittelstufen; dazu noch ganz und gar der Humor. — So warst Du sonst, entweder Fülle der Liebe und Begeisterung getragen oder abgeschnellt, außerhalb dem Leben. — — —

(Dank Deinem Genius, daß es anders worden! —) Ich glaube sogar, je größer die Vermittelung, die Vereinigung der beiden, desto größer der Dichter. — Der überschauende Gott steht hierin am höchsten. — Muß doch die kleinste Pflanze all die Eindrücke bewältigen, Sturm, Wind und Wetter; die schwächere Pflanze jedoch weniger.

Heinrich —: Hölderlins Begeisterung ist ein glühender Wein, ein beseelender, erhebender; seine Trunken-

heit ist göttlich rein und erhaben, frei von allem Hefen. Und das Höchste ist doch ewig das Erhabene!

Charlotte —: Und doch war mir's entsetzlich und tief ängstigend, als Du im vergangenen Sommer gerade seine Bekanntschaft so leidenschaftlich aufsuchtest, in ihm nur Anklang zu finden glaubtest und Sympathie, alles Andere von Dir stießest, gleich einem Fieberkranken, der die mildernde Arznei zurückweisend Erhitzendes begehrt, weil er selber durch und durch erhitzt ist. Glaube mir, es war dieß eine höchst gefährliche Zeit für Dich. — Gottlob, daß sie vorüber, und daß Du jetzt in Hölderlin neben dem Herrlichen des ursprünglichen Inhalts doch auch das Krankhafte, Gespannte wieder erkennst. — Das zeugt nur für Deine zunehmende Genesung mehr als alles Andere." —

Gegen Ende des Aufenthalts in Hannover, als wir uns des Rückblicks auf so manche schöne Stunde freuen, sagt Charlotte —: „Man lernt wieder sehr viel im Umgang mit diesen Menschen. — Mit dieser Gehaltenheit in diesem Maaß bleiben sie Einem immer interessant. Man muß es mit seinen liebsten Freunden so machen. — Nicht, als sollte man nicht sehr herzlich sein, aber immer doch etwas geschlossen noch halten. — Das ist das rechte Maaß. — Du bist der einzige Mensch, gegen den ich ganz rückhaltlos offen bin; und dennoch hab' ich Ein Geheimniß vor Dir. — Es betrifft Dich selbst und wird einst vielleicht zu Deinem Besten sich entschleiern, wiewohl es etwas dunkel aussieht." —

Auf der Reise (20. November), auf dem Wege zwischen Magdeburg und Burg, sagt sie: „Die Reflexion über das Vergängliche können wir nur bewältigen durch Unvergänglichmachen der Seele. — Das Arbeiten an uns selbst muß vom Kleinen, vom Einzelnen ausgehen. Diesen und jenen Fleck, diese Pocke müssen wir vertilgen, und so fortschreitend um uns greifen zu dem Ganzen." — „Der Haß ist nur die Revolution (das gährende Element), das die Reformation vorbereitet und hervorruft; die Liebe vollendet sie, das heißt die großartige Liebe, die über dem Leben steht und das Leben begreifend erfaßt. Nur aus dem Grabe des Abgethanhabens gewinnst Du Dich und die Welt als harmonisches Ganzes wieder." —

Der 21. November, glaub' ich, war der Tag der Ankunft in Berlin. Von diesem Tage steht im Denkmal nichts als die Worte: „Es ist etwas Herrliches um die rechte Tapferkeit der Seele, unendlich höher, als die burschikose Tapferkeit" — und der Gruß an das entgegenkommende Dienstmädchen: „Nun, wie ist's gegangen? Bist Du brav geblieben? brauch' ich nicht mehr, wie im Anfang, zu sagen: spute Dich! — Frisch auf! Wir fangen jetzt ein neues Leben an." —

Die Schilderung alles Kommenden muß vorläufig dem Verfasser des „Denkmals" überlassen bleiben. — Vielleicht, daß künftig einzelne Tage und Ergebnisse sich noch mehr herausstellen, — gewiß werden dann die inneren Vorgänge in leiseren und darum verständlicheren Uebergängen erscheinen. — Aber die Summe

wird immer bleiben —: Es war eben Alles ein vergebliches Ringen, seit die dunkeln Geister Uebermacht gewonnen. Wären wir nicht nach Berlin zurück, sondern, wie einmal der Plan war, an einen südlichen Ort gegangen; wär' es anders gekommen? Wer darf fragen? Wer kann ein Rad zurückschieben in dem rollenden Getriebe der Zeit? — Wäre der 29. December nicht prädestinirt gewesen, er wäre nicht eingetreten. Ueber diese Philosophie der Türken geht keine menschliche Weisheit. — Grübelt, wie ihr wollt!" — — Ein Fatum giebt's und eine Nemesis — Gottlob, ich bin am Ende! — Aber über das Fatum und über die Nemesis, denen Zeus selbst unterliegt in seiner Kraft, erhebt sich die ewige Liebe, deren Abglanz auch auf Erden wohnt, und die Treue und das unerschütterliche Vertrauen, das Vertrauen, daß ein Gott uns beseelt und daß wir seiner würdig uns durchführen müssen. — Wer Einen dieser Talismane dahingiebt, wer einen Augenblick vergißt, daß er sich zu halten hat und nicht an die Nacht versinken zu lassen, der steht darum schon unter der Macht der dunkeln Geister. — Der siegende Glaube an das Licht schon kann die Macht verscheuchen. —

Unter allen Worten, die im „Denkmal" verzeichnet stehen, fällt keins so zentnerschwer mir auf das Herz, als das mit gesperrter Schrift, Seite 285 Gedruckte, wo Charlotte sagt: (15. December) „Vor einiger Zeit schrieb ich in mein Tagebuch ungefähr so —: „„Zu große Fülle übersinnlicher Liebe ist es, welche

die engenden Banden dann und wann sprengen möchte! Ich wußte es nie und weiß es noch nicht, wo ich mit meiner Liebe hin soll, die Welt braucht sie nicht, kein Mensch bedarf sie in dem Maaße, als ich sie zu geben habe, daher denn die gesteigerte Sehnsucht des Ueberfließens meiner Liebe in Gott, in das Unbegrenzte, Maaßlose! Ich bin müde zuweilen des ewigen Zurückdrängens meines Heiligsten; der Verstand soll hier herrschen, die Klugheit regieren und die Liebe darf nicht Liebe sein. Der Mensch muß seine Krone niederlegen und muß zum Bettler werden, sein Heiligstes muß er zu Grabe läuten und Sparpfennige weiser Erziehung mit sich herumschleppen, die er auch noch haushälterisch auszugeben gelernt. Die Münze versteht Jeder, sie klappert und klimpert von Hand zu Hand — giebt man etwas Anderes aus, so ist man ein Narr."" —"

Daß sie diese Worte sprechen konnte, an meiner Seite sprechen konnte, ist allerdings das fürchterlichste Zeugniß gegen mich. — Ich hatte mich selbst, und somit auch sie mich verloren. — Das ihr tiefes Leid. — Das alte Glück, von welchem sie geträumt und das sie gefunden, war ihr wieder verloren gegangen und darum maaßlos ihr Schmerz wie ihre Liebe. — Halt' ich dagegen ihre Worte vom 16. Juli 1827 („Denkmal", S. 29): „— Wie schön liegt jetzt das Leben vor mir! Ich fühle eine Aufgabe, die ewig neuen Reiz für mich haben wird, nach der ich mich schon frühe, beinah zu frühe gesehnt! Ich bin mir eigentlich

erst recht klar geworden, wovon ich in meinem vierzehnten und funfzehnten Jahre schon oft in meiner Einsamkeit träumte; ich wollte eine Aufgabe im Leben lösen, und zwar keine geringe; sonst — das ist wahr — wollte ich lieber sterben und konnte mich dann selbst glühend darnach sehnen, aber auch nur dann. Ja, von großer hoher Liebe habe ich doch wohl schon damals geträumt, darum dieser zu frühe Ernst; dann, wenn ich um mich her sah, konnte ich ja nicht an die Möglichkeit dieser Erfüllung glauben und dennoch trug ich diesen Gedanken oft mit mir herum; ach, es war wohl ein Ahnen kommender Seligkeit!" —

— Lassen wir das ruhen jetzt. — Es liegen glückliche Zeiten zwischen jenem seligen Ahnen und dieser fürchterlichen Resignation. — Aber der Gegensatz ist zu schroff, um das Maaß zu halten im Rückblick; die Nacht war zu finster worden, um noch einen Stern auf Erden zu gewahren. Und liegt nicht gerade in dem Gegensatz das wahrhaft Tragische? —

Ihre letzten Worte vor dem Scheiden am 29. December 1834 sind:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem unglücklich sein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen!!! Wir litten beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir selber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du hast mich viel geliebt! Es wird besser

mit Dir werden, viel besser jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.

Grüße Alle, die ich liebte und die mich wieder liebten!

Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!“

(Mehr ein ander Mal. Freitags, 14. Mai 1844, fünf Uhr Nachmittags. H. St.)

Viertes Buch.

Die drei ersten Jahre nach dem Tode Charlottens.

Berlin. München.

1835—1838.

Viertes Buch.

„Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“ —

Lessing.

Venedig, den 26. Januar 1845,
Sonntags.

Nicht ohne inneres Widerstreben schicke ich mich an zur Lösung des Dir gegebenen Versprechens, mein geliebter Pylades. Es wäre vielleicht eine wohlthuendere Beschäftigung, nach so langer Unterbrechung mich zu den Studien zurückzuwenden, die mich ursprünglich an dieß wunderbare Eiland gefesselt und in ihren weiteren Ergebnissen so ganz wider Erwarten von meiner Rückkehr nach Deutschland und den dort harrenden Arbeiten zurückgehalten. Du aber meinst, nachdem ich meine eigene Vergangenheit in klaren Umrissen vor mir aus-

gebreitet und vollends zur Anschauung gebracht, werde ich auch fremdes Leben wieder mit frischerem Auge betrachten und dessen Verwickelungen mit desto festerer Hand zu Tage legen. In diesem Sinne bin ich in Deine Aufforderung eingegangen, als ich Dir versprach, die vor einer Reihe von Monaten abgebrochene Erzählung meines Lebensganges wieder aufzunehmen und bis zu den jüngsten Phasen durchzuführen; in diesem Sinne ergreife ich heute, wo Dein Wort mir mahnend vor die Seele tritt, die widerspänstige Feder.

Verlangst Du, daß ich die entsetzensvollen Stunden Dir darstelle, die ich nach jener Heimkehr am Abend des 29. Decembers zu durchleben verdammt war? — Bei jener musikalischen Unterhaltung, welche dießmal allein zu besuchen Charlotte mich überredet hatte, mir besonders an das Herz legend auch Beethoven wieder ertragen zu lernen und dann mit tapferem, gefaßtem Sinne heimzukehren, war ich freier und gesammelter gewesen als seit langer Zeit, und mit inniger Befriedigung spann sich in mir der Gedanke aus, daß es wohl gut sei, wenn wir zum Frühling Berlin verließen und in dem kleinen bergumfriedeten Jena uns ansiedelten, wo Natur und Geistesleben mehr in Einklang, und wo wir auf einige sympathische Menschen zum Voraus rechnen dürften. — Pape, dem ich beim Nachhausegehen diesen Plan mittheilte, billigte ihn, und ich sprang nach unserer Trennung freudig meiner Wohnung zu, ihn alsbald Charlotten zu eröffnen. Wie ich beim Eintritt in das Hausthor eine

Menge Menschen sah, wie mich die guten Wirthsleute zurückhalten wollten, „weil die Frau Doktorin sehr unwohl sei“, wie ich mich losreißend die Treppen hinan stürmte und die Theure, die ich suchte, unter den Händen der Aerzte fand, bleich, regungslos, wie ich verlangend zu ihr sprach, ohne eine Spur von Antwort zu erhalten, wie mein Wirth mich schmeichelnd von ihr abzog und um Gotteswillen bat, nur jetzt gefaßt zu bleiben und auf den Himmel zu vertrauen, wie er mich, während ich noch immer an keinen Tod glaubte, zu meinem Pult hinlockte und nach irgend einem Papier, einem Aufschluß, den sie müsse hinterlassen haben, zu suchen überredete, wie wir das Blatt fanden, das unwiderruflich aussprach, was ich Keinem glauben wollte als ihr allein, wie ich auch jetzt noch zweifelte und immer wieder an sie selbst mich wendete mit Fragen, mit Bitten, bis endlich mich ein Todesschauer anwehete und eine fürchterliche Dämmerung mir grauete beim Auffinden des Dolches, den sie nach dem Stoß hervorgezogen und sorgfältig mit ihrem Leibe bedeckt hatte, wie mir dieser Dolch entwunden wurde, mit welchem ich wahrlich nicht, wie Andere glaubten, damals etwas Arges im Sinne hatte, sondern den ich nur keinem Anderen gestatten wollte zu berühren, wie in mir zuckender Schmerz mit dumpfem Brüten wechselte und eine Ahnung aufstieg von der Bedeutung ihrer That, wie von Freunden, nach denen ich ausgesendet, Einige erschienen, und ich endlich nach dem Heimgang aller Anderen mit Mundt

allein blieb, der mich nicht verlassen wollte. — Dann die Stunden ohne Schlaf bis zum Heranbrechen des Tages, der mir bewahrheitete, woran ich immer noch mitunter zweifeln mochte — und das schauerliche Bewußtwerden der Oede, und trotz der hellleuchtenden Sonne das Gefühl vom Sonnenuntergang. — — Ach, das ist Alles nur schwächlicher Nachhall jener Stürme und Qualen, die, von Einem Lichtblick nur erhellt — dem aus krampfiger Qual sich emporringenden Entschlusse, ihr Vertrauen zu rechtfertigen durch standhaftes Beharren und, den Schmerz einsamen Daseins auf mich nehmend wie ein heiliges Vermächtniß, ihr zur Sühne mich nach Kräften zu bewähren — in dem düsteren Labyrinth der Einen Menschenbrust mit tausend glühenden Dolchen wild und scharf sich tummelten und hetzten. —

Es war ein glücklicher Gedanke von Mundt, mich, als ich stumm und regungslos an Charlottens Lager stand, zu erinnern, daß es doch schön sei, wenn dieß edle Bild in seinen reinen Formen als ein dauerndes Andenken festgehalten würde. Diese Anregung gab mir die erste Thätigkeit nach außen wieder. Es wurde zum Bildhauer Drake hingefahren und sofort mit ihm zurückgekehrt zum Abnehmen der Todtenmaske. Das Gelingen derselben erfüllte mich mit einer schmerzlichen Freude, und Drake gab Hoffnung, daß auch die Büste zur Zufriedenheit ausfallen werde. —

Nach und nach kamen nun auch andere Besucher, schmerzlich bewegte, theilnehmende Freunde [42]), mit-

unter auch neugierige Späher. — Ich hatte keinen Sinn dergleichen zu unterscheiden, nahm Alles für echte Theilnahme; aber ein Dolchstoß war mir jeder Neu-hereintretende. Mir galt vor Allem mich stark und besonnen zu zeigen, und diese Bemühung nahm all meine Kräfte in Anspruch. Aber es war dieß, außerdem daß ich damit Charlottens letzten Willen erfüllte, zugleich nothwendig, wenn ich freier Herr des eigenen Willens bleiben wollte. Es war mir nicht entgangen, daß man wiederholt sich ängstlich über mich berieth, besorglich meine Zukunft erwog und vor allem Anderen nothwendig fand, daß ich diese Stätte des Schreckens und des unablässig sich erneuenden Schmerzes verlassen müsse. In mir aber stand der Entschluß fest, nicht aus dieser Wohnung zu weichen, wohl fühlend, daß ich nur hier mich wieder an das Leben anwurzeln, nur hier die Kraft gewinnen könne meine Aufgabe durchzuführen, daß Aufgeben dieser Räume mich entwurzeln und mir selbst entfremden würde. Nur durch die äußerste erzwungene Ruhe und Fassung konnte ich diesem Entschluß Geltung verschaffen. — Auch der nicht zu erlassenden gerichtlichen Untersuchung mußte ich Stand halten. Sie wurde mit großer Schonung und wirklich zarter Rücksicht geführt, und ich erlangte sogar auf inständiges Bitten von dem beisitzenden Rath (ich glaube, Dambach war sein Name) den fürchterlichen Dolch zurück; er deutete, als ich ihn mit einer tiefen, erschütternden Befriedigung hinnahm, auf Charlottens Leiche und sprach: „Sie werden dieß Anden-

ken durch keinerlei Thun entweihen — darin vertraue ich Ihnen und nehme die Verantwortung dieser gefährlichen Rückerstattung auf mich."

Empfehlungen verschiedener Besitzer von Sargmagazinen trafen ein. Eine gräßliche Ironie überrieselte mich. — Aber auch dieß und das Hinzugehörige möglichst selbst zu besorgen, ließ ich mir nicht nehmen, nach einem heimlichen Gefühl, mich an dem Herbsten nur noch mehr zu stählen. —

Nur der Sektion beizuwohnen konnte ich nicht über mich gewinnen, obgleich ich sonst die theure Leiche nur selten verließ. — Ich harrte sprachlos in der Nebenstube, nachdem ich an meiner Stelle anwesend zu sein Dr. Pape gebeten, ihm ans Herz legend dafür zu sorgen, daß diese edle Hülle unter den Händen der Aerzte behandelt werde wie ein Heiligthum, das einstmals göttlichen Inhalt geborgen.

In Allem, wo weibliche Thätigkeit vonnöthen war, bis zum Einlegen in den Sarg, hat die vortreffliche Hegel mit schwesterlicher Sorgfalt die Behandlung übernommen.

Am 31. December Abends bat ich die besorgten Freunde, die mich auch dießmal nicht allein lassen wollten, nur diese Eine letzte Nacht mir dieses zu vergönnen; ich stellte ihnen vor, wie unbegründet ihre Furcht sei, wie, wenn nicht mein Entschluß feststände zu beharren, ich auf jede Art auch in ihrer Gegenwart dem Dasein mich entziehen könne, und gewann es endlich über sie. Diese Sylvesternacht durchwachte

ich an Charlottens Sarge beim einsamen Schimmer einer Lampe. Im Nebenhause war eine lustige Gesellschaft zur Feier des neuen Jahres versammelt. Bisweilen drang ein Toast, mitunter auch ein Stück von einem Liede herüber in meine Stille; um Mitternacht Musik vom Thurm, später auch von der Straße. In mir war, jede andere Stimme niederkämpfend, nur das Gelübde laut, das Testament der theuren Vorangegangenen nach Kräften auszuführen. —

Früh gegen Sieben am 1. Januar 1835 rollten die ersten Wagen heran zur Begleitung nach dem Friedhof. — Viele würdige Männer und liebe junge Freunde — auch gar Mancher, der uns früher fern gestanden — erfüllten bald alle Räume unserer Wohnung. Ich habe manchen Händedruck gefühlt, manch inniges Wort vernommen. Der Prediger Jonas (ein Schüler Schleiermachers) hielt am Sarge eine Rede, über deren Inhalt später viel gesprochen wurde [43]). Er pries Charlottens herrliche Eigenschaften mit warmer Anerkennung, nannte aber ihren letzten Schritt, wenngleich hervorgegangen aus hoher Liebe, eine Verirrung, weil vorgreifend dem göttlichen Willen. — Das haben von den jüngeren Freunden Einige ihm schwer verargt, und Einem bebten sogar die an Ophelia's Grab gesprochenen Worte von den Lippen. Alles dieß erfuhr ich erst später. Wie wäre auch meiner gepreßten Brust möglich gewesen, einer Rede aufmerksam zu folgen? — Vor dem Schließen des Sargdeckels war mir noch ein letzter Kuß gestattet. Es herrschte

feierliche Stille oben; auch auf der Straße unter der reichlich versammelten Menge. Langsam bewegte sich der lange Wagenzug hinter dem Trauerwagen zu dem Sophien-Dorotheen-Kirchhof — ich saß beim Prediger Jonas. Als die Schollen über der geliebten Hülle in die Grube niederrollten, durchzuckte mich wie dumpfer Wahnsinn der Gedanke: Und der Himmel stürzt nicht ein, und die Sonne scheint noch immer! [44])

Zurückgekehrt in meine Wohnung fühlte ich erst recht die Verödung um mich her. Die vorhergegangenen Tage war mir die theure Hülle ein zwar schmerzlich erregender, doch zugleich mild tröstender Gefährte gewesen. Zu ihr hatte es mich immer und immer wieder hingezogen und ich konnte, wie emsig auch die Freunde mich davon zu entfernen suchten, gar nicht lange außerhalb dem Hause verweilen. Dazu die Spannung aller Kräfte, mich ruhiger und stärker zu zeigen, als ich wirklich war; dazu die im Innern wühlende Besorgniß, es könne irgendwie ein Auflauf des Volkes den Frieden des Begräbnisses stören oder gar nach den herrschenden Vorstellungen der auf solche Art Geschiedenen den ihr bestimmten Platz auf dem Friedhofe bestreiten. —

Nachdem all diese Befürchtungen sich als unbegründet dargethan, der Rest des theuersten Lebens, vom kirchlichen Segen begleitet, in die ihm bereitete Gruft gesenkt war und die Räume, wo sie vordem in ihrer holden Anmuth mit der ganzen Fülle der Liebe gewaltet, mir allein überlassen blieben, fühlte ich Grabes-

einsamkeit, und das volle Gewicht des Schmerzes hatte nunmehr rückhaltlose Macht auf meine Brust zu drücken. — Das Ungeheure des unersetzlichen Verlustes packte mich in seiner ganzen Stärke. Dazwischen auch ein zürnender Trotz gegen das Unmenschliche der mir aufgebürdeten Qual. Es entstand ein schwerer Kampf, ob ich es ausharrend durchführen, ob ich die mir übermenschlich erscheinende Anmuthung zurückweisen und der Geliebten mit einem raschen Schritt nachfolgen solle: — Da trat ihr Testament mir vor die Seele. „Es wird besser mit Dir werden", hatte sie in der fürchterlichen Stunde des Scheidens mir prophetisch mahnend zugerufen.

Es soll besser mit mir werden — das gelobe ich Dir, Charlotte, und der Gott, der Schmerz und Freude sendet seiner Kreatur zum Frommen auf der räthselhaften, wundersamen Erdenbahn, wird die Kraft mir stählen muthig zu bestehen; ich nehme Dein Opfer an — aus Pietät, aus innerster Durchfühlung dieser maaßlosen Liebe; wenn auch mit tief erzitternder, ja rückschauernder Seele. Habe ich gegen den Himmel mich aufgebäumt in meinem Glücke — durch den Schmerz geläutert will ich in kindlicher Ergebung ihn verehren, der auch durch Blitze heilet! —

Am selben Tage — es war in der Dämmerung; Mundt und Pape waren bei mir — traf ein Brief ein aus Petersburg von Oheim Ludwig, der mit liebevollem Sinn uns neckend seinen Scherz von unserem abnormen Einmaleins wiederholte und daran die

heitersten Beziehungen auf unsere schöne Gegenseitigkeit knüpfte. Mir wollte das Herz brechen beim Lesen dieses Briefes. Ich glaube, daß ich dabei, was mir bisher nicht möglich gewesen, die erste erleichternde Thräne geweint. Den begleitenden Wechsel, sein uns zugedachtes Weihnachtsgeschenk, erklärte ich sogleich als nicht mir zugehörig, sondern Charlotten, deren Büste nunmehr, anstatt vorläufig aus Gyps, vom schönsten Marmor solle gefertigt werden und über deren Ruhestätte ein ihrem Sinn entsprechendes Denkmal sich erheben solle, den Freunden ein zu tröstlicher Rast einladendes Plätzchen. —

Neben dieser heiligen Stätte für mich selbst den künftigen Ruheplatz zu sichern, lag mir am Herzen. Und so hatte ich zugleich mit dem Todtengräber, den ich täglich besuchte, und mit der benachbarten Eisenfabrik zu thun. Zu Drake ging ich häufig, um dem Modelliren der Büste beizuwohnen, und half so viel als möglich zur Gestaltung der mir so treu lebendigen Züge. Auch einen Maler besuchte ich oft, der mir das so ähnliche Miniaturbild Charlottens vervielfältigen mußte, und zwar in den verschiedenen Kleidern, die sie getragen, bald ohne Kopfbedeckung, bald im Hute, bald im Mützchen — theils für mich, theils zum Geschenk für Freunde und Verwandte. Alles dieß half mich schmeichelnd hinwegtäuschen über die Kluft der Trennung und hielt mich in unmittelbarerem Zusammenhang mit der ohne solch milde Aushülfe noch schmerzlicher Entbehrten. Am befriedigendsten aber war mir die

Beschäftigung zu Hause mit ihren Papieren, deren jedes Streifchen — Briefe, Tagebücher; selbst das Haushaltungs- und Kochbuch, zu welchem sie Zusätze und mancherlei Bemerkungen aus eigener Erfahrung gemacht — mir eine Reliquie erschien. — Auch ihre Kleider und Schmucksachen betrachtete ich in einsamen Augenblicken mit wahrer Andacht. — Dazwischen schrieb ich Mancherlei nieder in Versen und in Prosa, wie es mir eben einkam, als Erinnerung, als Sehnsucht, harmlos mit meinem Schmerze spielend wie ein Kind über einem jähen Abgrund; immer aber die tief-ernste Bedeutung meiner Aufgabe als zu erklimmende Höhe im Auge behaltend. Auf diese Weise gewöhnte ich mich nach und nach an das Alleinstehen, wurzelte mich von Neuem an das Leben an und blickte vertrauend auf die Zeit, wo es in mir wieder keimen und grünen und hoffentlich auch zu Blüthen und Früchten kommen werde. —

Zum 3. Januar waren wir in eine Gesellschaft eingeladen gewesen, wo ein kleines Bühnenstück sollte aufgeführt werden. Als nun die Stunden herannahten und ich mir lebhaft vorstellte, wie jetzt, wenn sie noch bei mir wäre, die geliebte Charlotte sich ankleiden würde zum gemeinsamen Ausgang, faßte mich unendliche Wehmuth. Da tauchte plötzlich mir ein Gruß auf in der Seele, wie von uns beiden an die nun ohne uns Versammelten gerichtet, den ich niederschrieb und mit der Stadtpost absendete. Pape und Mundt, die eben bei mir eintraten, als ich die Verse einsiegeln

wollte, waren bewegt von deren Inhalt und äußerten kein Wort gegen deren Absendung. Ich erwähne dieß ausdrücklich, weil gerade dieses — wie mir später zu Ohren gekommen — schwer verübelt worden von Solchen, die keine Ahnung haben, wie gerade über den herbsten Schmerzen und den jähesten Klüften die Phantasie als milde Versöhnerin ihre Libellenschwingen zu bewegen liebt, wenn alles Sinnen und Denken fort und fort nach Trost und Milderung vergebens sucht und ringt. —

Einen, beim ersten Erscheinen zwar heftig erschütternden, im Ganzen aber doch gar wohlthuenden Eindruck machte die Ankunft meines Schwagers, des Pfarrers Buhl. Diese treue Bruderseele hatte nach Empfang der schmerzlichen Kunde sich alsbald aufgemacht, um mich nach Berndorf abzuholen, da meine liebend besorgte Schwester glaubte, daß ich dort im ländlichen Kreise verwandtlicher Umgebung am ersten Trost und Frieden finden werde. Aber Buhl fand mich unerschütterlich in dem Entschlusse, von der Stätte, wo mich der Blitz getroffen und die Krone des Lebens geraubt, nicht zu weichen. Nachdem der Wackere einige Tage bei mir geweilt, kehrte er mit der befriedigenden Ueberzeugung in die Heimath zurück, daß ich nicht, wie man gefürchtet hatte, gebrochen sei, sondern zu stehen und mich durchzuführen Kraft und Willen in mir fühle. —

Am Begräbnißmorgen war von mehreren Seiten, von älteren und jüngeren Freunden, der Wunsch ge-

äußert worden, daß doch Einer unternähme, ein befriedigendes, aufklärendes Wort über das jüngst erlebte räthselhafte Schmerzensereigniß zu schreiben, wodurch Unberufenen die Macht genommen würde, die Welt mit haltlosen Vermuthungen zu erfüllen. Theodor Mundt übernahm es solches auszuführen, er, der uns innig befreundet nahe gestanden [45]) und zugleich ein eminentes litterarisches Talent besaß. Nicht ohne inneren Kampf entschloß ich mich zur Einwilligung in eine Sache, welche die Veröffentlichung so manches theuren, mir heiligen Blattes nothwendig machte. — Nachdem ich aber einmal beizustimmen mich entschlossen, gab ich auch mit Vertrauen Alles hin, was zu dem Unternehmen nothwendig war. — Es galt Charlottens Rechtfertigung vor den Augen der Welt; und vor diesem Gesichtspunkte mußte jede andere Rücksicht schwinden. — Mundt las die Papiere daheim für sich und gab mir dann, was er zur Mittheilung in seiner Arbeit nöthig fand, zurück zur Abschrift, — ein Geschäft, dem ich mit schmerzlicher Hingebung mich unterzog und wobei mir Pape redlich beistand. Mehr und mehr entfaltete und befestigte sich mir nun der Gedanke, die russische Reiseschilderung zu erweitern in eine Darstellung der mit Charlotte verlebten Hauptmomente in den letzten Jahren, worin jener Sommer im Nordosten nur als eine Abtheilung vorkomme, und in diese Darstellung alles Bedeutendere zu verschmelzen, was wir überhaupt innerlich und äußerlich gemeinsam miteinander durchlebt. Für diesen Plan,

der unter der Benennung „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimath“ sich mir auch künstlerisch abschloß und rundete, arbeitete ich nun einzelne Partien aus und fühlte auch darin ein schönes Vereintbleiben mit der Geliebten, ein erneutes Doppelleben reich an Schmerz und Freude. Jene Partien mögen freilich, wie ich mich wohl entsinne, hier und da etwas allzustark von baarem Herzblut durchströmt sein; aber an Lebendigkeit und Treue der Lokalfarben fehlt es ihnen gewiß nicht und sie werden mir einst trefflich dienen bei Vollendung jener Aufgabe. —

Pape, besorgt, daß dieses unablässige Wühlen in dem Abgrund meines innersten Lebens mich aufreiben möchte, besonders da noch immer sich kein rechter Schlaf einstellen wollte, schlug mir Wechsel der Beschäftigung vor, und zwar mit einem von all meinen sonstigen Vorstellungen abweichenden, an sich trockenen Gegenstande; er begann regelmäßig um 9 Uhr Abends mir eine osteologische Vorlesung zu halten, wozu er die erforderlichen Kupfertafeln bei mir niederlegte; dazu gesellte sich bald ein vollständiges Menschengerippe. Die Sache gewann, sobald die Anfangsgründe überwunden waren, wirklich Interesse für mich und wirkte auf das Wohlthuendste auf meinen Organismus. Ich darf diese Beschäftigung als ein nicht unbedeutendes Hülfscorps zu meiner mit allen Kräften angestrebten Genesung betrachten. —

In diese Zeit fällt Mancherlei, was den Vorgängen in einem Roman nicht unähnlich sieht. — So wollte

eine fromme, liebevoll gesinnte Familie, die mich früher nur wenig gekannt, aber im Stillen, wie ich nun erst vernahm, den innigsten Antheil an meinem Glück genommen und sich jedesmal gefreut hatte, wenn sie mich mit Charlotten so freudig hinwandeln gesehen, diese wollte, nachdem mein Schicksal ihr bekannt geworden, mich durchaus zu sich nehmen, und ich hatte ordentliche Kämpfe zu bestehen gegen die herzliche Dringlichkeit, um meinen Platz in den mir so schmerzlich-theuren Räumen zu bewahren; aber immer und immer sich wiederholende Gefälligkeiten, ein beharrliches Sorgen wie für einen Bruder, wie für ein Kind, bis in die kleinsten Kleinigkeiten des täglichen Bedürfnisses, zeigten mir, wie ernstlich und aufrichtig es mit dieser Theilnahme gemeint sei. Und sie that mir wohl, mir wurde heimlich dort zu Muthe und gegen manche böse Stunde fand ich Trost und Balsam unter diesen wahrhaft guten Menschen. Es war mir ein erschütternder Stoß, als Mißverständnisse, hervorgehend aus politischen und religiösen Meinungsverschiedenheiten — denn dort herrschte ein absolutes Preußenthum und ein fast ultraherrnhutischer Pietismus — endlich den vollständigen Bruch, den ich allzeit einem halben, gelockerten Verhältniß vorziehe, unabwendbar machten.

Ludwig von Voß war leider um diese Zeit tiefleidend und mußte in jeder Weise geschont werden. — Aber sein weiches, mit eingeborener Kraft eigen gemischtes Naturell entzog sich gleichwohl nie dem einmal liebgewonnenen Freunde, ja, er zwang sogar mit

einer sonst ihm ungewohnten Hartnäckigkeit, ihn selber nicht zu schonen. Im Laufe des Sommers vertauschte er und die Seinigen Berlin mit Breslau. —

Gar manches andere Haus bot mir ein freundliches Asyl. Aber ich mied größere Kreise; nur im stilleren Zirkel Gutmeinender fühlte ich mich wohl, mehr noch im Zusammensein mit einem Einzelnen, Verständigen; am wohlsten, am friedlichsten aber war mir auf Charlottens Grabe oder daheim in der stillen Klause, wo ich in der Beschäftigung mit ihr gleichsam in ihrer unmittelbaren Nähe neue Kraft gewann die inneren Stürme zu bekämpfen, oder auch mich zu erholen von so manchem verletzenden Eindruck, der bei der offenen, immer noch stark nachblutenden Wunde nicht zu vermeiden war. —

Einmal hatte ich mit aller Gewalt versucht, mich in die Andacht zu stürzen. Ich besuchte öfter die Kirche, besonders in den Nachmittagsstunden, wo weniger Menschen zugegen; dann kauerte ich mich einsam hinter einen Pfeiler, suchte jeden anderen Gedanken zu verbannen, um aufmerksam die Predigt zu verfolgen, sang, mich gewaltsam übertäubend, das Kirchenlied aus voller Brust und zürnte mir, wenn ich nicht ganz dabei war in vollkommener Sammlung. Auch die Bibel nahm ich fleißig vor und wollte mich zwingen, ganz unterzugehen in religiöser Zerknirschung. Vergebens! Die wahre Andacht, die, welche zum Frieden führt, will innere Stille, ruhige Hingebung, Aufgeben des Ich in freier, Alles in dem Einen verinni-

gender Sammlung, will gesucht sein mit Milde, nicht im Sturm des ringenden erregten Herzens. Weit mehr als in solch gewaltsamen Versuchen, die Andacht mir herbeizuzwingen, fühlte ich mich vereint mit Gott auf einsamen Spaziergängen, wenn eine Blume mich einlud zur Betrachtung, oder wenn durch dunkles Laub der reine Himmel blaute, oder wenn die Sonne niedergangen war und glühender Purpur an dem fernen Himmelsrande noch das Dasein der Geschiedenen verkündete, oder wenn an heitern Abenden ein Stern besonders traulich zu mir niederblickte, als wollte er meinen Seelenfragen Antwort geben. — Dann stieg wohl ein Spruch wie: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz stark sei“, oder: „Er rufet mich an in der Noth, ich will ihn erhören —“, oder auch: „Hilf du dir selber, und Gott wird dir helfen“ — unwillkührlich in mir empor; oder eins von den schönen herzinnigen Liedern, die in schöneren Tagen Charlotte mir vorgesungen, erklang in mir, als wäre ihre Stimme und ihr ganzes Sein in meiner Brust; ich fühlte mich dem Himmel näher und gleichwohl der Erde angehörend, fühlte mich vereint mit ihr in ihm zu neuem Tagewerk berufen, fühlte, daß es nicht aus sei mit mir, sondern daß ich nun getroster als jemals meiner Aufgabe mich stellen müsse, daß ich das mir anvertraute Pfund nach besten Kräften heben müsse, unbekümmert um den Erfolg. Das die Andacht, die sich — nicht im Sturme, sondern in den friedlichsten Stunden — immer klarer und lebendiger in mir aus=

sprach und die durch alle Stürme und trotz allen Abwegen seitdem mir treu geblieben, selbst aus Irrthümern und Kämpfen neues Leben saugend. —

Und ich erkannte immer mehr die Nothwendigkeit, daß das Herz stark sei. Da ging kein Tag vorüber, der, wenn auch noch so ruhig begonnen, nicht Stoff zu irgend einer mehr oder minder heftigen Gemüthserschütterung in geheimer Falte barg. Bald war es ein Begegnender, der, ohne es zu wollen und zu ahnen, durch Frage oder Antwort scharfe Lauge in die offene Wunde träufte; bald ein Besuchender, der unklug wohlmeinend mir dieses oder jenes haltlose Gespräch aus einer Gesellschaft oder einem Journal mittheilte; bald ein Durchreisender oder von der Reise Heimkehrender, der statt der früheren schönen Gemeinsamkeit nun das verödete Nest fand; bald ein Entschuldigungsschreiben von nicht Besuchenden oder Besuch Ablehnenden, „weil man zu starken Antheil an meinem Schicksal nehme, um meinen Anblick ertragen zu können“; bald auch die kleinen Häkchen und Harpunen des Alltäglichen, vor denen mich Charlotte stets so umsichtig und liebevoll bewahrt — zum Oeftern Dinge ganz ohne Bedeutung an sich und kaum bemerkt, wenn früher eingetroffen. — Aber jetzt! — Dazu, obgleich ich mit ängstlicher Scheu jedem Orte auswich, wo Musik ertönte, das Unvermeidliche eines meiner Wohnung nahe tretenden Leierkastens; Begegnen herumziehender Musiker auf Spaziergängen, Heraufbeschwören vertrauter Melodien aus untergegangenen Tagen. — Und nun

gar Gesang! — ein Lied, welches ich früher aus Charlottens Munde gehört. — Wohl fühlend, daß, um wieder fest zu wurzeln, ich nicht gar zu häufig von dergleichen mich bewältigen lassen dürfe, wappnete ich mich durch Einüben einer gewissen Starrheit, über deren Unverbrüchlichkeit ich wachte wie der Drache über dem Schatze! — Gelingt es Dir nur erst nach Außen ganz und ohne Wanken, so wird es auch im Innern mehr und mehr sich festigen — dachte ich bei mir; und es gelang wirklich manchmal eine Zeitlang vortrefflich. — Ich hatte mir ordentliche Formeln angewöhnt; an denen ich strenge hielt. — Der Anfrage: „Wie geht es?“ wurde entgegnet: „Tapfer“ oder: „Gut — quand même« — — denn „Gut“ an sich schien mir eine grausame Lüge. — Dergleichen Formeln enthalten aber etwas Zauberkräftiges, das sich durch den Gebrauch verstärkt; besonders hat das „tapfer“ sich mir immer mehr in Saft und Blut verwandelt; ich erschien mir damit wie ein gepanzerter Krieger feindlichen Lanzen gegenüber und heute, wo es, durch jahrelange Angewöhnung mir eigen geworden, meine gewöhnliche Antwort ist auf die Frage nach dem Befinden, glaube ich in That und Wahrheit seinen vollkommenen Besitz mir nachrühmen zu dürfen.

Damals trat aber doch Eine Erschütterung ein, unter welcher die junge Tapferkeit auf mehr als einen Augenblick zusammenbrach. Es war ein Fall, der in das innerste Mark wühlte und Lebensnerven traf, bei deren Zucken ich mich verwundert fragte, ob denn

zu soviel neuem Schmerz noch Raum in meiner Brust sei? Aber es war auch eigentlich kein neuer Schmerz, es war der aufgewühle alte, nur auf eine Weise aufgewühlt, die ich nimmermehr für möglich gehalten. Mundt hatte nach Vollendung der ersten Partien des „Denkmals" mir dieselben vor dem Druck zur Ansicht übergeben, und ich sah nunmehr durch ein fremdes Auge die mit vieler Kunst und einem großen Geschick der Anordnung und Raumersparniß in verjüngtem Maaßstabe verzeichneten und aufgestellten Bilder meines Lebens von dem Augenblick an, wo es eigentlich erst rechtes Leben ward. Das Bild Charlottens erschien mir darin in seiner ganzen lauteren Schönheit aufgefaßt, und es trat überall im reinen Glanz weiblicher Vollendung hervor. Meine eigenen Züge fand ich dagegen etwas verzerrt und verschoben [46]), weil hingeworfenen Andeutungen des Grundbestandtheils einer geistig und körperlich überfüllten, frühe schon heftig in sich ringenden Natur zu sehr die nothwendige Schattirung fehlte. Das aber hätte mich nicht irre gemacht; ich wollte gern mich in die Schanze schlagen, wo es die Rechtfertigung der geliebtesten Verklärten galt, und hatte dieses selbst als Aufforderung gegen Mundt geäußert. Daß aber unsere schöne Gegenseitigkeit, der Lebensäther unseres eins gewordenen Doppeldaseins getrübt erschien durch fremdartiges Beigemisch, daß unser Seeleneinklang hier und da in einer ganz anderen Tonart sich vernehmen ließ als sein ursprüngliches Wesen war, das verletzte mich. Aber

mich nicht für unparteiisch haltend als Richter in solch eigenster Angelegenheit, trug ich die Papiere zu dem weisen, milden, umsichtigen Voß. — Sein Urtheil stimmte meinem Gefühle bei, und nunmehr sendete ich Alles an Mundt zurück mit meinen Bemerkungen und der Bitte zu den nöthig erachteten Veränderungen. Nur der Gedanke, daß das Aeußerste, was ich vorhatte, in welcher Form auch ausgeführt, nothwendig Charlottens Andenken auf das Schmählichste entweihen müsse, brachte mich wieder in die Ordnung des bürgerlichen Daseins, ein Gang zu Charlottens Grabe zu mir selbst zurück. Aus gewaltsamer Bändigung des aufgeregten Ich ging eine muthige Zerknirschung hervor, in der ich Kraft gewann zu dem Entschluß, Mundt fortan brüderlich zu lieben, und nun erst recht mit Indieschanzeschlagen meines Ich in seiner Darstellung das über mich ergehende Gericht zu erkennen. Fühlte ich mich doch stark genug, mich redlich durchzuführen und durch Lösung meiner schweren Aufgabe mich selbst und Charlottens gläubiges Vertrauen, wenn auch in ferner Zukunft erst vollkommen zu rechtfertigen. In dieser Verfassung trat ich, rückkehrend vom Grabe, vor Mundt, der nicht ohne Bewegung mich empfing, aber freilich keine Ahnung hatte, aus welcher mir selbst bereiteten Niederlage ihm der kurz zuvor noch bedenklich schwankende Sieg hervorgegangen.

In mir stand nunmehr fest, ruhig und ohne Einspruch Alles über mich ergehen zu lassen in Beziehung auf meine Vergangenheit, auch das Bitterste

mit stillem Duldermuth zu tragen und, durch mein ferneres Leben immer mehr den Sinn von Charlottens That besiegelnd, Diejenigen zu Schande zu machen, welche so gern und so emsig beflissen sie als schwärmerische Thorheit deuten mochten. Hatte ich früher, glückverwöhnt, in aufrührerischem Gelüste den Himmel erstürmen wollen, so wollte ich nun, geheilt durch Blitze und durchfurcht von allen Schwertern des Schmerzes, mich zum guten Erdenbürger erziehen, aber zugleich mit dem Tribunenvorrecht, unverletzbar dazustehen gegen alles von Außen Kommende, nach Uebernahme des Furchtbarsten gefeit und unerschütterlich gegen alles Weitere. —

Aber nach Befestigung der so schwer errungenen Seelenruhe trat die Nachwirkung der heftigen inneren Kämpfe in dem physischen Organismus auf. — Mein Blut- und Nervenleben tobte in so gewaltsamer Erregung, daß ich meinem Arzt aufrichtig erklärte, ich könne nur dann es durchführen, wenn diesen widerspänstischen Gesellen ihre unterwühlende Macht gebrochen werde. — Da halfen dann wiederholte Dosen von Aqua Laurocerasi auf wirklich überraschende Weise, und kalte Bäder, täglich wiederholt, unterstützten die Wirkung der blut- und nervenberuhigenden Heilmittel. Mitunter jedoch mir selber noch nicht recht trauend, nahm ich Pape zu mir in die einsame Wohnung. Er wurde mein fürsorglicher Haushofmeister und öfterer Begleiter meiner bis dahin mehr einsamen Pfade; und da in seinen heimischen Verhält-

nissen unglückliche Veränderungen eingetreten waren, so wurde ich sein Paterfamilias, wie er mich treuherzig benannte. — Während er nun seinen medizinischen Studien oblag, förderte ich meinestheils an dem lichtenden Hervorheben meiner und Charlottens Vergangenheit — den „drei Jahren auf Reisen und in der Heimath“ —; und feierten wir beide, so wurde gemeinschaftlich etwas gelesen, Osteologie getrieben, botanisirt oder sonst ein Zweig der Naturkunde vorgenommen. So ging ein Monat nach dem andern des Sommers 1835 vorüber, bis der Arzt ausdrücklich forderte, ich müsse mich zu einer Reise entschließen, damit nun auch der Wechsel der Gegenstände das Seinige mitwirke zu vollkommener Genesung[47]. —

Mein Pfad ging zunächst nach Schlesien, und zwar in gerader Richtung auf das Riesengebirge zu. Ich sehnte mich nach Waldestiefe und Bergeinsamkeit. In Hirschberg fand ich freundliche Aufnahme bei Schubert, dem Kommentator Göthe's, und bei Robe, der in mehreren seiner Schriften sich den Namen des Materialisten beigelegt. Nachdem ich bei ihnen einen Tag geweilt, brach ich auf in das Gebiet des Rübezahl. Mit gewaltigem Wehen drang auf mich der Odem der Natur ein, und die geheimsten Accorde ihrer ewigen Melodien fanden in mir Gegenklang. Ich lebte ihr innerstes Leben mit, versenkte mich in ihre Tiefen, schweifte auf ihren Höhen, ließ ihre Geister in mir walten und wurde Vertrauter ihrer verborgensten Räthsel. Denn in mir hatten ihre fruchtbarsten Keime Wurzel ge-

schlagen, neben der alten kindlichen Freude am Werden und Gestalten ein großer, eben so stark bekämpfter als treu gehegter Schmerz. Wie in jener seligen Zeit des reinsten Glückes, das aus der Liebe geboren zugleich Kind und Riese ist, quollen unwillkührlich Ströme von Tönen aus der Brust hervor und gestalteten sich zu Liedern. Alles schlang sich in diese hinein, das keimende Blättchen, der murmelnde Bach, der abstürzende Wasserfall, der Käfer im Grase und der Weihe in den Baumeswipfeln, und durch Alles zog mit Zaubermacht die ewige, durch den Tod nicht zu bewältigende Liebe. — Die Natur hat das mit der Musik gemein, daß sie leicht die Farbe unserer Stimmung annimmt und uns dieselbe wie in einem Spiegel zurückgiebt. So kann derselbe Wald, derselbe Berg, der gestern erst uns lieblich anlachte, uns heute wie ein gespenstisches Labyrinth, ein bedrohender Riese anscheinen; dieselbe Melodie, die gestern uns mit stiller Wehmuth überschlich, kann heute mild erregend auf uns wirken. In der bedeutungsvollen Sage von der Echo ist das Tonreich mit den Reichen der Natur vermählt. —

Aus dem Riesengebirge ging der Zug dann weiter durch die anmuthige Grafschaft Glatz in die dunkleren Sudeten. Einen Tag hielt ich mich auf in Freiwaldau und in Gräfenberg, wo ich den jungen Petersburger Doctor Harder fand, der, ein begeisterter Jünger der Priesnitz'schen Methode, auch mich zu derselben bekehren und zu längerem Verweilen überreden wollte. —

Ich machte zum Versuch all die Wasserexperimente einmal mit, begab mich aber dann sogleich wieder in die mir verwandteren Berge. Aus den Sudeten über Troppau, Teschen, Bielitz nach Krakau. Hier fand ich nun reichliche Nahrung für mein inneres Leben und in allem mich Umgebenden die mir entsprechende Stimmung. Durch Felix Podlewsky wurde ich bekannt mit mehreren jungen Polen, welche hier, den Sturz des Vaterlandes beseufzend, auf neue Plane sannen zu einer künftigen Wiederherstellung; auch einige der bedeutenderen Universitätslehrer lernte ich kennen. Da blieb kein Grabhügel, noch sonstige Erinnerungsstätte der alten Residenz der Piasten unbesucht, die in der weiten Ebene sich wie ein dunkler Trauermantel um den hohen verwaisten Herrscherpalast breitet, dessen Schätze jetzt nur noch die Sarkophage längst verstorbener Könige. Hier gewann die lyrische Stimmung epischen und historischen Boden, und der eigne Schmerz tauchte unter in der Sympathie mit den Schicksalen einer durch die Schuld ihrer Führer und Vertreter und durch Verrath von Außen in den Abgrund gestürzten Nation. Hier sah ich mehrmals auch den durch die neuesten Ereignisse denkwürdig gewordenen Chlopizky, diesen räthselhaften Helden. —

Großartige Natureindrücke bereitete ein mehrwöchentlicher Ausflug in die Karpathen, wo ich durch den Gebirgsstock der hohen Tatra auf ungarisches Gebiet eindrang, mit Zigeunern gute Brüderschaft machte, auf Edelhöfen und Jahrmärkten mich umhertrieb, immer aber am liebsten zu den Felsen und Schluchten zurück-

kehrte, deren kühne Formen dieß Granitgebirg mit seinen armen einfachen Bewohnern — ein schöner Menschenschlag — zu einer wahren Götterburg stempelt. Nachdem sich hier mein Inneres an hohen Eindrücken ersättigt, kehrte ich über Sandez und Wieliczka nach Krakau zurück, von wo dann nach einigen an Menscheninhalt reichen Tagen aufgebrochen wurde noch Breslau.

In Breslau wurde mir die schmerzliche Genugthuung, meinen theuren Ludwig von Voß, den ich schwer erkrankt fand, noch in seinen letzten Tagen pflegen und dann zur Ruhe bestatten zu helfen. Seiner Familie war meine Anwesenheit in dieser schweren Zeit tröstlich; auch konnte ich, genau mit ihren Verhältnissen bekannt, durch Rath und That ihnen manche Dienste leisten, — eine Beschäftigung, die, wie jede mit ganzer Seele nach Außen gerichtete Thätigkeit, mir selber wohlthat. Der treffliche Voß bekundete seine tiefgewurzelte Menschenliebe auch dadurch, daß er noch auf dem Sterbebette mir tröstlich zusprach und mich wappnete gegen den Eindruck des eben erschienenen Mundt'schen „Denkmals", dessen unausbleibliche Wirkung er mit hellem Blick voraussah. Und es bedurfte ernstliches Zusammennehmens dieser Erscheinung gegenüber. Als ich in der Hirt'schen Buchhandlung des vor Kurzem erst unter den „Novitäten" angekommenen Buches [48]) zuerst ansichtig wurde und darin zu lesen versuchte, fühlte ich mich wie vernichtet: — Das Theuerste, was bisher nur mir allein angehört, mit dem ich allein Gott gegenübergestanden hatte, lag hier offen

und entblößt da, aller Welt angehörig, jeder Mißdeutung zugänglich. — Und ich selbst hatte die Hand geboten zur Veröffentlichung! Zwar wiederholte ich mir auch jetzt zum Trost und zur Beschwichtigung: wie ich ja nicht anders gekonnt, wie ich einer höheren Nothwendigkeit und der Betrachtung nachgegeben, daß es Charlottens Rechtfertigung gelte, wie darum keine Reue jemals eintreten dürfe. — Aber wie das Alles so gedruckt für Alle nun wirklich vor mir lag, da muthete es mich doch eigen an und ich wäre gern in das Innerste einer abgelegenen Höhle geflohen, meine übrigen Tage vor der Welt zu verbergen. Diesem großen reinen Schmerz gesellte sich, wie das so oft der Fall im Leben, noch ein ätzendes Gift zu, hervorquellend aus dem Anblick des neuesten, von Chamisso und Schwab redigirten Musenalmanachs, in welchem unter meinem Namen ein Gedicht stand, das niemals in mein Herz noch meine Feder gekommen war, — ein muthwilliges Ueberheben über erlebtes Unglück und lustiges Hinwenden zu neuen Lebensfreuden, ein Gemisch von frechem Hohn und alltäglichem Leichtsinn, ganz hübsch versifizirt, ganz nonchalant hingeschleudert. Und das unter meinem Namen — und gerade jetzt! — Ich schrieb in meiner Aufregung an Chamisso, an Schwab, an Mundt, an Moritz Veit, um Aufklärung, um Widerruf ersuchend. — — Niemals ist es ganz klar geworden, wie mein Name unter jene Verse gekommen. Chamisso und Schwab erklärten öffentlich, daß jenes Gedicht nicht von mir sei; Schwab fügte noch besonders hinzu und

schrieb mir dieß auch später insbesondere, daß er sich noch ganz deutlich erinnere, wie er gerade mit Uhland zusammen gewesen, als jenes Gedicht angekommen und dann alsbald dem Setzer übergeben sei — die Namensverwechselung sei ihm unerklärlich: — Und an N. N., von dessen Autorschaft ich keine Ahnung hatte (denn ich glaubte, irgend ein geheimer Feind habe mir diesen frevelhaften Possen gespielt), hatte ich gerade am stärksten meinen Zorn und meinen Schmerz ausgesprochen und das „jämmerliche Machwerk" als meiner unwürdig von mir abgewiesen, — Aeußerungen, die ihn nicht minder gekränkt, als ihm die Thatsache leid that, besonders da beißige Rezensenten daraus Stoff zu den bittersten und bissigsten Ausfällen gegen mich Veranlassung nahmen, noch ehe der Redaktoren Widerruf erfolgt war. —

Als ich nach heftigen Stürmen mich wieder ermannt hatte, stand ich von Neuem da in meiner selbst errungenen tribunischen Unverletzlichkeit, mit dem harten Trotze der Welt, mit kindlichem Vertrauen dem Himmel gegenüber — Stolz und Demuth meine Schutz- und Trutzwaffen.

In dieser Stimmung war ich nun freilich nicht geeignet, den freundlichen Einladungen zu genügen, die von mehreren Seiten mir in Breslau zu Theil wurden. Die dortige Liedertafel, als würdiges Institut dieser Art bekannt, führte die trefflich ausgeführten Komposizionen Carl Löwe's aus meinen Liedern des Orients auf. Mir wurde ein Abendfest bereitet, wo

man mich mit solch einer Aufführung überraschen wollte. — Aber ich konnte mich nicht entschließen zu erscheinen, obgleich ich zugesagt hatte. — So mußte das Ganze, Musik und Schmaus, ohne mich von Statten gehen; denn ich wanderte in diesen Stunden einsam draußen umher, nirgends aufzufinden. — Um so mehr gefielen mir Ausflüge mit einigen jungen Männern, die sich mir freundlich angeschlossen, unter ihnen Hoffmann von Fallersleben und August Kahlert. Auch gedenke ich mit herzlicher Erinnerung eines abendlichen Beisammenseins in ihrem Liederkranze, zu dessen Eröffnung ein gar hübsches sinniges Lied gesungen wurde, das Hoffmann an mich gerichtet und ein ihm befreundeter Musiker komponirt hatte. Vor Allen aber, die ich in Breslau kennen gelernt, fesselte und zog mich immer mehr in seine stille Nähe Gottlob Regis, den ich in einer besonders trüben Stunde bei Ludwig Wachler gefunden und in dessen anfangs trocken und starr erscheinender Brust ich von Tage zu Tage heimischer wurde. — Von unserem nie stockenden Austausch auf Spaziergängen und in einsamer Klause werden die „Denktafeln“ näheren Aufschluß geben. —

Die Rückkehr nach Berlin und das Wiederbetreten der Wohnung war erschütternder als ich mir vorgestellt. Ich fand Alles in bester Ordnung, blank und nett, wie man nur wünschen konnte; Charlottens Zimmer ganz wie ehedem, Alles an seiner Stelle und so freundlich und einfach in ihrem Geiste zugerichtet, als sei sie eben erst auf einen Augenblick hinausgegangen;

dazu die trefflich gelungene, sprechend ähnliche Büste — freilich an der Stelle des ehemaligen Pianoforte, das ich wegzugeben mich entschließen müssen, um dieser Raum zu bereiten; ihr Bibliothekchen, ihr Nähtischchen, und an den Wänden sie selber in verschiedenen Anzügen, farbig, lebendig, mit dem klugen engelreinen Blick und dem ernsten wohlwollenden Lächeln. — Aber sie?! — Aus der angrenzenden Stube trat Pape mir entgegen, der während meiner Abwesenheit neben seinen medizinischen Studien mit dem ihm eigenen leidenschaftlichen Aneignungsdrang in dem Verschiedenartigsten meiner kleinen Bibliothek sich umgethan hatte. Er bemerkte wohl, was in mir vorging, und wir reichten einander stumm die Hände. So müßte einem Verbannten zu Muthe sein, der, nach jahrelangen Wanderungen in die Heimath kehrend, an der Stelle seines väterlichen Schlosses einen öden Trümmerhaufen findet. Ich suchte mit aller Mühe mich ins Gleichgewicht zu setzen. Die nächste Beschäftigung war mit Charlottens Papieren; ihre Briefe, diese theuren Liebespfänder, deren jeder einst mir einen Freudenhimmel bereitet, sollten mich in die rechte Stimmung versetzen zur Wiederaufnahme der „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimath“ und so zugleich mit ihr und mit dem Leben in die rechte Verbindung bringen. Aber ein eigen schmerzliches Gefühl gebar sich aus der Wahrnehmung, daß mit dem Erscheinen des „Denkmals“ das beglückende Bewußtsein, in diesen Schätzen etwas ganz allein nur ihr und mir Angehö-

riges zu besitzen, zerstört sei; zur Fortsetzung des mit so liebender Hingebung begonnenen Werkes fühlte ich mich jetzo ganz und gar ungeeignet; ich war herausgeschleudert aus der Stille meines unterirdischen Schaffens, der Zauber war zerstört. Wohin nun mich wenden zum Sammeln und Verwenden meiner schaffenslustigen Kräfte, worin doch einzig und allein mein Frieden mit dem Leben möglich? — Ich ging hinaus zu ihrem Grabe und setzte mich nieder auf die über meiner künftigen Ruhestätte sich erhebende Bank, die von derselben Kette umspannt wird, welche ihren epheubekränzten Hügel und das Kreuz mit der Versöhnungsinschrift: „Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster“ und die Zypressen und Weiden und Epheu einschließt, die, seit Monaten festgewurzelt, bereits angefangen sich zu einem grünen Dach zu überwölben. Hier an dem Platze, den keine Erdenmacht mir bestreiten kann, allein mit ihr und dem Alles Ueberwachenden, gewann ich die mir so nöthige Sammlung. — Klar und lebendig, wie in einem ungetrübten Spiegel tauchte meine Gegenwart und Zukunft im Verhältniß zur Vergangenheit mir in der Seele auf, und wie von einem festen Rahmen umspannt, sonderte der jüngste Ausschnitt, meine Wanderungen durch Gebirg und Städte, sich zu einem in sich abgeschlossenen Bilde, das sein Licht empfing aus den Erinnerungen einer schöneren Zeit und den Hoffnungen eines unermüdlichen Werdens durch inneres Erneuen und Entfalten. Dieses Bild gestaltig fest-

zuhalten wuchs in mir zu immer stärkerem Bedürfniß. „Denktafeln — Gebirgswanderungen und Städteleben“ sollte die Aufschrift sein, in welcher sich der Sinn des Inhalts leise andeutete [49]). Mein Wesen wollte ich darin in zwei Hälften zerspalten, deren eine ich selbst als einfach strebender, durch alle Lebenstöne naturgemäß empfindender Mensch, die andere mein wilder, jäher Dämon mit seinem ungestümen Drange, seinem Aufbäumen und Zucken, seinem wühlenden Sinnen und Beginnen, seinem reizsüchtigen, zu immer neuen Planen und Qualen übertaumelnden Gelüste. Das Resultat nach all den heftigen Stürmen und dem ruhelosen Wogen und Auseinanderfahren sollte eine tiefe Versöhnung, eine Wiedervereinigung der räthselhaften Doppelnatur (— die eben der Mensch als ewige Sphinx ist —) bilden.

An die Ausführung dieses Planes machte ich mich sofort und arbeitete unablässig daran mit aller Frische der Erinnerung. Nach einigen Monaten stand bereits soviel verarbeiteter Stoff auf dem Papier, daß ich an Brockhaus, der „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimath“ schon als demnächst erscheinend angezeigt hatte, nunmehr meldete, wir wollten vorerst die „Denktafeln“ geben, und zwar zu Ostern 1836, da ich hinlängliches Manuskript dazu vorräthig habe. Und er zeigte in dem Ostermeßkatalog 1836 die „Denktafeln“ als im Laufe des Jahres erscheinend an. Aber plötzlich trat eine unerwartete Unterbrechung ein, welche die Ausführung auch dieses Planes hinausschob.

In einer schlaflosen Nacht traten die Gestalten des Dionysosfestes vor meine Seele und forderten mich auf zu reicherer Entwickelung des ihnen inwohnenden Lebens. Und aus diesem Gesichtspunkt das in glücklichen Tagen angelegte Werk wieder vornehmend, erkannte ich freilich nur eine Skizze im Verhältniß zu dem, was es werden konnte und mußte. Mit der ganzen vollen Liebe ursprünglichen Umfangens wendete ich mich ihm wieder zu und war bald ihm ausschließlich hingegeben. Nicht nur, daß ich die handelnden Personen aus den früher vorwaltend lyrischen Anklängen des Daseins nun in die breite Bahn des dramatischen Dialogs überleitete und somit Gelegenheit gewann zu bestimmterer Ausprägung, — auch dem Chor, der hier ein unabtrennbarer Träger der Handlung ist, gönnte ich bei Weitem mehr Spielraum und webte mit besonderer Vorliebe die umfang- und inhaltreicheren Gewande der Gesänge, in denen er einherschreiten sollte. Einen wahrhaft jugendlichen Antheil nahm an diesem meinem Thun der wackere Boeckh, dem ich das jedesmal Gewordene noch ganz warm und biegsam mittheilte, und dessen unumwundenes Urtheil nicht selten zugleich regelnd und befruchtend wirkte. Als Alles dastand, wie es in mir gelebt, schritt ich zum Druck. Konnte ich auch dem Wesen der Sache nach auf kein so genannt großes Publikum rechnen, so wurde mir doch reichlich die Freude zu Theil, bei einer nicht geringen Anzahl verständiger Empfänglichen das junge Kind mit Theilnahme begrüßt zu sehen. Auch in

öffentlichen Urtheilen erfreute mich manch treffend eingehendes Wort. — Manche — so ein größerer Aufsatz im Hamburger Korrespondenten — wollten darin eine Verherrlichung und eine Siegverkündigung der mit dem schönen Namen „junges Deutschland“ sich selber schmückenden Partei gewahren — eine Tendenzerklärung, welche meinem Wollen durchaus ferne liegt, aber aus der allgemeinen Aufmerksamkeit und vielfachen Besprechung damals eben lebhaft obwaltender litterarischer Kämpfe hervorgehen konnte, indem den Grundgehalt der neuen lyrischen Tragödie allerdings das Ringen zweier feindlich entgegengesetzten Zeiten und der gewaltsame Durchbruch der obsiegenden jüngeren, von frischen Ideen schwangeren Weltepoche ausmacht. Der damalige Kronprinz, jetzige König von Preußen, äußerte, der Stieglitz habe in Lykurgos und den königlichen Trabanten seines Vaters Majestät und die ganze Ministerialversammlung petrifizirt, und Boeckh behauptete scherzend, wenn ich jemals auf den rothen Adlerorden mir Hoffnung gemacht, jetzt müsse ich auf immer mich derselben entschlagen. Schade, daß das Stück nicht einen ihm gewachsenen Musiker gefunden; es könnte, von den angemessenen Tönen durchdrungen, von bedeutender Wirkung sein; aber die Aufgabe wäre keine leichte. Spontini wäre unter den Lebenden der Mann dazu — wenn er Deutsch verstände. Auch bezeigte er einmal nicht übel Lust dazu und forderte mich auf „de lui apprêter ma fête de Denis pour un grand opera“. Aber bei all meiner Achtung für seinen

Genius konnte ich ihm keine andere Antwort geben als: „Monsieur le chevalier, pour trouver un appréteur habile, il faudrait chercher à Paris.“ — Von mir zu Gesichte gekommenen öffentlichen Urtheilen hat mich am meisten Hermann Marggraffs Wort in seinem Ueberblick der neuesten Litteratur erfreut, daß in dem Dionysosfest die in der Gegenwart sich regenden lyrischen Elemente glücklich erfaßt und gestaltet seien[50]. (So ungefähr erinnere ich mich seiner Worte, die ich später in München las.)

Das Leben ist an Hülfsquellen unerschöpflich für den muthig Lebenden. Wer nicht das schlechterdings Unmögliche begehrt, wer nicht inmitten der ewigen, tagtäglich sich in Fülle bekundenden Wunder der Natur für ihn ganz insbesondere erfundene und zurecht gemachte neue Wunder verlangt, wer im Vertrauen auf die eigenen Kräfte freudigen Blickes Dem vertraut, der gerne hilft, wo Einer zuversichtlich selbst das Rechte angreift, der kann zwar schwere Stunden haben, wo es scheint, als gehe Alles aus, wo Alles ihm entgegenzustreben und seine Geduld auf die äußerste Probe stellen zu wollen scheint; aber er harre nur aus, halte den Blick fest aufs Steuer gerichtet und die Hand am Ruder; nach widrigem Winde kommt wieder ein günstiger und bringt ihn in die angemessene Richtung, wo dann an die Stelle des Lavirens wieder ein munteres Vorwärts tritt. —

Mundt, den ich im Herbst bei meiner Rückkehr aus Gebirg und Städten nicht in Berlin angetroffen, war

im Frühling 1836 zurückgekehrt. Er wollte versuchen durch persönliche Gegenwart die mittlerweile gegen ihn erhobenen Anklagen wegen schädlicher Tendenzen niederzuschlagen und seine beabsichtigte Ansiedlung bei der Universität zu erwirken. Damals herrschte an der Spree und führte das große Wort eine Partei von sehr ungleichartigen Elementen, welche gemeinsame Furcht gegen das sogenannte „junge Deutschland“ unter Ein Banner vereinigt hatte. So wenig ich nun mit seinen neuesten Tendenzen übereinstimmte, die ich stets nur als Uebergänge in seiner ihrem ursprünglichen Wesen nach poetisch empfänglichen Natur betrachtet, so war ich doch froh, Mundt wieder in meiner Nähe zu haben, ihn, der glückliche und schreckliche Tage theilnehmend mit mir durchlebt, der in einer Zeit ängstigender Trübung und gefährlicher Krisen all mein Thun mit halbem eingehenden Blick begleitete und der jetzt auch, was ich bei so manchen Anderen schmerzlich vermißte, in alter Weise meinem Leben und Streben einen einsichtigen herzlichen Antheil schenkte. Er mahnte mich ernstlich und liebevoll doch nun erst einmal Eines zu vollenden, wie ich in den besten Zeiten immer gethan, und nicht durch immerwährendes Ueberspringen zu neuen Planen meine Kraft zu brechen; zugleich bat er mich, das einsiedlerische Abschließen aufzugeben und wieder einem größeren Kreise zu leben, was erheiternd zugleich und anregend wirke; er machte mich immer mehr mit heranstrebender Jugend bekannt, theils Litteraten, theils Freunden der Litteratur; er veranstaltete an

schönen Tagen Ausflüge in die Umgegend, und immer mehr gewöhnte ich mich an eine heitere Gemeinsamkeit, die ich so lange entbehrt; immer lieber fand ich mich mit der wanderlustigen Gemeinde zusammen. Tegel, Stralau, Treptow, der Grunewald, die Pichelsberge, Friedrichsfelde, Weißensee, alle Orte, wo nur irgend frisches Grün eine Oasis in der märkischen Sandwüste darbietet, haben uns beherbergt; Land- und Wasserfahrten, Gespräch und Schmaus und Kegelspiel wechselten auf unseren rasch improvisirten Zügen, und bei der Heimkehr wurde niemals geschieden, ohne daß man sich von Herzen auf den nächsten Ausflug freute. In jenem Kreise habe ich zum ersten Male wieder herzlich gelacht — denn es fehlte nicht an solchen Mitgliedern, denen geselliger Witz zu Gebote stand. Mitunter auch wurde etwas vorgelesen, es wurde gesungen — Alles, wie es sich eben dem Augenblick gemäß ergab. — Ich glaube nicht, daß Berlin viele Kreise mag aufweisen können, wie er damals für eine Reihe von Monaten sich zusammengefunden, immer angeregt durch alle Stimmungen von Ernst und Scherz. Mir that gerade diese Art von Beisammensein so ganz besonders wohl, weil ich hier nicht, wie in Familienkreisen, jeden Augenblick gemahnt wurde an den klüftenden Gegensatz meiner schönen Vergangenheit mit der Gegenwart. Dazu meine Freude an allem Keimenden und Werdenden; und hier war Alles jugendfrische, noch in der Entwickelung begriffene Pflanze. Am stärksten fühlte ich mich hingezogen zu den Brüdern M a r g g r a f f, Hermann

und Rudolf; in ihrem Denken und Fühlen sah ich den lebendigsten Verein von Ernst und Liebe, bei jugendlicher Hingebung ein festes Streben und klares Erfassen des Gehaltigen, ohne von irgend einem Systeme angesteckt zu sein. In Guhrauer, der damals schon seine Leibnitzischen Studien angefangen, herrschte ein unerschütterlicher Ernst, aus welchem das anschmiegende Gemüth gar freundlich hervorblickte. Das hitzige, auffahrende Naturell des Schlesiers Schweizer fand hier seine Gegensätze und angemessene Dämpfung, und Ferrands vielleicht allzuweiches Liederherz durfte schwärmen, ohne zu verschwimmen. Manchmal brachte Jemand einen Gast mit, der sich dann gewiß nicht lange als Fremdling fühlte. Selbst Pape, der einsiedlerische Sonderling, den ich anfangs beinah zwingen mußte, dann und wann mein Gast zu sein, nahm immer mehr mit ganzer Seele Theil und thaute auf zu geselliger Mittheilung; Drake, der Bildhauer, den ich mehrmals eingeladen, war ganz entzückt von unserem Verein. Aber freilich ist dergleichen Zusammenfinden auch ein Glücksfall, muß, wie ein schöner Frühlingstag, von selbst entstehen und — vergehen. —

Auch bewegte ich mich viel allein im Freien. So brachte ich mitunter eine Reihe von Stunden beim Halloren zu, wo ich zwischen wiederholtem Bade unter den Bäumen lag, sinnend, lesend, schreibend. Manchen Nachmittag saß ich draußen auf dem stillen Ruhesitz über Charlottens Grabe oder wandelte in dessen

Nähe, und die dort aufsteigenden Gedanken hegte und verfolgte ich mit besonderer Liebe. Die Mutter des Todtengräbers, eine gemüthliche Alte, die öfters sich in sichtbarer Theilnahme zu mir gesellte, meinte einmal, es sei Schade, daß sie in ihrem engen Quartier nicht ein Stübchen für mich übrig hätten — dann könne ich gleich für immer draußen bleiben. —

Mit der Arbeit ging es um diese Zeit munter vorwärts. Ich hatte gleich nach Vollendung des Dionysosfestes mich wieder an die Denktafeln gemacht — mit doppelter Lust und Frische. Aber, als wäre die Zeit noch nicht gekommen zu der beabsichtigten Versöhnung mit dem Leben, deren Darstellung nach vielfachen Stürmen und Aufregungen ich für den Schluß verspart hatte, trat, als ich eben nach dem Abschluß Krakau's mich zum Aufbruch in die Karpathen anschickte, eine der unerwartetsten und folgereichsten Unterbrechungen ein: Ludwig und Emilie Stieglitz erschienen in Berlin. Die Nachricht ihrer Ankunft erhielt ich erst am Abend vor ihrem Eintreffen. Diese Kunde, die in vergangenen Tagen freudigste Bewegung und eine Reihe der schönsten Stunden würde hervorgerufen haben, wirkte jetzt mit unterwühlend aufregender Gewalt und rief Dämonen wach, die ich längst gebändigt und entschlummert glaubte. Stürmisch machte sich in mir die Frage geltend, ob ich überhaupt zugeben dürfe, daß diese geliebten freudigen Zeugen meines Glücks nunmehr mich in meinem kahlen und entthronten Zustande sähen, und mit verlockender Gewalt

zuckte in einsamer Nacht vor meinen schlummerlosen Augen der blinkende Stahl mit dem schwarzen Griffe. Aber das Leben mit seinem gewaltigen Rechte und der Gedanke, daß es doch rühmlicher sei, es durchzuführen, siegten. — Es gewann mir sogar einen Reiz, auch diesen Wermuthskelch mit Fassung zu leeren. — Die Fassung habe ich bewahrt beim Wiedersehen und in den Tagen des Beisammenseins, als Schutz und nothwendigen Schirm in die früher schon erprobte erkünstelte Starrheit mich einhüllend. Aber nachdem die lieben Gäste wieder fort waren, brach ich zusammen. Die gewaltsamste Erregung folgte dem gewaltsamen Niederhalten; das Blut wälzte wie erhitzte Lava regellos sich gegen Herz und Hirn und schien manchmal aus dem Brustkrater hervorbrechen zu wollen; das lange nicht mehr angewandte Aqua Laurocerasi mußte in verstärkten Dosen eingenommen werden und der Arzt drang, wohl einsehend, daß hier physische Mittel nicht allein aushelfen könnten, auf Zerstreuung durch eine längere Reise. Gern gab ich meine Zustimmung, denn ich sah wohl ein, daß in dieser Verfassung meines Bleibens in Berlin nicht sein könne; an Rückkehr zu der unterbrochenen Arbeit war in diesem Zustand nicht zu denken; es bedurfte eines Zwischenraumes, neuerer Erlebnisse, um mich wieder in mir selbst zurechtzufinden. —

Auch nicht entfernt ist damals der Entschluß in mich gekommen, wie Viele späterhin von mir geglaubt, Berlin auf immer oder auch nur auf Jahre zu ver-

lassen. Ich beabsichtigte im Herbst zurückzukehren und überließ meine Wohnung Pape's Obhut. — Daß ich den Paß auf längere Zeit und über die deutschen Grenzen hinaus mir stellen ließ, geschah mehr unwillkührlich auf den Fall hin, daß ein besonderer Zufall mich weiter führen oder irgendwo aufhalten könne. Mein nächstes Ziel war Gräfenberg, wohin ich gegen die Ansicht meines Arztes jetzt mit einer instinktartigen Zuversicht blickte, von Priesnitzens einfacher, der Natur abgelauschter Methode am entschiedensten Heil erwartend für einen überkräftigen, in Unordnung gerathenen Organismus. In dieser Absicht bestieg ich den Postwagen und fuhr geradesweges der Lausitz zu. Mein erster Halt war in Muskau. Der fürstliche Weltdurchzügler war gerade auf einer jener launenhaften Fahrten begriffen, die er später den nach Neuigkeit Gähnenden, als Verstorbener oder als Halbmüder mit der erkünstelten Haltungslosigkeit seines Talentes ebenso geistreich als gesinnungslos zu erzählen pflegt. — Desto mehr freute ich mich auf Leopold Schefers persönliche Bekanntschaft. Ein seltsam-eigenthümliches Bekanntwerden! Schefer überhört oder mißversteht bei der ersten Begrüßung meinen Namen und erkundigt sich im Laufe des Gesprächs nach Heinrich Stieglitz, dem er früher herzlich zugethan gewesen, vor dem er aber jetzt nach Opferung der besten Frau und seinem wahnwitzigen Umschlag ein wahrhaft antipathisches Grauen habe und dem er nicht gern irgendwo begegnen möchte, während er doch früher lebhaft ihn zu

sehen gewünscht; er fragte mich, ob denn das Alles so wahr sei, wie es Mundt dargestellt und ob ich selber damals in Berlin gewesen? Jetzt erst komme ich zu Worte und erkläre ihm den unverschuldeten Irrthum durch sein Mißverstehen. Da fällt mir der herzinnige Mensch um den Hals, bittet mich unter Thränen um Vergebung, und ein wahrer Sturm schöner Beredtsamkeit bricht aus seiner reichen Dichterbrust hervor. — An ein Scheiden zu der für den anderen Morgen beabsichtigten Abreise ist nicht zu denken und im lebhaftesten Austausch, bald im Kreise der Seinen, bald auf Spaziergängen in dem weitläuftigen fürstlichen Park, bald in der Umgegend, schwindet ein Tag nach dem anderen, bis ich endlich mich zum Aufbruch anschicke.

Schefers Bild, den ich früher schon als seelenvollen Dichter lieb gewonnen hatte, ist mir als eines der liebevollsten Menschenkinder im treuen Andenken geblieben. Durch ihn lernte ich auch den genialen Adolf Seidel kennen, in dessen durch eigene Schuld zerstörter Brust ein nicht unbedeutender Dichter zu Grunde gegangen, von welchem, aus der überschüttenden Asche aufgestört durch lebhafte Anregung des Moments, noch manchmal ein vereinzelter Funke aufsprühte, — ein beklagenswerther Zeuge mehr, welch ein gefährliches Geschenk Talent ohne Charakter ist.

Wie viel Liebe und Freundlichkeit auch der gute Schefer mir erwiesen, wie innig auch sein Dichtergemüth sich mir erschlossen hatte, ich konnte die Erin-

nerung an jenes erste Begegnen nicht verwinden, wo ich als ein vermeintlich Anderer aus seinem Munde hatte hören müssen, in welch einem Lichte mein Bild draußen in der Welt stand — und gerade in der tiefsten heiligsten Beziehung meines Lebens! — Es hatte diese Wahrnehmung einen unauslöschlichen Eindruck in mir zurückgelassen, der sich nun in meiner Einsamkeit mir immer schärfer eingrub und durch düstere Phantasien vielleicht noch steigerte. Ich kam mir vor wie ein Geächteter mit dem Kainszeichen an der Stirn. — Laß eine solche Vorstellung nur einmal aufkommen, ohne gleich anfangs ihr entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen, und sie wird dich bald beherrschen und jede Freudigkeit des Daseins dir ersticken. Immer stärker wurde in mir das Verlangen nach solchen Gegenden und Orten, wo kein Mensch mich kenne, noch so leicht ein Bekannter mir begegnen könne; ich war wie ein verwundetes Wild, das am liebsten in Waldesdickicht sich verkriecht und einsam seinen Schmerz verzehrt. — Meine Stimmung war so herbe und verklommen, daß sie nicht einmal in Liedestönen sich Luft machte. —

Gleichwohl wirkte der beständige Aufenthalt im Freien wohlthuend auf mein physisches Leben; auch blieb der Antheil an Naturerscheinungen mir treu, ebenso wie die Geneigtheit mit Begegnenden jeder Art mich zu unterhalten und ihren Erzählungen zu lauschen; dann sagte ich mir wohl mit einer freudig-bitteren Befriedigung: Der hat auch keine Ahnung, wie es in dir zuckt! Und dabei konnte ich mich weiden

an der eigenen Qual und dann auch wieder selig schwelgen in Erinnerungen.

Es ist ein wirres, eigenwilliges Ding, das Menschenherz, wenn es einmal aus seinen Fugen gekommen und nicht von der Besonnenheit des leitenden Verstandes überwacht wird. —

Mehrere Wochen trieb ich mich im Zickzack planlos umher, weilend oder aufbrechend, wie es mir eben am Morgen einfiel und wohin es mir eben winkte. — Gräfenberg hatte ich noch keineswegs aufgegeben; da ich aber sah, daß jede Wanderung mir wohlthat, so wollte ich mit Gefangengeben in einen Kurzwang mich eben nicht beeilen, das blieb ja als letzte Zuflucht noch immer übrig; auch hielt mich die Besorgniß ab, dort vielleicht Bekannte anzutreffen. In Görlitz, aus dessen hartem dunklen Basaltboden die mystische Flammensäule Jacob Böhm mit ihren erdhaltig qualmenden Rauchwolken und ihrem göttlichen Licht hervorgegangen, machte ich Tagesrast, sah mir aufmerksam die Geburtsstätte des legitimen Vaters so vieler erhabenen Gedanken an, auf welchen Spätere mit angemaßter Vaterschaft ohne Geburtswehen einherstolzirt, wohnte einer recht gut ausgeführten Kirchenmusik bei und wanderte dann weiterhin nach Zittau. — Hier schlug ich mein Quartier für einige Tage auf, besuchte Friedland, Herrnhuth, Bautzen und weilte auf dem Rückwege in Löbau, wo ich mit Andacht jedes Plätzchen betrat, von welchem mir Charlotte während ihres Aufenthalts im Sommer 1827 erzählt, — auch das Grab

der guten alten Frau Doktorin Meißner, die damals, eine Achtzigjährige, mit so jugendlichem Herzen sich der herrlichen Charlotte zugewandt hatte. In das Haus, wo die Geliebte bei ihrer Schwester Hannchen gewohnt, wagte ich nicht einzutreten, sondern besah es mir nur in früher Morgendämmerung, wo noch Niemand aufgestanden war, von außen. In einem Dorfe, dessen Name mir jetzt nicht beifällt, dem Geburtsort des Musikdirektors Schneider, wohnte ich einem großen Vogelschießen bei und sah die Spree an ihrer Quelle. —

Von Zittau quer durch Böhmen, wilde Waldpartien durchstreifend, freute ich mich des Umblicks von der hohen Lausche und besuchte sonst noch manche Höhe, bis ich endlich, in die Ebene einbrechend, nach Teplitz kam. Hier konnten nun Ausflüge mit Bequemlichkeit gemacht werden; denn noch war die Badezeit nicht vorüber, und Stellwagen zum Besuch beliebter Punkte standen noch zu allen Tagesstunden reichlich in Bereitschaft. Am lebhaftesten erinnerlich ist mir ein solcher Ausflug nach Bielitz (oder Brix?), wo gerade der Jahrestag der Zschischkaschlacht begangen wurde und eine zahllose Menschenmenge versammelt war zur Feier einer Begebenheit, die Böhmen aus dem anbrechenden Morgenroth zurückgerissen hatte in die alte, schwer tilgbare Nacht. Aber von hier kehrte ich nicht nach Teplitz zurück, sondern machte mich auf in die Baschkopole, wo ich unter den Mooshütten des Millischauer mehrere Nächte weilte, den Tag benützend zum Be-

such der umliegenden Waldungen. — Gern hätte ich damals mein Dasein mit dem eines Wildes vertauscht und konnte mich dabei in dem Gedanken an die Kugel weiden, die mich mitten in das zuckende Herz treffen würde. Emsig schaute ich mich um nach der alten Zigeunerin, die zwei Jahre früher beim Durchzug mit Charlotten mir so zuversichtlich die nah bevorstehende Umnachtung prophezeit hatte; mit wahrer Sehnsucht verlangte ich nach ihr und spähete und spähete und fragte; aber keine Spur war aufzufinden. Endlich ergriff mich denn doch wieder der Drang zum Menschlichen, und ich brach auf, nach kurzem Besuch von Leitmeritz und der Festung Theresienstadt geradesweges auf Prag zuzueilen. — In Theresienstadt bestand ich noch ein menschenfreundliches Abenteuer. Auf dem Wege war mir ein blinder Flötenbläser begegnet, geführt von einem allerliebsten Kinde, das die Zither spielte; ich nahm dem Alten die Flöte ab und blies, mich zurückwiegend in frühere Zeiten, den schweizer Kuhreigen, wobei ich mich selbst verwunderte, daß ich von meiner einstmals glänzenden Virtuosität so wenig eingebüßt. — „Ach, wenn der Vater so gut blasen thät“, sagte das hübsche Kind, „da könnten wir ein schön Stück Geld verdienen!“ — „Komm mit mir; ich blase und Du spielst die Zither dazu.“ — Gesagt, gethan. Wir ziehen in Theresienstadt von Haus zu Hause, von Kaserne zu Kaserne; der Kuhreigen gefällt, die Honoratiores zahlen reichlich. „Das ist gewiß ein verlaufener Student“, murmelten in einem

Kaffeehause die Offiziere. Beim Rückwege nach Leitmeritz am Abend war von Seiten meiner beiden Schützlinge des Dankes kein Ende, und meine Freude groß.

Als ich in Prag eintraf, wurden eben glänzende Vorbereitungen getroffen zum Empfang der kaiserlichen Herrschaften und deren Belehnung mit der böhmischen Königskrone. Da aber der Hof erst nach acht Tagen erwartet wurde, so blieb mir Zeit zu Ausflügen, und so besuchte ich, nordöstlich gewendet, eine Menge Berghöhen und Burgen (unter anderen auch die Trümmer der alten Veste Troitz, auf deren schroffen Basaltwänden ich an einem schönen Abend beinahe den Hals gebrochen), weilte in Reichenberg, wo ich mir das Fabrikleben näher anschaute, bestieg mit und ohne Wallfahrer mehrmals die Kuppe des hohen Jeschken, durchstrich den Isarkamm, nun auch von dieser Seite das Riesengebirg berührend, und wendete nach ruhelosen Märschen mich endlich wieder westwärts gegen Prag. — In Gitschen begegnete ich den ersten Triumphbogen, durch welche friedlich hinkutschirend der gute Ferdinand sich an der Seite seiner frommen, stolzblickenden Sardinierin jubelnd begrüßen ließ. — Das war ein Jauchzen und Frohlocken und Freudenschießen — man hätte meinen sollen, es würde ein herrlicher Sieg gefeiert. Gerngläubiges Volk! mit deiner unverwüstlichen Anlage zur Begeisterung für Alles und Jedes!

Ein von unermüdlichem Jubel umrauschter Zug wälzte die wiener Hofhaltung sich Prag entgegen.

Dort dann feierlicher Einzug, welchem eine Reihe von Festen folgte, in den Straßen, in den Kirchen, in Palästen, draußen im Freien. Schön nahmen sich die verschiedenen Nobelgarden aus, die ungarische mit ihren Reiherbüschen, ihren reichen Kollets und ihrer drallen Haltung, wenn sie wetteifernd mit der hellschimmernden deutschen den langen Wagenzug auf stattlichen Pferden begleiteten.

Am prächtigsten leuchtete und blitzte das Alles, wie es sich durch die wogende Menge an den Krönungstagen (denn Kaiser und Kaiserin — oder hier vielmehr König und Königin wurden an verschiedenen Tagen mit der böhmischen Krone geschmückt) hinanbewegte zu dem alten Dom auf dem Hradschin, dessen Inneres bei diesen Festlichkeiten mit seinen ehrwürdigen dunklen Säulen einem riesigen Theater glich, in welchem Tausende von Zwergen in ihrem kostbarsten Schmuck eine bunte Puppenkomödie aufführen. Und Abends dann im großen spanischen und dem angrenzenden Saale der weiten Hofburg auf der Höhe, wie schmetterte das Doppelorchester, dessen einen Theil der gelenkige Strauß, der vergötterte Liebling aller modernen Walzenden, in höchsteigener Person dirigirte! — wie funkelten die Diamanten und Rubinen der böhmischen und ungarischen und österreichischen Fürstinnen und Gräfinnen und Baronessen in glühendem Wetteifer unter den leuchtenden Girandolen und auf den blendenden Nacken! Und dazwischen manch ein Auge, das die Diamanten überstrahlte und den Glanz

der hellsten Girandole überbot — und dazwischen manch ein Gesicht, in welchem Süßigkeit und Neid und Eifersucht sich zu künstlichem Gemisch vereinten. Es war ein reicher Bildersaal von echter Schönheit und glänzendem Elend, dieser Festglanz in den Sälen des Hradschin. — Der alte Fürst Metternich mit seinem weißen Haupte und den festen, klugen, scharf geprägten Zügen schritt durch diese bunt bewegte Menge wie eine selbstbewußte Zahl unter zahllosen gaukelnden Nullen. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem freundlich spähenden Auge und suchte häufig seinen Schritten zu begegnen; und wenn ich ihn dann so betrachtete und die Welt- und Völkergeschicke an mir vorübergehen ließ, welche dieser merkwürdige Mensch mit seiner diplomatischen Ruhe bald beschleunigend, bald hemmend, bald erregend, bald beschwichtigend, allzeit den Augenblick mit Umsicht benutzend, zum großen Theil hat zurechtschnitzen und fertigen helfen, ohne jemals eine Anwandlung zu spüren von dem Hauche der Begeisterung, die allein das Große, Echtmenschliche und darum Göttliche schafft, dann flüsterte eine leise Stimme mir mit schmerzlich-höhnischem Kichern zu: Da wandelt der Stickstoff der nach Befreiung lechzenden Flamme der Volksentwickelung. —

Einen überraschend schönen Anblick gewährte an dem Abend, wo die Stadt erleuchtet war, der Hradschin mit seinen emporsteigenden Lichtsäulen; von der Moldaubrücke gesehen schienen die Wellen des Flusses, in denen von beiden Seiten sich die Millionen Lichter

spiegelten, dahinzurollen wie eine tiefe glühende Lava-masse.

Auch das Volksfest draußen auf der großen Wiese, wo alle Marken des Böhmerlandes sich in schmucker Tracht je nach der Sitte und den Gewohnheiten der Heimath jede dem neugierigen Hofe und der rings versammelten Zuschauermasse in Zügen und in Spielen darstellten, war anziehend durch seine Eigenthümlichkeit. Freilich am Abend trat die Bestialität ein bei zertrümmerten Fässern, erstürmtem Zeltgeräth, eroberten und noch zu erobernden Krügen und Eßwaaren; aber dabei waren die Landleute, welche den Schmuck und die Krone des Tages gebildet, nicht zugegen; diese hatten sich bereits früher vom Schauplatz zurückgezogen, und die besoffenen Tumultuanten bestanden aus der Hefe der Stadt. —

In die ausgesuchte Pracht, die sorglich angeordneten Festzüge und weitläufigen Anstalten zu wechselnden Vergnügungen in Palästen und im Freien hatte, anfangs unbeachtet, ein ungebetener Gast sich eingeschlichen, der aber bald zu sehr nur allen Kreisen sich bemerklich machte durch sein immer unverhohlneres Auftreten im dunkeln nächtigen Gewande ohne Unterschied der Tageszeit. Mit unheilverkündenden Zügen und unheilbringenden Schritten immer drohender seine Opfer verfolgend, holte er die am ängstlichsten fliehenden gerade am sichersten und raschesten ein. Da half kein Heimlichhalten und Vertuschen mehr; nach oben und nach unten greifend, hatte die Cholera im Zeitraum

weniger Tage bereits reichlichen Tribut gefordert, und ihre schwarzen Züge bewegten sich mitten durch die funkelnde Pracht. Wo eben stolze Kutschen mit hochfahrenden Livreebedienten stattlich dahingezogen, wo ein prangendes Geleit der Nobelgarde eben erwartet wurde, da rollten, während gerade der Pfad offen war, die Räder des schwarz verhängten Leichenwagens durch die gaffende Menge dem einsamen Friedhofe zu, der letzte, eitlen Schein und Schaugepräge schweigend höhnende Triumphzug. — Am Tage vor der bereits in aller Form vorbereiteten Kaiserkrönung suchte die rücksichtslose Sendbotin aus der Rüstkammer des Todes plötzlich den Erzbischof von Olmütz heim, den Mann, der etikettenmäßig bestimmt war im Dome die feierliche Weihe an der irdischen Majestät zu vollziehen. Der Krönungsakt mußte verschoben werden, um erst einen neuen Erzbischof zu ordiniren. Das war ein Flüstern und Durcheinanderrennen, ein heimlich Zittern und verstohlenes Aechzen in der ganzen Stadt. — Und nun gar bei Hofe! Der Stiefelwichser, der frühmorgens mir die Nachricht von dem Aufschub hinterbrachte, meldete zugleich, daß in demselben Hause, wenige Zimmer von mir ab, in eben dieser Nacht zwei erst seit wenigen Wochen verheirathete Gatten beide an der Cholera gestorben seien. Er meldete dieß ziemlich trocken und ich nahm es ebenso trocken auf. In bedrohlichen Krisen chronischer Art, die nicht, gleich plötzlich hereinbrechenden Schrecknissen, ungeahnte Thatkraft wecken und rasch lösenden Entschlüssen Spiel-

raum gönnen, neigt die menschliche Natur nach zwei Extremen hin: — entweder sie verliert die Fassung, und eine ungestüme Bangigkeit wird Herr, die nicht selten den unfrei Gewordenen blindlings in das Netz jagt, dem er zu entfliehen suchte; oder es tritt ein unbedingter Fatalismus ein, ein rücksichtsloses Hingeben an den Moment, hervorgehend aus dem Gefühl, daß menschliche Voraussicht doch nicht ausreicht. — So war damals die Stimmung in Prag; so in meinem Inneren. Ich hätte jeden Augenblick, ein wenig bemerkter Flüchtling, abreisen können, wie so viele Fremde, die kein Amt und keine Pflicht zurückhielt; aber solchem Gedanken Raum zu geben, schämte ich mich vor mir selbst; auch hätte ich um Vieles nicht mir die Befriedigung entziehen mögen, die unangefochtene Sorglosigkeit inmitten der Gefahr gewährt. Ein kalter Hohn erwuchs zu immer größerem Umfang gegenüber all den Anstalten und all dem Hetzen nach Popanzerei und hohlem Scheinleben, dessen Inhaltlosigkeit sich so recht augenfällig herausstellte in dem Gegensatz der allen Flimmer vernichtenden Macht. Und in dieser Lebensverachtung erzeugte sich ein Durst nach Lebensgenuß, den ich lange genug mit hartnäckigem Eigensinn glaubte verschmäht zu haben, ohne dadurch an innerer Versöhnung zu gewinnen.

„Was Du van der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück.“

— Diese fürchterliche Wahrheit, welche nur im frommen Glauben und im freudigen Streben ihr Gegen-

gewicht findet, wuchs unausgesprochen stündlich mehr zur Lebensnorm. Der Sophistik der Begier gesellte sich, wie ein Teufel gern dem anderen die Hand bietet, dienstfertige Gelegenheit geschäftig bei; und bald befand ich mich in einem Strudel, der mich nicht mehr zur Besinnung kommen ließ. Kam dennoch dann und wann ein Augenblick, der mir diese Verwickelungen als störend oder auch wohl als sträflich vorspiegeln wollte, so half ich mir mit rasch improvisirten Entschuldigungen: „Meine Seele hat keinen Theil daran — mag immerhin einmal die Kreatur ihr Recht haben!“ — Dann auch sagte ich mir wohl, daß ich ja immer Herr bleibe, die Zügel wieder anzuziehen, sobald ich nur wolle.

Daß in einem solchen Treiben an Vollendung der „Denktafeln“ nicht zu denken war, obgleich ich mir dieß vorgesetzt hatte, als ich längere Zeit in Prag zu weilen beschloß, versteht sich von selbst. Gerade die noch übrigen Partien forderten die umsichtigste Ruhe und den ganzen gesammelten Menschen. Und wann hätte ich auch arbeiten sollen, da ich unabläßig aus einer Zerstreuung in die andere stürzte? — Gelesen habe ich während der vielen Wochen meines Prager Aufenthalts fast gar nichts, geschrieben höchstens ein paar Briefe. Im Theater war ich oft und kam darnach gewöhnlich erst mit der Morgendämmerung in meine Wohnung, um doch ein paar Stunden auszuruhen. Zu den Menschen, mit denen ich während dieser Zeit bisweilen zusammen war, gehört Karl

Egon Ebert, der Dichter, der aber, von Furcht getrieben und von Jagdlust angelockt, bald nach Eintreffen der Cholera sich weitweg auf das Land begab; sein Schwager Tomaschek, der strenge Burgwart der Musik aus alter Schule, ein Mann voll Tüchtigkeit und höherer Begabung, dabei in angenehmster Weise belehrend mittheilsam, plötzlich aber verschlossen und selbst den nächsten Verwandten eine Zeitlang unzugänglich, nachdem die Cholera ihm sein geliebtes Weib geraubt (— dieselbe Schwester Eberts, welcher dieser das schöne Wiegenlied, eines seiner echtesten Gedichte, gesungen —); Rudolf Glaser, damals noch Bräutigam Juliane Eberts, bei denen ich in seelenerschlossenem Dreiklang manche schöne Stunde in freundlichem Gartenhause verlebt; Uffo Horn, ein reicher Kern, der viel versprach, bevor er sich in kleinlicher Litteraturmisère verflattert und verflacht; Ignazius Papsch (als Schauspieler genannt Pusch), der mit seinem rasch begeisterten Herzen mich lebhaft ansprach; und Borrosch, der Buchhändler, im Wesen zartester Natur, seiner Besaitung nach zu Edelstem und Höchstem berufen, aber nicht auf einem Sterne, der zu der Seele auch Körper verlangt, zum vollen Akkord den festen Resonanzboden bedingt. —

Unter näher stehenden Bekannten war auch eine ältere Dame, die es ungemein gut mit mir meinte und der das wilde Leben, in welches ich hinein gerathen war, lebhaftes Bedauern erregte. Sie bildete sich ein, ich müsse nothwendig darin zu Grunde gehn,

und hatte sich vorgesetzt, mich von solchem Untergang zu retten. — Das entschiedenste Mittel schien ihr eine zweckmäßige Heirath, worin ich selbst mich glücklich fühlend zugleich ein würdiges Wesen glücklich mache. In dieser Hinsicht sann und sorgte sie nun nach älterer Frauen Art auf Herbeiführen angenehmer Bekanntschaften. Aber die Gute bedachte nicht, daß, während ich das Tollste und Abweichendste in kurzen Abenteuern mir erlaubte, das Erneuen einer festen Verbindung Seel' um Seele mir jetzt noch eben so undenkbar vorstand wie in jenen ersten fürchterlichen Stunden, wo grausame Liebe mich auf einsame Lebensbahnen angewiesen. Und so brachte sie mit diplomatischer Geschicklichkeit mich endlich doch in eine Lage, die, wenngleich nicht für den Augenblick, doch für die Zukunft mir bedenklich schien. Jeder auch nur entfernten Möglichkeit eines Treubruchs an meinem Allerheiligsten auszuweichen, beschloß ich Prag zu verlassen; und so befand ich mich, ohne Abschied genommen zu haben, eines Morgens auf der Straße nach Linz. Von da gedachte ich über Wien nach Ungarn, wo ich meine Arolser Vettern, die Brüder Calm, bei ihrem Reiterregiment aufsuchen wollte, und weiter dann nach Konstantinopel, Smyrna und in den Orient zu steuern. Daß auf diesen Stazionen mich Briefe und die nöthigen Reisemittel träfen, hatte ich im Stillen vorbereitet. —

Kaum in Linz angekommen, bestieg ich eine Höhe, die den freien Blick in die Umgegend gewährte. — Es war ein schöner Nachmittag. Ein breites, sonnig

glühendes Band zog unter mir die Donau zu beiden Seiten der freundlichen Stadt, nach Osten hin den Pfad sich bahnend, längs einer Doppelreihe dunkelgrüner Höhen. „Dort abwärts“, sagte ich mir, „trägt der schöne Strom dich morgen hin nach Wien und weiter dann zu dem langersehnten Orient.“ — Da blitzten, als ich mich weiter umsah, mir aus Süd und West die Demantkronen der norischen Gebirgskette im Goldschmuck der niedergehenden Sonne so einladend entgegen, als wollten sie mich fragen: „Und uns willst du fliehen, ohne auch nur einen näheren Blick uns gegönnt zu haben, du treuloses Kind der Berge?!“ — Ein Bürger aus Linz gesellte sich zu mir und erzählte mir von der Eisenbahn nach Gmunden und von der Herrlichkeit des Gmundener See's und des nahen Traunfalles. — Nach Wien und Ungarn und den Orient, sagte ich mir, kannst du noch immer die Straße finden; erst aber schau dir die Schönheiten an, die in der Nähe dich einladen. Am anderen Morgen rollte ich auf der Eisenbahn nach Gmunden zu. Auf dieser Fahrt machte ich auf angenehme Weise zwei neue Bekanntschaften. Ein Freiherr von Lentrum aus Hannover kam mit seinem ebenfalls noch sehr jungen Gefährten Rolffs von einer größeren Reise zurück; beide wollten jetzt durch das Salzkammergut und Tyrol nach München und von dort in die Heimath. — Beide interessirten sich lebhaft für neuere Litteratur und fragten, da sie gehört, daß ich aus Berlin komme, nach Mehreren der dortigen Litteraten,

unter Anderen auch nach Stieglitz. Und hier ereignete sich nun das Umgekehrte meines ersten Zusammentreffens mit L. Schefer. Ich brachte, dießmal als anonymer Gegner meiner selbst, die Hauptanklagen meiner Feinde wie aus eigenem Geschütz entladen vor, und jene Beiden führten mit jugendlichem Feuer die Vertheidigung des Angegriffenen. — Als ich endlich, müde des Verstecks, mich zu erkennen gab, wurde Alles aufgeboten, mich zur Theilnahme an der Gebirgswanderung zu überreden; „nach Wien komme ich ja immer noch rasch genug von München aus über Regensburg die Donau abwärts". Wir besuchten noch am selben Tage den schäumenden Traunfall, und dort fand sich ein Dritter, auch eine ganz neue Bekanntschaft, die verführerische Ueberredung zu verstärken. Karl von Rettberg, ein hannover'scher Gardelieutenant, den seine Malerdilettantenlust auf längere Zeit nach München und von dort zu einem Ausflug in das Gebirg gezogen hatte — einer von jenen gutmüthigen Menschen, die jeden freundlich Grüßenden umarmen möchten und Dem nur zürnen, der sie offenbar ins Gesicht schlägt —, befand sich hier mit Pinsel und Palette, erneute mit beredter Zunge in angenehmster Ueberraschung mit meinen Reisegefährten alte Bekanntschaft und begrüßte in mir auf das Vertraulichste den Vetter seines Waffenkameraden, des Hauptmanns Adolf Stieglitz. Rettberg war unerschöpflich in Gründen für den neuen Reiseplan und bot mir für München gastlich sein Quartier an, wo er bei unserem dortigen Eintreffen

mich bereits erwarten werde. Die feurige Bundesgenossenschaft ahnte gar nicht, wie viel in mir selbst zu ihrer Unterstützung sprach, als ich wiederholt ablehnend eigentlich nur gegen die mächtigere Stimme kämpfte, welche allen vernünftigen Gegengründen zum Trotz in mir sich längst schon ihrem Vorschlag beigesellt. Noch am selben Abend wurde in Gmunden angeklungen auf fröhliches Wiedersehen in München. Tages darauf begab sich Rettberg mit seinem Malerapparat wieder zum Traunfall; wir Anderen bestiegen eine Barke zur weiteren Fahrt, die über den unvergleichlich schönen Gmundener See in das Salzkammergut, dann aufwärts den Inn durch Tyrol und endlich über Füßen und das romantische Hohenschwangau nach München führte. Hatte ich in den Bergen geschwelgt und mich mit allen Lebensfasern angesogen an den Zaubern der Natur, so wirkten hier die Wunder der Kunst, wie ich sie in solch bedeutender Entfaltung noch nicht gesehen, überraschend auf mich ein. Des Fesselnden kam nach und nach so Vieles zusammen, daß mein Plan gen Osten immer stärker untergraben wurde; immer mächtiger machte sich eine Stimme geltend, die mir zuflüsterte, daß dieser Ort, welchem mich eine Reihe scheinbarer Zufälligkeiten entgegengeführt, die nächste Stätte meines Bleibens sein müsse, wenn ich die nöthige Ruhe gewinnen wolle, mich im Sattel meines wild gewordenen Lebensrosses wieder festzusetzen. So sah ich mich denn wider Erwarten am Anfang meiner neuen Bahn, von der ich freilich noch

nicht ahnen oder gar vorausbestimmen konnte, wohin sie führen werde, ob zurück nach dem mir so verhängnißvoll gewordenen Norden, ob zu dem meinem Seelendrang verwandten Süden; wohl aber fühlte ich als unabweisbar, daß nach all den verunglückten Planen und Hoffnungen, den scharf von Gegenwirkungen durchkreuzten Konsequenzen, den heftig zuckenden Strebungen meines früheren Lebens nunmehr die Zeit gekommen sei, wo ich mit mehr Hingebung und ohne polterndes Ueberschreien zu erlauschen habe, was die nächste Zukunft wolle, allerdings in fester Hand die Zügel, aber mehr um linde einzulenken, als um, selbstwilligen Trotzes voll, einen ohne Kenntniß des Dazwischenliegenden streng vorgezeichneten Pfad gewaltsam eigensinnig zu verfolgen.

Als bezeichnend für diesen inneren Uebergang stelle ich ein Gedicht hierher, das nach kurzem Aufenthalt in München entstanden ist, als diese Stadt anfing, mir lieb und vertraut zu werden.

Ein Abend.

(München, im November 1836.)

„Wie der indische Gaukler seine gelben Kugeln sausend sich um den Kopf wirbelt, so gehen unsere Tagessonnen über unsern Häuptern weg.“ —
Gottlob Regis.

— Und stiller wird's, und immer stiller, schon
Verhallt der Abendglocke letzter Ton,
Verrauscht des Tageslebens buntes Treiben;
Nur einzeln wandelnde Gestalten bleiben
Noch hier und da in regem Ein und Aus.
Schon ist die kleine Lebenswelt, das Haus,

Geschmückt mit stillen Kerzen, jedes Zimmer
Ergläuzt mit seinem eignen Lichtgeflimmer,
Und hoch hinauf bis unter'm Schindeldach
Ist manch ein traulich Lämpchen wach.

Ein heimathloser Wanderer schreitet sinnend
Die Straßen auf und nieder, Träume spinnend.

Du ruheloser Wanderer, ist der Erde weites Zelt
Nicht fortan Deine Heimathwelt?
Nicht über Dir der Himmel Stern-erhellt? —
Und fühlst Du fremd Dich in der fremden Stadt,
An liebender Erinn'rung trink Dich satt;
Wo Du auch weilen magst, hier oder da,
Verklärter Liebe Stern bleibt ewig nah.

Verklärter Liebe Stern — Du Stern der Sterne,
Du Wächter in unnahbar heil'ger Ferne,
Du Strahl aus ewig klarem Friedensport,
Sei mir gegrüßt auch an dem fremden Ort! —

Wie weil' ich doch an fremdem Ort so gerne!
Da, wo mich Niemand kennt, wird Keiner mich verkennen,
Hier sucht mich die geschäftige Zunge nicht,
Von jenen, die in Dogmen sich verrennen
Und Alles nur nach sich zu modeln lieben. —

Doch scheut' ich jemals menschliches Gericht?
Was nach dem tiefsten Schmerz der herbste mir
Von Anfang an gewesen und geblieben,
Ist ein ganz andrer — Dir, Du liebend Klare,
Du ewig Nahe, sichtbar Unsichtbare,
Verhehl' ich's nicht: —

— Daß Unberufene konnten zwischen mir und Dir
Die Wag' erheben, zwischen Dir und mir,

In deren Doppellebens Knoten, eng verschlungen,
Niemals ein unberuf'ner Blick gedrungen,
Nie eitle Neubegier fand Pfad und Spur.
Auch das gehört zu meinem Schicksal, und der starren
Sphinx Schicksal wird der Ringer Sieger nur
Durch Treu' und unerschütterlich Beharren. —
Das war mein Stolz, mein Sieg von Anbeginn,
Daß meinen ganzen Schmerz ich nie Euch zeigte,
Auch in den schwersten Stunden nicht, nicht welkend hin
Das schwer getroffene Haupt zur Erde neigte,
Gleich der geknickten Blume, in dem Trostesworte
Des Werkeltags erschloß des Herzens Pforte;
Für Thränenbächlein war mein Schmerz zu groß,
Und allzusehr gewohnt dieß Herz, daß es erschloß
Des tiefsten Innern rückhaltlos Erscheinen
Nur Ihr, der ewig Einen. —

O Du mir ewig einzig Eine, —
Mit der ich einst vor'm Weltenthron erscheine,
Du kanntest dieses Herz; in allen Stunden,
Bis zu des Abgrunds fürchterlichem Rand,
Wo starrend ich vor jenen Mächten stand,
Die mit der Nacht Gewebe mich so dicht umwunden,
Daß selbst der treusten Liebe Retterhand,
Dein innig Walten ich nicht mehr empfand.
Und auf der neuen Bahn, in hell' und trüben Tagen
Hat's liebend nur für Dich allein geschlagen.

Die neue Bahn — eröffnet durch die Macht
Des großen Herzens; die verscheuchte Nacht,
Durch Blitzeskraft aus lichten Sternensphären —
Wer kann dem Gott, der tödtend heilet, wehren?
Dem Dämon, der zertrümmernd Rettung schafft?
Geheilt hast mit grausamer Liebe Kraft

Den halb Verlornen Du; doch kann sein Leben,
Wie stark er auch sich fasse, jemals Dich,
Du aller Frauen Krone, wiedergeben?

Nicht aber zagend Grübeln ziemet sich;
Du lebst, und daß ich kräftig mich bekunde,
Wie Du's geschaut in schmerzverklärter Stunde,
Das ist der Sinn der neuen Pilgerbahn.
In Deinem Lichte sollst Du triumphiren,
Du Herrliche! an meinem Nichtverlieren,
Zu Schanden werden soll der Pöbelwahn.
Beharren will ich treulich, will heraus mich leben,
Will tummeln mich nach Deinem Wunsch und Willen.
Vor'm Kampf des Lebens werd' ich nie erbeben,
Ich werd' in Süd und Ost und Westen streben,
Dein heiliges Vermächtniß zu erfüllen,
Und forderst Du dereinst mich vor Gericht,
Dir und dem Himmel widerstreb' ich nicht.

Ich müsse zürnen, meinte Der und Jener,
Des Schmerzes, den Du liebend mir bereitet;
Des ungeheuren. — Wie so fernab schreitet,
In stolzer Selbstbeschauung schwerem Joch,
Ihr in der Liebe tieferem Verständniß doch,
Ihr überklugen Wähner!
Ich zürnen Ihr? Wann zürnte je die Liebe
Der Lieb'? Und welcher Liebe? Mit so reinem Triebe,
Solch' kühnem Selbstvergessen lieben Engel nur.
Wir sah'n auf Erden eines Engels Spur
Im schönsten Schmuck der Erde, vom alleinigen Gotte
Entsandte Himmelsblume, Dich, Charlotte! —
An Liebesmacht bis zu des Grabes Pforten
Bleibst Du ein großes Muster hier und dorten;
An Liebe über's Grab hinüber wetteifr' ich und hier
Erkenn' ich keinen Meister über mir.

Drum hüte, mit verwegenem Lanzensplitter
Frevelnd zu nahen Einem Schrankengitter,
Sich Jeder vor dem grabgeweihten Ritter! —

„Ein fahrend Ritterleben — auch eine Marotte
Der jungen Zeit!“ — klingt's höhnend vor den Ohren,
Und Niemand kündet, wo der Klang geboren.
Nun ja, ich folge unbedingt dem Gotte,
Dem Dämon, der mich leitet. Doch Dein Dämon ist
Eins mit Dir, Mensch. — Weh' dem, der das vergißt!
Bleibst Deinem Dämon treu Du, fällst auch heimathlos,
Du nimmer aus dem großen Mutterschooß;
Zerfällst mit ihm Du, nirgend blüht ein Glück
Für Dich, bei scheinbar noch so lächelndem Geschick. —

Nimm denn den heimathlos Gewordnen gastlich auf,
Du fremde Stadt! — Wohl weiß er, seine Stätte ist nicht hier,
Doch ausruh'n möcht' er gern bei Dir. —
Einst freilich bracht' auf seinem Wanderlauf
Er mit sich ein unschätzbares Geschmeide,
Labung für Geist und Herz, die reinste Augenweide,
Wohin er naht'. — Einst war es anders, ja;
Jedwedem Schritt ein ganzer Himmel nah —
Doch was wir je in uns gehegt an Himmel,
Das raubt nicht mehr der Erde bunt' Gewimmel.

Wohlan denn, treu den Himmel in der Brust,
Den unzerstörlichen, der höheren Kraft bewußt,
Die nie verläßt den Kämpen, den getreuen,
Wirf, Wand'rer, Dich der fremden Stadt, der neuen,
Wie der Natur vertrauend in die Arme,
Gestatte, daß bei ihr Dein Geist, Dein Herz erwarme,
Nimm auf, was sie Dir birgt an Schmerz und Lust!

* * *

In Rettbergs Wohnung gastlich aufgenommen, konnte ich nach freiester Lust und Laune unter den Münchener Kunstschätzen mich umthun, was denn auch in Begleitung der beiden Reisefreunde mehrere Tage hindurch unablässig von früh bis spät geschah. — Beim Abschied rief mir Rolffs noch aus dem Postwagen zu: „Ich prophezeie, daß Stieglitz vor 1836 von München nicht fort kommt“, — ein Prognostikon, das ich mit Hohnlachen zurückwies, weil ja mein Plan war den anderen Tag schon mich nach Regensburg und von dort die Donau abwärts zu verfügen. Am Abend war ein großer Ball zu Ehren des per procura politischen Würfelspiels als König von Griechenland figurirenden Bayernsprößlings und seiner Schwester, der Erbgroßherzogin von Darmstadt. Es war viel Schönes und hübsch Ausstaffirtes dort; aber mehr als all die flimmernde Staffage zog mich an der Grieche Mauromichalis, Sohn jenes als Hauptpatriot von seinen Anhängern leidenschaftlich erhobenen Pietrobei und Erbe des berühmt gewordenen Dolches, welcher mit dem Blute des als Verräther verschrieenen Präsidenten Kapodistrias das junge Griechenland von fremdem Einflusse befreien wollte. — Dem feurigen Patrioten als Philhellene empfohlen, wurde ich bald vertraut mit ihm; kaum hatte er seinen jungen Monarchen heimgeleitet und somit seiner heutigen Adjutantendienste sich entledigt, als er zurückkehrte zu dem bereits herbeigeschafften Champagner. An immer begeisterteren Toasten fehlte es nicht, und die Ballnacht schlug um in das

lebhafteste Symposion. Am anderen Tage war an Abreisen nach Regensburg nicht zu denken, wohl aber an eine vielleicht nahe Abfahrt aus dem Reiche der Lebenden. Die Cholera, dieß häßliche Ungethüm, dem ich schon mehrmals mitten auf leichenbesäeter Wahlstatt getrotzt, hatte seit einigen Tagen insgeheim sich in München eingeschlichen und hier, vorerst nur incognito wüthend, dießmal auch mir einen Besuch zugedacht, und zwar einen der ersten. Als Doktor P., eben aus Berlin in München anwesend, zu mir eintrat und den Puls befühlte, sah man bedenkliche Mienen. Und daß diese nicht Folge eingelernter Wichtigthuerei einer noch jungen Praxis seien, zeigte sich darin, daß er von dem Augenblick an mein Bett nicht verließ und die verordneten Arzneien keinem Anderen mir einzugeben erlaubte, immer je nach Veränderung des Pulses die jedesmalige Dosis abwägend. Erst am anderen Morgen, als die Gewalt des Uebels sich an einem durch starke Mittel herausgeforderten Schweiß zu brechen anfing, erklärte mich der sorgliche Wächter für gerettet. Wenige Tage darauf ging ich, obgleich noch sehr schwach, wieder aus. Einer meiner ersten Wege war zur Anatomie, wo sie eben den kräftigen Körper meines nächtigen Champagnergenossen secirten, den dasselbe Uebel, welches mich befallen hatte, hingerafft. Mauromichalis' vor Kurzem noch so lebhaft funkelnde Augen starrten jetzt bewegungslos aus den nervigen Höhlen; aber seine bleichen Züge schienen den gewohnten männlichen Trotz nicht aufgeben zu

wollen gegenüber den geschäftigen Zerstücklern seiner entseelten Hülle. Tags darauf begleiteten wir ihn zu Grabe.

Während ich nun langsam wieder zu Kräften kam und mich an den binnen kurzer Zeit entstandenen und immer von Neuem entstehenden Kunstwerken dieses schaffenslustigen München erfreute, machte ich mehrere Bekanntschaften von hohem Interesse. Vor Allen sprach Cornelius mich an, dieser Kraft- und Kernmensch, der, wenn er auch niemals Pinsel und Palette in die Hand bekommen, durch sein inneres Künstlerauge eine Bahn würde gefunden haben zur Verkörperung seiner Welt voll hoher Anschauungen und Ideen, und der auf einem anderen Bildungsgange vielleicht als epischer Dichter noch Höheres würde erreicht haben als er gleichwohl als Maler anregend und ausführend zu Tage gefördert; dann trat ich mit Kaulbach, meinem speziellen Landsmanne und einstmaligen Spielkameraden, in nähere Beziehung und lernte bald in ihm einen mir lieben Menschen mit dem ausgeprägten Schönheitssinne und dem scharfen künstlerischen Blicke kennen; Rottmanns verständiges, freimüthiges Wesen und seine vielseitige Bildung auch außerhalb seiner mit Meisterschaft geübten Kunst sprach mich wohlthuend an, und in Genelli sprühte mit leuchtender Gewalt das kecke Feuer des Genius, dem nur angemessenes Konzentriren zur rechten Zeit und weises Maaßhalten abging, um schaffend im schwersten Sinne des Worts ein Höchstes und Herrlichstes zu fördern. — Dazu

die unwiderstehliche Anziehungskraft, welche auf mich, den so gar nicht mit kritischem Auge, sondern mit rein poetischer Empfänglichkeit Hervortretenden, das Leben und Treiben der jungen Künstlerwelt ausübte; ich konnte mich nicht satt sehen an all diesem Werdenden und wanderte mit unermüdlicher Theilnahme von Staffelei zu Staffelei, von halb fertigen Thonmodellen zu roh behauenen Marmorblöcken, überall des mannigfach sich kundgebenden Lebens mich erfreuend; und am Abend war es mir dann ein neuer Genuß, inmitten eines Künstlerkreises zu weilen, wo zwischen Bierkrügen und Guitarren, Gesang und Gespräch, trotz der schon gebieterisch ringsum verheerenden Cholera die ungestörteste Fröhlichkeit herrschte. Denn die Künstlerwelt in Masse macht sich gern, wenn sie den Tag über bei ihrem Handwerkzeuge zugebracht, den Abend zu Nutze zu geselligem Geplauder und fühlt sich, hierin ganz das Gegentheil der Litteraten, vom künstlichen Lichte eher aus ihrem Studium vertrieben, als zu innerer Sammlung aufgefordert. Was allgemach, nachdem das unbefangene Hingeben und die begeisterte Erregung ersten Ueberraschtseins mehr beobachtenden Blicken Raum zu gönnen anfing, mich in diesen Kreisen störte, war die Art, mit welcher so oft über Abwesende abgeurtheilt wurde, mehr noch das unehrerbietige Reden bald gegen den einen, bald den anderen der glorreich vorragenden, gewöhnlichem Treiben unerreichbaren Meister. Bald war es mir nicht möglich mehr einen Fuß in solch eine ostracirende

Versammlung zu setzen. Desto stärker fesselten mich die Meister, deren Einladungen ich gerne folgte und durch deren Gespräch ich weit mehr mich bereichert fühlte, als durch manche Vorlesungen; denn hier wirkte unmittelbares Leben, das Wort ging hervor aus Anschauung und Erlebniß und ward Gestalt; ich wurde mir selbst unmerklich klarer und unbewußt bewußter. Ein besonders schönes Verhältniß bildete sich zu Cornelius, mit dem ich anfangs zufällig, später verabredet, häufig auf Spaziergängen zusammentraf und dessen Schaffen ich oft Stundenlang mit freudigem Antheil unter belehrenden Gesprächen zusah. — Cornelius ist, was auch an seiner Ausführung von Technikern mag in einseitiger Richtung ausgesetzt werden, gewiß der tiefsinnigste und gedankenreichste unter den neueren Malern; oft habe ich gewünscht, seine Kartons möchten unausgeführt, unangefochten durch Uebertragung in farbige Gewande bleiben, um nichts von ihrer ursprünglichen Macht und Tiefe zu verlieren. — Bei meinem Waldeckerlandsmann Kaulbach sprach mich neben der hohen Begabung und unermüdlichem Streben zugleich der Rahmen einer schönen Häuslichkeit an, — in der ich mich immer heimischer und wohler fühlte. In seinem Atelier war damals eben die große Hunnenschlacht fertig geworden, in welcher ein bedeutender, halb mythischer, halb historischer Moment mit geistigem Auge erfaßt und das Bizarre des Gegenstandes durch den edelsten Formensinn in das freie Reich der Schönheit erhoben ist. —

Wenn diese und andere Meister manchmal tadelnd über eine Richtung oder ein Werk sich aussprachen, so war das freilich etwas ganz Anderes, als was man sonst zu hören bekam; da ruhte Alles auf einer Grundansicht, ging Alles hervor aus einem ernsten, als das Richtige erkannten Streben; überall sah man die Achtung vor dem Wesenhaften durch die Rüge des Zufälligen hindurch, und selbst Kaulbachs mitunter krankhafte Reizbarkeit ließ niemals durch den Stachel der Nebenbuhlerschaft sich so weit treiben, daß er verkannt oder verläugnet hätte, was Tüchtiges an dem Ruhmwürdigen sei. Bei den reichsten Anlagen zu edler Liebenswürdigkeit habe ich ihn niemals ohne Anerkennung sprechen hören über das Bedeutende. Und darum habe auch ich mich damals nie an ihm irre machen lassen.

Unter jüngeren Künstlern war vorzüglich Einer, der mich anzog und für den sich der einmal ihm zugewendete Antheil von Tage zu Tage steigerte: — August Kreling aus Osnabrück. Kreling war damals kaum achtzehn Jahre alt, aber von einer für sein Alter ungewöhnlichen Urtheilskraft; dabei eine durchaus reine Natur, von lebhaftester Empfänglichkeit für alles edlere Geistige, überraschend klar in seinen Begriffen und von innigster Liebe durchdrungen für die Kunst, zu welcher ihn ein unverkennbarer Beruf trieb. — Er zeigte mir bald ein unbedingtes Vertrauen und kindliche Hingebung, und ich fühlte mich durch sein einfach-verständiges Wesen und sein ahnungsvolles Lauschen immer mehr angezogen. Ideen und der Drang

zu deren weiterer Entfaltung als die Schranken der Bildhauerkunst gestatten, hat ihn später auch dieser untreu gemacht und zur Malerei hinübergeführt; denn wie sehr auch in Allem, was er vornahm und ausführte, sich Talent verkündete, so herrschte doch, besonders in Gruppirung seiner Basreliefs, stets malerische Anschauung vor der plastischen Beschränkung und Nüchternheit vor, und Cornelius, mit dem ich ihn bekannt machte, hatte kaum ein paar Zeichnungen von ihm gesehen, als er seinen Uebergang voraussagte. Er hat, wie ich mit freudiger Theilnahme höre und lese, sich seit meiner Abwesenheit zu tüchtigen Leistungen entwickelt [51]).

Krelings Gesellschaft wurde mir immer unentbehrlicher. Oft saß ich, während er in Thon modellirte oder zeichnete — und er war unerschöpflich in Kompositionen —, auf seiner Stube lesend oder schreibend. Mitunter lasen wir auch gemeinsam, so das Nibelungenlied; und da er mit so brüderlicher Liebe an mir hing und gegen meine trüberen Stimmungen einen so wohlthätigen Einfluß übte, so wendete ich auf ihn des Dichters Worte an:

Niemand tröstete das Herz und auch den Muth
Außer Giselheren, der war Dir getreu und gut —

und nannte ihn fortan meinen Giselher. —

Während ich immer heimischer wurde in der Münchener Künstlerwelt, wich ich litterarischen Verbindungen mehr aus Instinkt, als mit bestimmter Absicht, aber vielleicht gerade deshalb um so entschiedener aus.

Das frische Werdeleben, wie es sich hier in mannigfacher Weise kundthat, sprach mich im Gegensatz zu der sublimirten Reflexionsatmosphäre Berlins ganz besonders an. Der Enthusiasmus für die Kunst beherrschte mich in dieser Zeit so einseitig, daß ich jede Art von Berührung nur in Beziehung zu ihrem Gebiet auffaßte, selbst Bekanntschaften, die in anderen Perioden mich in ganz anderer Weise würden interessirt haben. So gewann Söltl, der von der ultramontanen Partei verdächtigte und darum seines historischen Professorats entsetzte Verfasser einer viel zu wenig geschätzten, durch Forschung und Darstellung werthvollen Geschichte Deutschlands, meine Zuneigung doch eigentlich zunächst durch die freundlich hingebende Weise, mit der er meine Kunststudien unterstützte; so merkte Dr. A., der mit weit lebendigerem Eifer die jüngsten Strebungen der Litteratur als die Lehrbücher der Medizin verfolgte, mit kluger Diagnose mir bald ab, daß mich zu fesseln litterarische Feinschmeckerei der schwächste, artistische Dosis dagegen die stärkste Angel sei, und so vermied er, der Gewandte, vielseitig Gebildete, in meiner Nähe jede Berührung eines litterarischen Recipe, wußte auch mit diplomatischer Taktik in seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mich nur mit Solchen zusammen zu bringen, die in meine vorwaltende Neigung einschlugen. Wäre nicht Dr. Ehrenbaum aus Berlin in München ansässig gewesen, es hätte eine geraume Zeit vergehen können, ohne daß ich irgend etwas aus der litterarischen Welt, so weit sich diese in Journa-

len kundthut, erfahren; denn außer der Allgemeinen Zeitung, die mich mit der laufenden Geschichte in Verbindung hielt, nahm ich kein Blatt in die Hand. — Ehrenbaum aber trat, als ich eben von der Cholera zu genesen anfing, freundlich zu mir heran und führte mich in das grün umschattete Gartenhaus, welches er mit Frau und Kindern bewohnte. Beim Anblick seines ältesten Töchterchens, eines bildschönen Mädchens von sechs Jahren, redete ich mir ein, so müsse Lottchen in ihrer Kindheit ausgesehen haben; und das fesselte mich. Ohne das kleine Gretchen wäre Alles vielleicht mit ein paar Besuchen abgethan gewesen. — Wer übrigens Ehrenbaums ganze Natur vollständig kennen lernen will, der wende sich zu seinem bei Brockhaus erschienenen Roman, „Der Psycholog", einem von nicht gewöhnlicher Begabung zeugenden Werke.

Ohne daß ich einen bestimmten Zeitraum meines Bleibens festgesetzt hatte, war der Winter in das Land gerückt und an Abreise von München vorerst nicht zu denken. Wechsel und Briefe hatte ich aus Wien und Oedenburg mir kommen lassen, meine Aufenthaltskarte von Monat zu Monat erneuert. Es wurde Frühling; die Rettberg'sche Wohnung, an der ich, sobald der Zeitraum einer zuzustehenden Gastlichkeit vorüber war, auch zahlend theilgenommen, blieb, da der gutmüthige blonde Dilettant in seine Garnisonsheimath zurückkehrte, für mich allein und ich fühlte mich behaglicher darin, weil ungestörter. Während ich in Auffassung und Aneignung des mich Umgebenden immer

freier wurde, hatten sich mancherlei Fäden angeknüpft, die einem mit minder dunkelm Hintergrund im Leben Stehenden wohl als beglückend hätten erscheinen dürfen; aber ein Gehenlassen wie in Prag habe ich mir niemals wieder gestattet; der tiefere Ernst behielt immer die Oberhand, und einige tolle Perioden schnitt ich, mich selbst zusammenrüttelnd, bevor mirs über den Kopf wuchs, plötzlich wieder ab. —

Zu Wiederanknüpfen und ruhigem Durchführen älterer Plane ließ es bei wieder erwachter Arbeitslust die Fülle neuer Eindrücke nicht kommen. — In den Bergen war Alles Klang in mir gewesen, Manches hatte sich unmittelbar an Ort und Stelle hervorgelebt und sogleich Gestalt gewonnen; Anderes trug ich als unverlöschliche Erinnerung in mir, das sich anreihen wollte; nun war die Anschauung eines regen Künstlerlebens hinzugekommen und verlangte ebenfalls ihr Recht. — So hatte sich ein neuer Plan gebildet, der sich unter dem Doppelschilde „Bergesgrüße und Münchener Wanderungen“ fröhlich entfaltete. — Schelling und Franz von Baader mögen mir verzeihen, wenn ich als Hospitant bei ihren Vorlesungen mitten aus dem Verfolgen tiefsinnigster Spekulation plötzlich überschlug in Reim und Rhythmus, einen neuen Ring zu jener Doppelkette bildend. —

Ein starkes Interesse ging mir auf mit Eröffnung der Ständeversammlung im Frühjahr 1837. Die Oeffentlichkeit politischer Verhandlungen, mir ein ganz neues Element, zog mich mächtig an, und viele Stun-

den lang verfolgte ich mit ungeschwächter Aufmerksamkeit den Gang der Debatten. Die Angriffe der Opposizion, die nothgedrungene Vertheidigung des Throns durch die Minister, die starke Sprache gesinnungsvoller Männer und der kleinen Künste schlauer Ränkespinner, Alles wirkte zusammen zur Vervollständigung eines bedeutungsreichen Drama's. Als der Antrag, daß dem jungen Könige von Griechenland die Apanage als bayrischer Prinz auch fortan verbleiben möchte, von einem der Abgeordneten Rheinbayerns, Willich, als unwürdig dargethan und mit gewaltiger Kraft der Rede wiederholt bekämpft wurde, und der freimüthige Redner mit ungekünsteltem Feuer in die Schlußbemerkung ausbrach: „Sollte aber, was Gott verhüte, durch ungünstige Umstände bedrängt dereinst Prinz Otto in seinem Heimathlande eine Zufluchtsstätte suchen, dann wird gewiß kein Bayernherz sich ihm verschließen und wir Alle werden freudig jedem Opfer für sein Wohl unsere Zustimmung ertheilen" — da fühlte man sich durchdrungen von der Macht und der Bedeutung des öffentlichen Wortes, fühlte, daß, was immer auch noch mangele und wie groß auch hier und da der Mißbrauch damit sei, darin doch der Funke glimme aller wahren Volksgröße, der Keim verborgen liege einer unermeßlichen Entfaltung.

Mit der schönen Jahreszeit begannen wieder Ausflüge in die Umgegend in immer erweiterten Kreisen, bis endlich mich das verlockende Hochgebirge wieder in seine Mitte schloß. — Was ich hier in einer Reihe

von Monaten innerlich und äußerlich verlebt, das steht mit lebendigen Zügen und mit frischen Farben verzeichnet in den „Bergesgrüßen“ [52]), die sich von den ursprünglich mit ihnen zusammenhangenden „Münchener Wanderungen“ immer mehr ablösten und denen es beschieden war — veranlaßt durch zufällige Bekanntschaft mit einem für die Natur schwärmenden Buchhändlerkommis —, endlich in keckem Wachsthum selbständig geworden, bei dem unpoetischsten aller Verleger das Licht der Oeffentlichkeit zu erblicken Habent sua fata libelli! — Von meinen rüstigen Wanderungen und den durch freundliche Abenteuer bedingten Rastungen im Bayerlande, Tyrol, den Gasteiner Alpen, der Tauernkette und dem Jagdrevier Berchtesgadens kehrte ich spät im December erst nach München zurück, wo ich zwar einmal bereits im August wieder vorgesprochen, angelockt durch die Aufführung meiner „Gedächtnißfeier Mozarts“ [53]), aber zum Weilen nicht die Stimmung fand, sondern nach wenigen Tagen wieder aufbrach. — Jetzt war meine Wanderlust vorläufig ersättigt, und es gefiel mir doppelt gut in meiner Wohnung, wo ich mich umgeben sah von meinem liebsten irdischen Besitz, der Büste und den Bildern Charlottens und dem meinem Glück und meinem Schmerz vertrauten Hausgeräthe, das ich von Berlin mir hatte herüberkommen lassen, sobald ich eingesehen, daß an eine Rückkehr vorläufig in keinem Falle zu denken sei. —

„Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt"

hatte ich an Pape geschrieben, als ich ihm mit unbedingtestem Vertrauen das Aufheben meiner bisherigen Wohnstätte übertragen. Jetzt konnte ich aus meiner Studirstube wieder hinübergehen in Lottchens Zimmer, das ich ganz so eingerichtet, wie ich es, beinah ganz so, wie sie selber es an dem schmerzensreichen Schiffbauerdamm verlassen. Und das war mir ein großer Schatz und herrlicher Gewinn. —

Ein anderer Gewinn war mir zugefallen in der Anwesenheit eines Menschen, mit dem ich in der letzteren Zeit meines Berliner Aufenthalts mich herzlich befreundet hatte und der gegenwärtig mit mir dasselbe Haus bewohnte. Während meines sommerlichen Berglebens waren die Gebrüder Marggraff in München eingetroffen und hatten, da sie mich nicht fanden, mir einen Besuch in Partenkirchen gemacht. — Schöne Stunden wurden dort verlebt, reich an Erinnerung und Gegenwart, denen sich ein gemeinsamer Streifzug durch das bayrische Gebirg anreihte. Nachdem ich, von erneuter Wanderlust hinausgelockt, mich der bleibenden Stätte wieder abgewendet, hatten die jungen Freunde das auch ihnen zusagende München sich ersehen zu Begründung eines litterarisch-artistischen Journals. Als dieser mehrere Monate hindurch eifrig verfolgte Plan, bereits seinem Gelingen nahe, scheiterte, war Hermann heimgekehrt, Rudolf aber zurückgeblieben mit der Zuversicht, endlich dennoch einen Anker-

grund zu finden für seine artistischen Gedankensegler. Ihn traf ich jetzt in voller Arbeit, zum Theil bereits dem Anordnen des Materials für seine „Jahrbücher der Kunst“ gewidmet. In mir hatte seit der Rückkehr vorwaltend der „Gruß an Berlin“ Wurzel geschlagen, der von seiner ursprünglichen Bestimmung als Schlußstein der Münchener Wanderungen sich immer selbständiger ablöste und in den ersten Monaten von 1838 meine Hauptbeschäftigung bildete. Da gab es nun mit dem aller Berliner Zustände so kundigen Freunde gar Vieles zu durchsprechen und zu durchkämpfen, und unsere Diskussionen, manchmal bis in die späte Nacht herein geführt, wurden nicht selten am anderen Morgen mit erneutem Eifer in schriftlichen Handbillets wieder aufgenommen. Bei der Nachbarschaft unserer Wohnungen fanden diese unter Sankt Antonii treuer Beihülfe rasch ihre Adresse; und da der Schlußknoten der jüngsten Debatte fast immer einen Anknüpfungsfaden zu neuen Verhandlungen übrig ließ, so gerieth das Weberschiffchen unseres ebenso kampf- als versöhnungslustigen Austausches niemals in Stocken. — Was Marggraff vornehmlich an mir aussetzte, war mein beständiges Erweitern des Gedichtes von innen heraus. — Ich werde es noch gan aus seinen Fugen treiben, behauptete er; und wenn er auch die Entfaltung des einen und des anderen Blättchens gut hieß, so warnte er mich ernstlich, durch allzuviele neue Zweige die alten ursprünglichen in Schatten zu stellen. „Man wird zuletzt den Wald vor

Bäumen nicht mehr sehen!“ rief er einmal ärgerlich, als ich rastlos fortfuhr in meinem entfaltend-zerstörenden Gelüste. Und mit dem Ausdruck „entfaltendes Zerstören“ habe ich mein damaliges Thun vielleicht nicht unrichtig bezeichnet. Wenn auch mancherlei an sich Interessantes durch das fortwährende Nachgießen hinzugekommen ist, die Anschaulichkeit der in ursprünglicher Empfängniß auftauchenden Grundidee, der Zusammenhang und die freie Gliederung der Hauptformen hat unbestreitbar dadurch eingebüßt. — Strenge Beobachtung des vorangestellten Motto: „Die Wahrheit, die Wahrheit, und wär' sie Verbrechen!“ hatte mich von Anfang an mit leidenschaftlichem Drange erfüllt und in rasch vorwärtstreibender Begeisterung in der als Zukunftstraum gestalteten Wanderung durch mein Mekka bis ans Ziel geführt. Würdigung des Echten und Tüchtigen, zu Ehre Bringen des Verkannten, Entlarvung hohler Anmaaßung und Selbstsucht, Wecken schlummernder Keime und scharfes Bezeichnen als Verirrung mir erscheinender Bahnen — das waren die Hauptgesichtspunkte, die ich überall im Auge hatte, gleichviel, ob Lob und Tadel Freunden oder Feinden gelte. — Daß mitunter leidenschaftlicher Irrthum sich in das Gewebe eingeschlungen, daß hier und da der ungestüme Drang nach Unparteilichkeit mich über das Ziel hinausgetrieben, wage ich nicht zu bestreiten; daß aber nirgendwo feindselige Absicht an noch so scharfer Rüge theilgenommen, darf ich die Hand aufs Herz betheuern. Einer der ersten Beurtheiler — im krän-

kischen Merkur — sagte mir das später eingetroffene Ergebniß voraus: daß eine Menge erbitterter Angriffe und unversöhnlicher Gegner mir aus diesem Gruße erwachsen würden, weil ich gewagt, so Vielen scharf ins Angesicht zu leuchten, während meine gepriesenen Heroen entweder im Grabe ruhten oder zu den still Hinnehmenden gehörten, die das Wort des lauten Markts verschmähen. — Aber nicht nur vielfältige Feindschaft ist mir aus diesem Gedicht hervorgegangen, auch auffallende Ueberschätzung ist ihm mannigfach zu Theil geworden, und ich habe heute noch manches ihm zukommende übertriebene Lob zurückzuweisen. Außer der durch das vielfache Nacharbeiten eingetretenen Unform tadle ich vornehmlich die allzugroße Menge aufgeführter Persönlichkeiten, welche dem richtigen Hervortreten des Wesentlichen Eintrag thut. Dazu kommt, daß nicht Weniges sich eingeschlichen, dem als aller Zukunft entbehrend gar keine Stelle in einem Zukunftstraum gebührt. Auch das Sichbreitmachen so mancher Laune des Moments, die vielerlei neckischen Seitensprünge schaden offenbar dem ernsten feierlichen Grundton und dem gemessenen Schritte des Ganzen [54]). Eine Zeitlang schwebte mir vor, das Gedicht künftig einmal in erneuertem Abdruck seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß als Schlußstein der „Münchener Wanderungen" hervortreten zu lassen, wo es dann — selbst mit seinen durch die Zeit bedingten Zusätzen — leicht um die Hälfte kürzer und eben dadurch um so reicher erscheinen dürfte. —

Unter Denen, die an meinem damaligen Treiben lebhaften Antheil genommen, gedenke ich mit liebender Erinnerung Eduard Gervais', der wegen Benützung süddeutscher Bibliotheken für einige Zeit sein Amt als Privatdozent in Königsberg aufgegeben hatte und den Winter 1837—38 in München verlebte. Obgleich seinem Berufe gemäß mit historischen Arbeiten beschäftigt, hielt er auch als Ausübender sich mit besonderer Vorliebe zur Poesie, aber mit so vorwaltendem Reflexionsinteresse, daß seine Dichtungen mir eher Abhandlungen in Versen erschienen, — so sein damals eben vollendetes, später gedrucktes Trauerspiel „Astolf", ein Werk voll dramatischen Talents. Unsere gemeinsamen Mittagsmahle und Nachmittagsspaziergänge, an welche sich öfters jüngere und ältere Künstler anschlossen, machte er durch sein stets angeregtes und anregendes Gespräch zu kleinen Akademien. Ob seine dem „Zukunftstraum" zugewendete enthusiastische Vorliebe dieser Dichtung und mir vortheilhaft gewesen, bezweifle ich. Jedenfalls überschätzte er das Gedicht als poetische Schöpfung und steckte mich und Andere aus meiner Umgebung mit seinen emphatischen Demonstrazionen an.

In meinem Münchener Leben bewirkte der „Gruß an Berlin" eine wesentliche Veränderung. — Bis dahin hatte ich mich in einem stillen Asyl befunden, ungestört durch das Getöse und Gewoge einer flüchtigen und verflüchtigenden Geselligkeit; mein Umgang waren die Wenigen, zu denen ich mich hingezogen fühlte;

was an störenden Elementen sich eingeschlichen, schied sich bereits allgemach ab; bedurfte ich aufrüttelnder Zerstreuung, so hatte ich draußen die Berge nah mit ihrer bedeutsamen stummen Sprache, ihren freundlichen Thälern, ihren gastlichen Sennhütten, vor denen mir der alte Wildschütz Leo treulich Wache hielt; hier war ich durch keine Konvenzionen gebunden, konnte, nur durch Lust und Laune gefesselt, jeden Augenblick mich losreißen zur Wiederaufnahme und zum Dienst des innerlich Mahnenden. — Jetzt kam ich in ein Gewinde, das den einmal Umschlungenen nicht so leicht wieder freiläßt und kein willkührliches Ab und Zu gestattet. Norddeutsche Besucher hatten den „Zukunftstraum“ kennen gelernt, als er eben in dem letzten Stadium des anwachsenden Werdens war, hatten davon in sogenannten höheren Gesellschaftskreisen gesprochen und mich vermocht, in einem derselben das Gedicht vorzulesen. — Man mag sich noch so eigensinnig sperren, mag mit demokratischem Frondiren noch so trotzig Sturm laufen gegen das Treiben der Aristokratie — wer es irgend näher kennen gelernt, wird zugeben müssen, daß in ihm wohlthuende Formen walten, ein Etwas, das nur durch Nachäfferei zur widerlichen Karikatur wird, an sich aber und in seiner Sphäre etwas ungemein Anziehendes hat. Habe ich vielleicht mich vor mir selbst entschuldigen wollen, daß mein Demagogenherz sich wohl gefiel in jener Sphäre? — Wenigstens war es nicht die äußere Form allein, was mich anzog: — es waren Menschen in diesem Kreise,

denen ein höheres Element galt und denen es angelegen war, an Verbreitung höherer Elemente mitzufördern. Diese zogen mich zunächst an; aber, einmal im Strome, zieht dann Eins das Andere nach sich. Es blieb nicht bei jener ersten Vorlesung; manch neue Bekanntschaft hatte mich lebhaft angesprochen, freundliche Einladungen mich verlockt. — Bald wechselten Vorlesungen mit Gesellschaftsspielen, bald war eine Landpartie, bald ein Diner, bald Proben, bald Aufführung lebender Bilder, und bald hatte ich kaum Zeit mehr übrig für meine alten, echten, kopfschüttelnden Freunde, für eigenes stetiges Thun kaum noch die rechte Sammlung. Ich knirschte über diese mir wider Willen über den Hals gekommene Veränderung, die mir, was das Schlimmste war, doch eigentlich recht reizend vorkam. — Ein völliges Losreißen, ein nachtheiliges Abschütteln schien nur möglich durch eine zwischenfallende Periode und war nothwendig, wenn ich wieder Ich selber werden wollte. Ich beschloß eine Reise. Diese wurde um so wünschenswerther, da ich nach Erscheinen des Zukunftstraums in unerquickliche Konflikte mit den bayrischen Ultramontanen und Hyperpapisten gekommen war, deren anonymen Angriffe in der frommen Sion und in der würzburger Kirchenzeitung ich sogar gegen meine Gewohnheit öffentlich zu antworten mich hatte hinreißen lassen. — Zugleich war eine Reihe „Portraits ohne Namen.“ — Charaktermasken münchener Notabilitäten voll beißenden Humors — durch Mittheilung an Einzelne zu so

lauter Besprechung gekommen, daß sie den Betreffenden fremd bleiben konnten. So mehrte sich die Schaar heimlicher Gegner mit jedem Tage; mit jedem Tage wurden mir die fortwährenden Hetzereien widerlicher, störender. Meine Freunde hielten einen längeren Ausflug für unerläßig; selbst der preußische Gesandte ließ mir durch den redlichen Apollonius von Maltitz den wohlgemeinten Rath ertheilen, mich für einige Zeit von München zu entfernen. Einen kurzen Aufschub bewirkte noch das Erscheinen des Rettich'schen Künstlerpaares, das ich während ihres vierzehntägigen Aufenthalts als Gastspieler der Bühne gar lieb gewonnen. Besonders interessirte mich die reichbegabte Frau, die ich früher schon als Julie Gley noch in glücklicheren Zeiten hatte auftreten sehen, wo sie mich in Einzelmomenten lebhaft an Sophie Müller erinnerte. Leider hatte seitdem die mit unwiderstehlicher Macht zum Herzen dringende Stimme im zunehmenden Gefühl der Rührungsfähigkeit beifallklatschender Zuhörer ein Etwas angenommen, das nicht selten an Manier streifte und so der reinen Wirkung bei dem ungeschminkte Wahrheit von dem Künstler Verlangenden Eintrag that; immer aber gehörten ihre Leistungen noch zu den sehr erfreulichen, und man konnte sich mitunter eines nahe an das Beste Grenzenden erfreuen. Gleich nach ihrer Abreise trat auch ich meinen Ausflug an. Als ich meinen Paß für alle Fälle mir auf unbestimmte Zeit verlängern ließ, hatte ich freilich keine Ahnung von der Dauer meiner Abwesenheit; als mich

der wackere Rudolf über Forstenried hinausbegleitete und mir den elastischen Becher, aus welchem wir den kühlen Abschiedstrunk genossen, zu fernerem Geleit einhändigte, da dachte Keiner von uns an die Möglichkeit, daß unser Scheiden langen Jahren gelte; als ich am Stahrenberger See erquickliche Stunden mit dem herzigen Rottmann zubrachte und er auf der Villa Leoni inmitten einer zahlreichen Gesellschaft mit kundiger Führerhand mir einen kleinen Reiseplan entwarf, der auch Venedig in sich schloß, da hätte ich Tausend gegen Eins gewettet auf ein Wiedersehen noch im October 1838. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Jetzt stehen wir im Februar 1845, und ich habe seit meinem Uebergang über die Alpen noch nicht wieder deutschen Boden betreten.

Fünftes Buch.

Die letzten zehn Lebensjahre.

Venedig.

1838—1849.

Fünftes Buch.

Soll ich eine malerische Reisebeschreibung entwerfen? — Ich könnte es, und mit den lebendigsten Farben. In mir blühte es von Duft und Leben wie ich nach raschen Tagemärschen den Brenner überstieg und nun mich als Südlandswanderer betrachtete. Der erste in gerader Richtung gegen Süden zueilende Strom, die Eisach, war mir berauschende Musik; im früchtereichen Etschthale schaute Alles verklärt mich an, und wie ich über Salurn hinaus die bräunlichen Italienergesichter sah mit den schwarzen verlockenden Augen, und in mein Ohr die weichen Klänge der Sprache Tasso's drangen, da fühlte ich ihm die Gärten Armidens nach; unwiderstehlich zog es mich weiter und weiter; es war mir, als müsse ich als Kind hier aufgefunden und von unbekannten Mächten nordwärts über die Alpen getragen sein und sei nun aufgebrochen, meine Heimath wiederzufinden. Um sich genügend auszusprechen, war meine Stimmung zu bewegt, zu hastig überspringend

von einem Eindruck zum anderen; Alles zitterte in mir und stammelte nur abgebrochene Laute. So muß der Pythia zu Muthe gewesen sein, wenn sie über der mystischen Höhle, durchdrungen von dem Hauch dämonischer Gewalten, jene Räthselworte ausstieß, die dem Kundigen zu deuten überlassen blieben. Erst später ist es mir gelungen meine damalige Stimmung verständlich auszusprechen; am kürzesten vielleicht und entschiedensten, ohne den hastigen Wogenschlag, der sie umrauschte, in einem Gedicht, das ich in einer der glücklichsten Perioden meines neuen Lebens gesungen und das künftig einmal die neue Reihe der „Bergesgrüße" eröffnen soll.

Der Südlandswanderer.

Ich steige nieder die Alpenwand
Und wandr' entgegen dem wälschen Land,
Schon ziehet südwärts Fluß und Bach;
Ich zieh' den Flüssen und Bächen nach,
Ich gönn' mir kurze Ruhe kaum,
Von Südlands Blumen blüht mein Traum,
Und wunderbare Bilder ziehn
Zukunftsverheißend vor mir hin.

Wirst Du's erreichen das schöne Ziel,
Der frühen Träume holdes Spiel?
Wird sie entsprechen dem Ahnungsdrang,
Die Wirklichkeit in Bild und Klang?
So reichen Schatz an Lust und Leid
Birgt Dir der Schacht Vergangenheit —
Wär' auch die Zukunft noch so reich,
Was kann sie bieten, jenem gleich?

Nicht nach Besitz ist mein Begehr —
Oft schaut' ich an der Sterne Heer —
Wollt' ich sie niederziehn? — Mich trug
Empor des Geistes kühner Flug — —
So ziehst auch du mir Herz und Sinn,
Italia, mächtig zu dir hin,
Ein neues Leben winket mir,
Ich fühle doppelt mich in dir.

Umschlingen wird sich, rein erglüht,
In deinem Arm mir Nord und Süd,
Der deutschen Heimath Ernst und Treu'
Verläßt mich nicht, erstarkt und neu
Wird sie an deiner warmen Brust,
Erblühn zu frischer Lebenslust,
Bis sich die hohe Alpenwand
Verwandelt zum Vermählungsband. —

* * *

Freilich mußte, bis es zu dieser Klärung kam, noch manche Schlacke sich herausglühen aus dem inneren Metall, und mancher Sturm noch sollte brausen, bevor die Klänge Gestalt und Maaß gewinnen konnten, die zu ihrer Zeit von der innerlich festen Haltung auf meiner doch nur scheinbar regellosen Bahn Zeugniß ablegen werden.

An den nördlichen Ufern des Gardasee's, in dem reizend an ein weites Gartenthal sich anlehnenden Torbole machte ich zuerst Halt und durchstreifte die an mannigfacher Schönheit reiche Umgegend. Dann abwärts nach Verona und nach Mantua, an beiden

Orten dem Einzuge des nunmehr auch mit der lombardischen Krone geschmückten Kaisers beiwohnend. Das Andenken Mantua's hat sich mir ganz und gar mit Giulio Romano vereinigt, der hier so vielen Orten den Stempel eines gewaltigen Schöpfervermögens eingedrückt, das selbst in seinen Ausartungen noch zur Achtung zwingt. In Verona gewann der theatralische Apparat zu Ehren der hohen Gäste Sinn und Bedeutung bei den Darstellungen innerhalb der mächtigen Arena; und nahm sich das galonirte Lakaienwesen auch um so possirlicher aus zwischen den ernsten dunkeln Mauern des großartigen Römersbaus, so gewann die Masse des Volks dagegen etwas um so mehr Achtung Einflößendes.

Die Vorstellung in dem olympischen Theater zu Vicenza — diesem Kartenhäuschen, nach dem Vorbild der antiken Bühne entstanden in der Laune des doch stark modernisirenden Palladio —, obgleich nach jener riesenhaften Szenerie etwas kleinlich-puppenhaft, gewährte doch ein eigenthümliches Interesse eben so wie die Wettspiele auf dem großen Pra della Valle in Padua. Am eigenthümlichsten aber und um des zauberischen Rahmens willen am reizendsten gebettet wurde dem glänzenden Strome des von Mailand heranwogenden Kaiserzuges in der wunderbaren Stein- und Wasserwelt Venedigs.

Es war ein glücklicher Zufall, gerade um diese Zeit in Venedig anwesend zu sein, und des Kaisers Einzug in die Dogenstadt allein einer weiten Reise werth. —

Wer, unkundig der Weltereignisse der letzten fünfzig Jahre und nur bekannt mit der alten Herrlichkeit der stolzen Meereskönigin, in dem Augenblick in die nordwestliche Lagune wäre versetzt worden, wo all die reichgeschmückten Fahrzeuge sich heranbewegten zum Empfang des deutschen Herrschers, Der hätte in der ersten staunenden Ueberraschung leicht eines jener Feste vermuthet, mit welcher die dankbare Republik einen heimkehrenden Sieger empfing. Munizipalität, Kaufmannschaft, die verschiedenen Behörden und Gilden, Nobili und Bürger hatten mit einander gewetteifert in geschmackvoller Ausstattung von Barken und Gondeln; seit längerer Zeit bestehende Vereine, die man sonst nur zur Faschingszeit unter ihren Masken umherziehen sieht, hatten, jeder dem angenommenen Charakter gemäß, sich in festlichem Kostüm heranbegeben. Die Neapolitaner unter Fülle von Orangen zu der munteren Tarantella tanzend, die Spanier den üppigen Fandango mit dem Schall der Kastagnetten begleitend, die Chiozotten unter ihrem Fischergeräth handthierend; dazu eine schwimmende Druckerei, welche die zu diesem Tage verfertigten Sonette und sonstigen Klingklang auf den Wassern setzte, druckte und vertheilte; bunte strahlende Kleider und Wappen und Livreen überall, und Hunderte von Barken weit umher die Peotte umgaukelnd, die, ein schwimmender Lustgarten voll Blumen und fruchtbeladenen Stämmen, inmitten eines durchsichtigen Pavillons das kaiserliche Paar herantrug. — Wie das Alles dem hohen Säulenpaar der Piazetta nahete,

wo Angesichts des ehrwürdigen Dogenpalastes und der aus Siegestrophäen erbauten Markuskirche die Geistlichkeit den Monarchen empfing und durch die gaffende Menge in den Tempel führte, da freilich hätte sich auch dem Ueberraschtesten wohl die Frage aufgedrängt: Wo ist der herrliche Bucintoro und die stolze Signoria und der Meeresbräutigam? Wo sind die Flaggen der unterworfenen Königreiche und was bedeuten die fremden Farben im Gebiet des Flügellöwen und das drohende Geschütz unter den Säulen der Berathungshalle? —

Nächst dem Einzuge war es vornehmlich die Regata der Gondoliere und die Erleuchtung des Markusplatzes, was die kaiserliche Anwesenheit wahrhaft verherrlichte, jene ein Tagesfest, das den großen Kanal in all seiner jetzt noch möglichen Schönheit und das venezianische Volk in seiner kindlichen Fröhlichkeit zeigte, dieses ein abendliches Schauspiel, in welchem die gedrängte Fülle unvergleichlicher Gebäude eine aus Licht gewobene Architektur erschien. Außerdem wurde so Vieles aufgeboten zu Schau und Zerstreuung, daß man während dieser Tage gar nicht Zeit und Stimmung fand für das ruhige Beschauen des eigentlichen Venedigs. So nahm ich mir denn nach dem Abzuge des festlichen Tumults eine Wohnung an der Riva und beschloß, nicht eher von hinnen zu weichen, als bis die überwältigende Macht der neuen Eindrücke sich geklärt und in ein ruhiges Bette geleitet habe. Bekanntschaften suchte ich nicht, überließ mich hierin ganz und

gar dem Zufall; aber unermüdlich spürte ich Allem nach, was irgend Beziehung hat zu Venedigs Vergangenheit; ich wollte Venedig, und nur dieses. In diesem Drange kam mir ein alter Barkariole sehr zu Gute, dessen Jugenderinnerungen noch in die Zeiten der Republik fielen und der unerschöpflich war im Erzählen. Von besonderem Interesse war mir eine Sage aus der Jugend des Dogen Sebastiano Ziani, die schon früher mich stark angezogen und jetzt mit erneueter Gewalt auf mich eindrang. Ich wollte sie episch behandeln. Aber die zu solchem Thema erforderlichen Nachforschungen im Gebiete der Geschichte führten mich weiter und weiter; immer neue Anknüpfungspunkte boten sich dar, und indem der Plan noch vor der Handanlegung in fortwährender Enfaltung wuchs, entwand er sich zugleich der Möglichkeit, seiner ursprünglichen Empfängniß gemäß ausgeführt zu werden, und nahm eine ganz andere, bei weitem umfangreichere Gestalt an. Noch ehe ich mir der gänzlichen Veränderung bewußt geworden, war an die Stelle ihres Vertreters, des Dogen Ziani, die Meeresbraut Venezia selbst getreten. Ein großes lyrisches Epos rollte sich mir in ahnungsreicher Ferne auf, eine Kette, zu welcher jener frühere Plan in seinem ganzen Umfange nichts weiter als einen Ring abgeben konnte; und je lebendiger mir dieser Gedanke wurde, um so mehr schrumpfte Vieles, das bisher mir wichtig an sich geschienen, zu unscheinbarem Beiwerk zusammen für einen Bau von breitem Fundament mit entsprechenden Thür-

men und Zinnen. In diesem Sinne trieb ich jetzo meine Studien. — In Deutschland waren indessen („. . . . aus welchen trüben Quellen herrührend, weiß man wohl“ — wurde mir von München geschrieben) verschiedene Gerüchte ausgesprengt worden, als sei mein längeres Ausbleiben die Folge eines gegen mich ergangenen Verbannungsurtheils; und Zeitungsblätter wiederholten unter mannigfachen Variazionen diese Gerüchte. Die Aufforderungen, durch eine förmliche Erklärung dieselben zu widerlegen, wies ich von mir, den Getreuen in der Heimath vertrauend, die das an meiner Stelle thun würden, und lebte mich indessen immer tiefer ein in den Frieden der Lagunenwelt. Ein stiller, feierlicher Ernst war über mich gekommen; mein Innerstes erfüllte als zu gestaltende Idee „Venedig im Spiegel der Vergangenheit“ — und an diesem Keim- und Quellpunkt fühlte ich mich hingegeben, und vor seiner Vollendung glaubte ich an nichts Anderes denken zu dürfen. Jetzt hätte Mundt mit Recht seinen alten Vorwurf meines „Spinnens ins Unendliche“ erneuen dürfen, zumal da mehr und mehr die innere Anschauung des ganzen, so unendlich herrlichen und so unendlich elenden Italiens zugleich mit unserem theuren zukunftsschwangeren Deutschland sich als durchschimmernder Hintergrund und mit zu befruchtender Saatboden in die Gesammtheit der neuen Aufgabe hineindrängten. Aber ich hätte auch mit vollstem Rechte ihm erwidern dürfen, daß ich die Umrisse des weit hinaus Vorliegenden in scharfen Zügen verzeichnet

in mir trage und daß zu deren Ausführung mich unrückweisbare Mächte treiben, das „Ich kann nicht anders“ unseres kräftigen Reformators, die Summe jedes thatgebietenden Gedankens. Ich wüßte mein inneres Leben in jener Periode (Winter 1838—1839) nicht besser zu bezeichnen als durch ein Sonett, das ich an einen Freund in die Heimath sendete, der sich mit Bekümmerniß über meine Zukunft geäußert und mit liebender Fürsorge an eine baldige Heimkehr gemahnt hatte:

Den Drachen, der mit grimmer Wuth und Schwere
Nicht abläßt auf des Ringers Brust zu drücken,
Gewohnt in stetem Kampfe zu ersticken,
Ihm steh' gewappnet ich mit Schild und Wehre.

Mir weckte nicht Verlust endlose Leere,
Ich darf vom Baume der Erinn'rung pflücken;
So weil' ich mit verklärten Janusblicken,
Auf diesem großen Katafalk im Meere. —

Der Schmerz ward mir ein Saatfeld; im Besitze
Des heiligen Guts, das kein Verlust entwendet,
Fühl' ich gedoppelt alten Muth und Stärke;

Wenn Andere zittern vor des Schicksals Blitze,
An mir hat es sein Aeußerstes vollendet,
Und keine Furcht stört mich im Tagewerke.

(Venedig, den 16. November 1838.)

Mein einziger näherer Umgang während dieser Zeit war, seltsam genug, ein Mensch, der nie zuvor sich um Poesie bekümmert hatte, eine Natur von durchaus

mathematischer Grundrichtung, aber offen den verschiedenartigsten Eindrücken. Der Zufall hatte uns zusammengeführt, als eben die ersten Keime meines Venezianerplanes in mir Wurzel schlugen. Sein lebendig-zuthunliches Wesen, seine rege Empfänglichkeit brachten mich bald zu näherer Erklärung, sein scharf eingehender Verstand überraschte mich erfreulich; und ihm war es — ich weiß kaum, ob mehr angenehmer Zeitvertreib, ob mehr eine aus innerem Bedürfniß hervorgehende ernste Angelegenheit, sich immer in genauer Kenntniß meines Thuns und Treibens zu erhalten; manchmal schien es sogar, als habe diese sanguinisch-wandelbare Natur mehr Interesse für das als neue Erscheinung ihm sich darbietende dichterische Entfalten als für seine bisher verfolgten mathematisch-physikalisch-chemisch-strategischen Entwürfe. Ich glaube, wir haben während der Zeit unserer näheren Verbindung gegenseitig wohlthuend aufeinander gewirkt; er hat durch sein kalt abschneidendes und dennoch mir gegenüber niemals theilnahmloses Wesen vielfach beigetragen, mich in mir selber zu beruhigen und zu klären, und ich habe, so lange ich Einfluß auf ihn geübt — das heißt: so lange seine Laune dauerte, wahres Interesse an mir zu nehmen — unwillkührlich seinem etwas stark auf Aeußerliches gerichteten ehrgeizigen Streben mehr inneren Halt und Glauben an ein höheres Element eingeflößt. Um dieser tieferen Beziehungen und seines mir unvergeßlichen lebhaften Antheils willen an all meinem Dichten und Denken in

einer noch häufig von unruhigen Pulsschlägen bewegten Zeit habe ich mir auch nicht versagen können, das Briefliche meiner Wanderungen durch Istrien und Dalmazien an ihn zu richten, als ein Denkmal schöner Stunden, von denen ich kaum weiß, ob sie ihm selber noch scharf gegenwärtig sind. — Er ist der Leonhard, den ich gleich zu Anfang bei der Abfahrt nach Triest mit seinem Vornamen, später bald nach seinem Geburtsland als Wallone, bald nach seinem Stande als Marineoffizier und sonst unter verschiedenen Formen anrede. Ueber ihn schrieb ich den 25. December 1838 an einen Freund —: „— — — Auf diesem großen Sarkophag, umschwirrt von dem libellenartigen Getriebe des Tages, verschließe ich zwar die Poren keinem noch so flüchtigen Luftzuge der Gegenwart, fasse aber mit den tieferen Athemzügen doch eigentlich nur die Vergangenheit und bin noch immer mehr ein Einsaugender als Ausströmender. Dazu kommt, daß ich beinahe ganz auf mich allein verwiesen bin. Es kennt mich eigentlich, mein Innerstes, kein Einziger, und ich glaube die bunte Maske des Tages gut zu handhaben. Der Einzige, mit dem ich näheren Umgang pflege und dem sich vielleicht unwillkührlich dann und wann ein innerer Laut verräth, ist ein Marineartillerieoffizier, ein Mensch von scharfem Verstande bei tüchtigem Wissen und, was mir mehr als Alles gilt, von regem Streben durchdrungenem männlichen Sinne. Sein ganzes Wesen ist der Art, daß ihm gegenüber weit mehr der Gedanke als das Gefühl sich Luft zu machen An=

laß findet. Gleichwohl ist er keineswegs gefühllos; nur mehr zurückgedrängt sind die Gefühlsfäden in dieser etwas härteren Menschenpflanze, deren gesunder Kern sich früh gewöhnt hat dem Lebenssturme nur die rauhe Schale zum Bestreifen darzubieten. Er ist für mein gegenwärtig Sein gerade der wohlthätigste Umgang ..." — — — Und am 1. August 1843 schrieb ich von dem Leonhard der Dalmatinerbriefe: „Diese seltsam gemischte Menschennatur, welcher nur Eines fehlt, um zu wirklich Bedeutendem im Leben zu gelangen, — Ausdauer" ... —

* * *

Der Uebergang zum Frühling 1839 brachte mich stark wieder aus dem Gleichgewicht. Der in den Lagunen vorwaltende Sirokko hatte seine Herrschaft angetreten. Was schwächlichen, vornehmlich brustleidenden Konstituzionen Erquickung, brachte mir Verderben. Das Blut wälzte sich in ungestümer Aufregung durch die Adern, das Herz schlug hörbar Tag und Nacht und ließ zu keinem erquicklichen Schlaf kommen — höchstens ein kurzes Entschlummern mit beängstigenden Träumen —, die gute ehrliche Eßlust verschwand fast gänzlich, der Gedanke erlahmte und die Festigkeit des Willens sank zum Nullpunkt herab. Alles, was in guten Tagen sich wie von selbst und von inneren Springfedern gehoben gefördert, stockt und lahmt in einem solchen Zustande, und Kraft haben nur noch trübe Vorstellungen, die eben dann doppelt geschäftig

sind ihr angemaßtes Recht geltend zu machen und weit über die Gegenwart hinaus ihre dunkelen Schwingen breiten, mit hastigem Flügelschlage die Dämonen der Verwirrung und Verzagtheit weckend. Wer ähnliche Zustände kennt, der wird in diesen Zügen ihr getreues Bild erkennen. Ich weiß nicht, ob Allen das sie begleitende Gelüste bekannt ist, sich durch einen herzhaften Aderlaß Erlösung zu schaffen an der mitunter unerträglich werdenden Qual, und die heimlich flüsternden Stimmen, welche dieß Gelüste zu unterhalten und zu unterstützen unermüdlich sind. — Gegen diesen Teufelsspuk hatte ich manchmal Wochenlang anhaltend den armen Rest von Willenskraft aufzubieten, wobei mich dann das Meerbad redlich unterstützte; aber statt mich der Errungenschaft erfreuen und die wiedergewonnene Selbstbestimmung meinen Arbeiten zuwenden zu dürfen, mußte ich immer von Neuem sie gegen die hartnäckigen Launen des Sirokko wenden. Wie oft habe ich mich wörtlich aufrecht gehalten durch den Zuruf „Halte aus!" oder „Steh tapfer!" und durch die Vorstellung des Kämpfers in der Schlacht, der mitten im Kugelregen feindlicher Batterien seinen Posten nicht verlassen darf. In einem solchen Zustande war es, wo ich an der Wiege eines neugeborenen Kindes, von den Eltern um einen Segenswunsch ersucht, die Worte aussprach: „Viel Herz, möglichst wenig Herzschlag!" —

Ich schalte hier einen Brief ein, der sich näher über diese Zustände ausspricht, von denen ich jetzt

glaube behaupten zu dürfen, daß sie auch physisch für immer überwunden sind, die aber eine zu bedeutende Rolle in meinem früheren Lebensgewinde gespielt, als daß in den Grundzügen meines Lebens eine möglichst klare Darstellung derselben fehlen dürfte. Der Brief ist an meinen stets mit innigem Vertrauen geliebten Oheim Johann Stieglitz in Hannover geschrieben kurz vor Antritt meiner Reise nach Istrien und Dalmazien, sein Gutachten einzuholen über die Vorschläge eines hiesigen Arztes und zugleich ihn selber zu Rathschlägen zu veranlassen im Fall der Wiederkehr ähnlicher Blut- und Nervenstürme —:

„— — — Da ich, was ich so ungern thue, dießmal direkt den Zustand zu berühren habe, welcher als unerläßliche Mitgift in meinen Lebensknoten gewoben ist, so bitte ich vor Allem inständigst: Glauben Sie nicht, daß ich in irgend einer Weise klagend Sie behelligen will — ich erlaube mir dergleichen nie und gegen Keinen, wohl fühlend, daß nur beharrendes Vertrauen und ein unablässiges Wachhalten der zugetheilten Kraft wahrhaft helfen kann, wo alle äußere Hülfe nur ein immer prekäres Palliativ, weil dem Uebel niemals bei der Wurzel beikommend —, es ist ein einfach medizinischer Rath, den ich von dem Arzte begehre, zu welchem ich das menschlich-größte Vertrauen habe, bevor ich den wohlmeinenden Ansichten eines Anderen folge. Sie kennen die gefährliche Mischung meiner Kräfte; Sie wissen, wie ich bei einer ursprünglichen athletischen Bildung mit einem Blut-

system versehen bin, das wiederholt gegen die edelsten Organe, Herz und Hirn, sich wendet, — bald wie ein Sturm ganz unvorhergesehen und scheinbar ohne alle Ursache aus dem normalsten Zustande hervorbrechend, bald nach und nach sich vorbereitend und langsam unterminirend, dann aber um so mächtiger und anhaltender. Der Wille und, ich darf wohl sagen, das Vermögen, dem auf alle Weise Widerstand zu leisten, bald direkt, bald indirekt, ist noch in keiner Stunde ganz ermattet; ich meine so, daß nicht Ein Strahl zum mindesten von Siegeshoffnung dem ringenden Geiste beigestanden, der ohne diesen Strahl gar leicht an die nach absoluter Herrschaft dürstende Materie verfallen könnte, bei so vielen doch wahrlich nicht unedlen Naturen irgendwie verfallen ist. Ich komme mir in dieser Hinsicht manchmal vor wie der Vertheidiger einer starken Festung, dem es nie an Muth fehlt, der auch auf den Willen und die Beständigkeit seiner untergebenen Mitkämpfer rechnen kann, der aber denn doch bei aller Kraft und aller Ausdauer bei dem immer wachsenden Andrang feindlicher Streitmassen sich mit bedenklichem Kopfschütteln einmal fragt: Ob, wenn nicht Entsatz kommt, endlich doch einmal die Fahne der Belagerer auf unseren Thürmen wehen wird? Darum kämpft er nicht minder, thut nicht minder Alles, was zu einer herzhaftpflichtgetreuen Vertheidigung erforderlich; aber jene Frage, das sieht er nur zu gut ein, ist nicht etwa hervorgegangen aus einem Moment der Ermattung,

sondern zu sehr nur aus heller Einsicht in die Umstände und einem unverholenen Ueberblick gar leicht in seine Lage einbrechender Möglichkeiten. Aus diesem Grunde nun sah ich mich um nach zweckmäßigen Mitteln, auch außer dem inwohnenden Muth und der Beharrlichkeit der Vertheidiger der Veste zu Hülfe zu kommen. Ich steh' in dieser Hinsicht auf einem ganz anderen Standpunkt als vor fünf Jahren, wo die ersten unerwarteten Anfälle einer noch unbekannten drohenden Gefahr mich in die Arme eines Menschen warfen, unbedingt, fast willenlos, der — vielleicht aus Unkenntniß der Grenzen seines Könnens — mit der schrankenlosesten Zuversicht eine baldige Abhülfe versprach, während der ihm Vertrauende unter seiner Behandlung nur immer tiefer in den drohenden Zustand versank; auch ist von einer Gefahr jener unheilvollen Periode jetzt nicht mehr die Rede. Das Ungeheure, was ich erleben mußte, das Aufmichselbstgestelltsein ohne weitere Ansprüche an sogenanntes Lebensglück, hat mir eine Fassung und Resignation erringen und befestigen helfen, die, Eins geworden mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf ein über Allem waltendes Höheres, ein gewaltiger Mitkämpe geworden meines festen Willens und der recht eigentlich zur Religion gewordenen Einsicht, daß nur mein Beharren den vor den Augen der Welt verwegenen Schritt meiner liebend vorangegangenen, ewig unwandelbar Geliebten rechtfertigen kann. Aber ich möchte auf meiner Bahn — und dieses ist das Ziel, auf welches bewußt und un-

bewußt sich alle Kräfte spannen — auch möglichst frei und würdig zur Erscheinung bringen, was als Keim und Anlage in mich gelegt ist. Nur so glaub' ich der Bestimmung meines Lebens, nur so dem innigsten und letzten Wunsche nachkommen zu können, mit welchem meine unvergeßliche Charlotte in den Tod gegangen. Hierzu nun mich tüchtig und berufen fühlend und durch nichts in diesem Einen mich irre machen lassend, kann ich gleichwohl das Element nicht fortbannen, das die Lösung meiner Aufgabe mir ungemein erschwert. Es sind dieß die immer wiederkehrenden Krisen des Blutes, das von den unteren Extremitäten ab gegen Herz und Hirn sich wendend bald auf Stunden, bald auf Tage der vollen Gesammtwirkung meiner Geisteskräfte, jener elastischen Energie, die mir von Ursprung eigen und die Basis meines eigentlichsten Lebens zu sein scheint, mich fühlbar beraubt. Ich schweige von der Stimmung und Seelenbedrängniß, die solche mit sich führen; all dergleichen ist Ihrem Blick in dergleichen Zustände nichts Neues; auch hab' ich jene bis jetzt immer kräftig überwunden, bald früher, bald später Herr darüber werdend; was ich eigentlich im Auge habe und wogegen ich entschieden wirken möchte, sind die Hemmungen, die dadurch sich der angemessenen Lösung mit Liebe und Eifer verfolgter geistiger Plane in den Weg legen. Daß mein Leben einfach und naturgemäß, ohne Exceß in irgend einer Weise, davon dürfen Sie überzeugt sein; ich entziehe mir eher, als daß ich irgendwie mir ein Zuviel ge-

statte, und das nicht etwa aus eingewurzelten Marotten, sondern aus gewonnener Einsicht; auch ist meine physische Kraft in voller Rüstigkeit und Ausdauer und ohne irgend eine Störung, und mein Aussehen der Art, daß Alle, die es wohl mit mir meinen, sich darüber freuen; ja, die meine Vergangenheit nicht kennen, halten mich eher für einen Mann in den zwanziger Jahren als darüber; aber alles dieses hindert nicht, daß unter den kräftigst blühenden Symptomen scheinbar unerschütterlicher und sogar harmonischer Lebensbasis jene störenden und manchmal selbst bedrohlichen Wetter sich zusammenziehen. Es ist damit wie mit den düsteren Wolken der Seele, deren Vorhandensein auch so leicht Niemand unter der heiteren Larve ahnt. Nun bin ich durch meine nicht dankbar genug anzuerkennende freie Lebensstellung, durch dieses jeden Augenblick in Luft mich baden Können — meiner Natur so unerläßlich — und das Bewahrtsein vor amtlichem Stubenleben, zu gewissen Zeiten auf Menschen meiner Art von so unterminirender Wirkung, vor dem physischen Bruche durch jene Krisen vielleicht für immerdar bewahrt; auch hat das tägliche Meerbad, das ich, ein rüstiger Schwimmer, im April schon angefangen und so lange nur immer möglich fortzusetzen gedenke, sichtbar wohlthätig auf das bei mir irgend mögliche Gleichgewicht der Kräfte gewirkt und namentlich die Einflüsse des mir grundfeindlichen Sirokko brechen helfen; aber es reift mehr und mehr ein umfassender Plan, dessen Lösung ich vom nächsten Winter erhoffe; an diesem möglichst ungestört zu för-

dern ist mein innigster Wunsch, ihm zu genügen würd' ich kein Opfer scheuen. Ich sprach in dieser Hinsicht kürzlich erst mit einem wir wohlwollenden Arzte, der hier viel Vertrauen genießt. Da ich ihm erklärte, daß ich in keinem Falle etwas nehmen würde, dessen Bestand mir nicht aufrichtig mitgetheilt sei, so meinte er, es dürfe vielleicht Belladonna oder auch wohl Nux vomica, nach Umständen in mäßiger Dosis angewandt, wohlthätig=beruhigend auf meinen Zustand wirken. Dieß nun leg' ich Ihrem Ermessen vor, mein verehrter Freund. Haben Sie nichts gegen die genannten Mittel und darf ich überzeugt sein, daß durch deren Anwendung nicht anderweitig mehr verdorben als genützt wird, so mache ich, sobald ein Blutsturm sich wieder merken läßt, einen Versuch damit. Vielleicht, daß gerade auf eine an Medikamente so wenig gewöhnte Natur wie die meinige um so erfreulicher zu wirken ist; an strenger Befolgung alles zur Unterstützung der eingenommenen Mittel Nothwendigen soll es nicht fehlen; nur geistigen Stillstand kann ich nicht geloben; das hieße bei mir, so lange die Lebensfasern ineinandergreifen, potenzirter Tod. — — —"

Die Summe der Antwort war, nach liebevoll=umsichtigem Eingehen in das Wesen jener Zustände und Billigen vornehmlich des fleißigen Umgangs mit Luft und Wasser bei dringendem Anrathen höchster Mäßigkeit und Vorsicht in allen Genüssen —:

„— — — Tilgen werden Sie durch Kuren und Arzneien eine so tief gewurzelte Richtung Ihrer Kon=

stituzion nicht; ja Sie haben zu fürchten, daß sie, wenn man ihr gewaltsam entgegenwirkt, noch ärger losbricht und in die höheren Grade überschreitet. Belladonna und Nux vomica dürfen Sie vor Allem nicht gebrauchen! — Die Zeit, fortrückende Jahre, wenn Sie mit Glück bei Ihrem jetzigen Verhalten mit unerschütterlicher Ausdauer beharren, können diese Anlage und Ausbrüche mindern und mildern und endlich vielleicht zum gänzlichen Weichen bringen. — Nur wenn andere Krankheit Sie befällt oder Ihr Uebel gar zu hart oder dauernd Sie ergreift, haben Sie an einen Arzt sich zu wenden, aber an einen erfahrenen, bewährten. Ich hoffe und wünsche, daß es Ihnen so ergeht, daß Sie dessen nicht bedürfen. —"

* * *

Mit der vorrückenden Jahreszeit trafen aus Nord und Süden wiederholt vaterländische Durchzügler ein. So bald nacheinander die Architekten Schadow und Semper, Beide auf ihrer Rückkehr in die Heimath, Beide erfüllt mit Plänen für ihrer Leitung übertragene Bauten, Semper voll von der zu verwirklichenden Idee des Dresdner Schauspielhauses, in welchem etwas ganz Neues hervorzubringen sein encyklopädisch glühender Kopf in interessanter Unruhe kreiste. Gemeinsames Schauen mit solchen Meistern vom Fache weckt, wie sich von selbst versteht, mannigfach neue Gesichtspunkte und wirkt unwillkührlich auf Klärung und Erweiterung der im Stillen gewonnenen. — Karl Hegel, der seine italienischen Wanderungen abschließend mit seinem vom

Norden ihm entgegenkommenden Bruder Emanuel hier zusammentraf, brachte aus Florenz reiche Sammlung historischer Forschungen mit und führte gern mittheilsam in die gewonnene Ausbeute ein, wenn wir im Austausch über Vergangenheit und Gegenwart im Alten und im Neuen uns ergingen. — Am längsten weilte der aus Rom mit Gattin und Kind und Schülern rückkehrende Kaulbach, der, wenig erbaut von den modernen soi-disant Ticianen Venedigs, desto eifriger anerkennend das Unerreichte der dahingeschiedenen Meister bewunderte. Ein hübscher Kreis hatte damals sich gebildet von jungen hier weilenden französischen Malern, die gern gesellig zur Geselligkeit veranlaßten. Unwillkührlich gemahnte mich's in ihrem Kreise mitunter an eine Aeußerung Mortimers, wenn er beim Anpreisen des mannigfach bewegten Römerlebens „der Franzosen muntere Landsmannschaften“ erwähnt. — Unter ihnen bildete der Schweizer Aurel Robert, Leopolds jüngerer Bruder, als Architekturmaler von einer seltenen Vollendung durch Ernst und Gediegenheit den Uebergang zum deutschen Element. So zeichnete auch Lefrançois, weniger in seinem künstlerischen Leisten als in seiner Gesammtbildung hervorragend, sich aus durch unermüdliches Streben und eine eiserne Beharrlichkeit. Dieser Lefrançois, mit Glücksgütern reich gesegnet, liebte es einen fröhlichen Kreis um sich zu sammeln und an der Heiterkeit seiner Regierung sich zu erfreuen. — So hatte er während Kaulbachs Hiersein unter Anderem ein schönes Nachtfest auf der La-

gune veranstaltet, bei welchem geschmückte Gondeln, Musik, Tassosänger und Erfrischungen mancherlei Art nicht fehlten und das gewiß Allen, die daran theilgenommen, in freundlicher Erinnerung geblieben. Wenige Wochen später geleiteten wir den glücklichen, gern beglückenden Menschen, der in den Wellen seinen Tod gefunden, zur letzten Ruhestätte auf San Cristoforo della Sace. Kaulbach, der meinen ihm gewidmeten Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung gelesen hatte, fragte von München aus voll Unglaubens, ob das derselbe Lefrançois sei, mit dem wir kurz zuvor noch so freudig vereint gewesen, und gedachte sein mit herzlicher Erinnerung. — Bald nach Kaulbach erschien Christian Ruben, ein anderer von Cornelius' tüchtigeren Schülern. Ihn hatte das Traumbild von der altberühmten Meereskönigin nach Venedig gelockt, wo er hoffte die besten Schiffsstudien machen zu können für ein großes historisches Gemälde, welches Columbus zum Gegenstande hat. Aber er erkannte in der Armseligkeit des heutigen Arsenals und dem verwaisten Hafen bald seinen Irrthum und wendete sich hinüber nach Triest. Aus Prag, wo Ruben gegenwärtig Direktor der Malerakademie ist, erfuhr man später, daß sein Kolumbus ein würdiges Werk geworden. —

Unter den Ausflügen, die ich im Sommer 1839 vornahm, war der anhaltendste in die benachbarten Euganeen, wo ich als unermüdlicher Bergwanderer alle Schlupfwinkel durchsuchte. Eine Schilderung dieses Ausfluges hat kurz nachher das Morgenblatt gebracht [55]);

sie ist nicht ohne Leben und giebt die Lokalfarben getreu wieder; aber hier und da macht sich doch gar zu sehr der dunkle Hintergrund der damals vorwaltenden Stimmung geltend. Freier von solchem Beigemisch, und daher unbefangener und einfacher, ist die einen Monat später (im Juli) gegebene Darstellung eines der schönsten, seinem Ursprung treuesten Venezianerfeste, die nächtliche Vorfeier des Redentore. — Ich werde sie unter die historischen Anmerkungen zu meinem Epos, die allgemach zu einem selbständigen Band heranwachsen, ohne Aenderung aufnehmen können.

Das Verlangen, die vornehmsten Schauplätze venezianischer Thaten kennen zu lernen, führte mich zu Anfang des Herbstes (1839) nach Istrien und Dalmazien. Von diesen, durch günstige und ungünstige Zufälle erweiterten und bis in die späte Jahreszeit hinein gedehnten Wanderungen und Fahrten zu Wasser und zu Lande, denen sich auch ein Besuch auf Montenegro anschloß, wäre es überflüssig hier zu sprechen, da die Hauptresultate aller Welt zugänglich geworden sind in den unter Cotta's Pathenschaft hervorgetretenen Kindern, deren jüngstes in diesem Augenblick, wo es vielleicht schon kritischer Musterung von Freunden und Feinden im deutschen Vaterlande vorliegt, mir in seinem neuen, sauberen Kleide noch gar nicht zu Gesicht gekommen. Einsichtige werden auch in diesen Arbeiten gewahren, daß ich auf meiner Grenzwacht zwischen Nord und Süd den Interessen des theuren Vaterlandes niemals untreu geworden[56]).

Nach mannigfaltigen Erlebnissen spät im November rückgekehrt zu dem Frieden der Lagunen, tauchte ich mit erneueter Spannkraft in mein Venezianerelement, und freute mich mit jedem Tage mehr des wachsenden Gedeihens, während zugleich dem Leben alle Poren frühlingsfreudigen Drängens erschlossen sind. Hätte ich Talent zur Novellistik, diese Periode würde mir reichen Stoff darbieten zu einer Darstellung, in welcher sowohl Lokal als Persönlichkeiten nur brauchten treu wiedergegeben zu werden, um — freilich mit sorglicher Verdeckung jeder Spur zum Auffinden des Pfades — als anziehendes Gemälde in die Reihe der sogenannten Zugstücke zu treten. Und bis das Talent zu solcher Schilderung, zu welchem ich bis jetzt kein Merkzeichen wahrnehme, in mir erwacht, bleibe dieser Zeitabschnitt mit seinem Inhalt als Erinnerung im verborgenen Schacht der Brust vergraben. Auch der Umschlag meiner geistigen Thätigkeit, die damals eine Zeitlang nur im Gesangesstrome sich gefallen hatte, in plötzliche — nicht Unthätigkeit, sondern eine ganz andere Richtung, hängt auf wahrhaft abenteuerliche Weise mit dieser zum Romanstoff wie geschaffenen Periode zusammen. Genug, ich sitze mit einem Male in der geistigen Anschauung des kurz zuvor erst leiblich verlassenen Montenegro, und beginne, was mir früher gar nicht eingefallen, wohlgemuth meinen dortigen Besuch Schwarz auf Weiß zu erzählen. — Kaum habe ich angefangen zu grundiren, so fühle ich mich von den Geistern des Objekts ergriffen und strudel=

artig immer tiefer in die Anschauung gezogen. Zugleich kommt auf der Markusbibliothek ein Manuskript mir in die Hände, das den Zustand jenes Landes und Volkes zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schildert. — Der Drang zu historischer Forschung wird in mir rege; ich spüre weiter, sehe mich nach allen Seiten um, und was anfangs ein kleiner Aufsatz werden sollte zur Erinnerung an jene Tage, erwächst mir unter den Händen zu der Darstellung, wie sie mit der kritisch-historischen Vorrede jetzt als „Besuch auf Montenegro“ dasteht. Diese Arbeit mit den zu ihrer Vollendung erforderlichen Studien, denen ich mit äußerster Gewissenhaftigkeit mich hingab, nahm von ihrer Empfängniß an bis zu dem Augenblick, wo ich sie zum Druck absenden konnte, beinah so viele Monate in Anspruch als zum Reifen eines gesunden Kindes gehören. Daneben gewährte mir eine angenehme und zugleich lehrreiche Erholung das Lesen Dante's, dem ich gemeinsam mit meinem jungen Freunde dem Grafen Karl Maniago täglich wenigstens eine Stunde widmete; und da unsere Lektüre in der Bibliothek seines Vaters vorgenommen wurde, so wendeten wir, wenn nach Vollendung eines Gesanges noch Zeit und Lust vorhanden war, uns irgend einem anderen Dichter zu; und so wurde ich fast unvermerkt auch mit den Leistungen der neueren Italiener bekannt. In physischem Gleichgewicht hielt mich tägliches Schwimmen und Rudern, das ich leidenschaftlich betrieb und das mir immermehr die störenden Einflüsse des Sirokko überwinden half.

Ein sehr lehrreicher Umgang war mir nach meiner Rückkehr von Dalmazien Niccolo Tommasao geworden, mit welchem ich auf dem Dampfschiffe in gegenseitiger Anziehung und Abstoßung zusammengetroffen und mit dem ich, so lange seine äußerst reizbare Dalmatinernatur meinen freimüthigen Widerspruch ertrug, auch fortan während seines Aufenthalts in Venedig verkehrte. Ein, wie ich glaube, treffendes Bild dieses bedeutenden Litteraten, bei dessen Verwandten ich freundlich aufgenommen wurde, enthalten die Istro-Dalmatica (p. 128. 146 sq., 153. 162).

Von vaterländischen Besuchern im Sommer 1840 gedenke ich mit lebhafter Erinnerung besonders des wahrhaft freigesinnten Freiherrn K. von Wangenheim, des württembergischen Ministers, eines Mannes im vollsten Sinne des Wortes, und Moritz Carriere's, des strebsamen, empfänglichen, anregenden, der unser vom Geiste getragenes Beisammensein in der Zueignung seines, aus der Vermählung starrer Abstraktion mit übersprudelndem Jugenddrang hervorgegangenen Büchleins „vom Geist" gefeiert. Beide, Carriere und v. Wangenheim, die kurz nach einander in Venedig eintrafen, hatten insofern friedenstörend auf mein Inneres gewirkt, als sie, Jeder in seiner Weise, ernstlich mich zu bewegen trachteten, dem Mundt'schen „Denkmal" eine Entgegnung gegenüber zu stellen. Beide, früher mir persönlich unbekannt, hatten, wie sie mir freimüthig bekannten, aus der Mundt'schen Darstellung die antipathischsten Vorstellungen von meinem

ganzen Menschen empfangen und beim Nähertreten einen klaffenden Gegensatz der Wirklichkeit mit jenem gefunden. Wangenheim behauptete, Cornelius sei der Erste, der ihm von mir ein anderes Bild beigebracht und ihn veranlaßt mich aufzusuchen; sonst würde er mich sicherlich gemieden haben; ich sei es aber nicht allein mir, sondern meiner Verklärten schuldig, dergleichen Trübungen möglichst bald aufzuklären und zu zerstören. Aehnlich äußerte sich Carriere, und es wurde mir beinah verübelt, als ich zu Mundt's Vertheidigung auftretend ihn freigesprochen wissen wollte. In Beziehung auf ein öffentliches Entgegentreten erklärte ich als unverrückbar in mir feststehend, daß kein Aergerniß noch Zwiespalt jemals durch mich dürfe über Charlottens Grabe erregt werden, und verwies zur vollständigen Aufklärung jedes etwa obwaltenden Mißverständnisses auf die Zukunft, wie die „Drei Jahre auf Reisen und in der Heimath" eine treue Schilderung, aber ohne die entfernteste Spur von Polemik, darbieten würden. Bis dahin müsse ich die Wohlwollenden, über mein Verkanntsein Unwilligen beruhigen mit dem sokratischen Worte: „Wünschtet Ihr denn lieber, meine Freunde, daß ich schuldig stürbe?" —

Bedeutendes erschloß sich im Umgang mit Wangenheim in politischen Beziehungen. Ich möchte die Summe dieses grundehrlichen, hellsichtigen Diplomaten (freilich das Wort in höherer Bedeutung gefaßt, als auf unserem politischen Puppentheater!) zusammenfassen in der Wahrheit: Die beste, einzig würdige

Entwaffnung selbstsüchtiger Volksverführer würde sein, wenn unsere Fürsten stark und großsinnig genug wären aufzutreten als die echten Demagogen.

Meine Gespräche mit Carriere berührten andere Lebensfragen der Zeit, die philosophische Entwickelung. Ich schrieb ihm später (den 2. März 1841) zu ernstlichem Bedenken u. A. Folgendes —: „Zwei Hauptaufgaben scheint mir die Philosophie in ihrem gegenwärtigen Stadium zu lösen zu haben — nach der einen Seite hin die innigste Verschmelzung von Leben und Religion, eins im anderen, unbeengt von jeder Art umzäumenden und fortschritthemmenden Dogmas, nach der anderen Seite aber die möglichste Verinnigung von Natur und Geist, ohne Herabsetzen oder Ueberheben des Einen durch das Andere. Das Vermissen des Ersteren durch Mißverständniß des Anderen, als nur allzuwirklich, hat doch von Hegel die Meisten abgelenkt, die unter den verschiedensten Formen und Bekenntnissen und Farben sich feindlich von ihm abgewendet oder von vornherein sich von ihm abgestoßen gefühlt. Mit jenen beiden würde auch die Poesie in ihre ursprünglichen Rechte wieder eingesetzt als die ewige Jugend, der stets sich erneuende Frühling des lebendigen Geistes, ohne welchen die Erndte der Abstraktion ärmlich und kahl, gleichwie das scheinbar fröhlichste Leben freud- und trostlos ohne durchdringenden Gott. — Auf diesem Felde zu erobern fruchten nicht logische Blätter. Nur lebendige Blüthen, in Wahrheit, Kraft und Schönheit erzeugt und geboren, vermögen den Sieg zu fes-

seln an das so vielfach ersehnte Panier des jungen Friedensfürsten, des schmerzlich erharrten, streng nothwendigen Versöhners.“ —

In seinem Antwortschreiben erklärte Carriere sich einverstanden mit meinen Anforderungen; aber seine bald darauf erscheinende „Religion in ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung“ schob meine Erwartungen von ihm noch in die Zukunft. —

Gegen Ende des Sommers kam auch F. G. Kühne nach Venedig, in Begleitung seiner Braut und der Familie Harkort. Einige litterarische Differenzen, in welche wir, vielleicht aus zu großer Gereiztheit von meiner Seite, früher in Berlin miteinander gerathen, waren längst vergessen und in der nächtigsten Periode meines Lebens, wo K. sich theilnehmend bewiesen hatte, vollends ausgeglichen. Bald darauf war er als Redakteur der Eleganten Zeitung nach Leipzig abgegangen und hatte sich als solcher, von Alters her nahe befreundet mit Mundt, in einer mäßigen Hinneigung zu dem sogenannten jungen Deutschland gehalten, zu dessen Grundsätzen er sich mit der ihm eigenen geistreichen Manier bekannte, ohne jedoch bei seinem Takt sich bei der hereinbrechenden Krisis zu kompromittiren. Dem Journalwesen in jener Periode ferner stehend als jemals, hatte ich sein Blatt nicht verfolgt, wohl aber seiner Einladung zufolge einmal einen Beitrag gegeben — ein Gedicht, mit welchem er den Jahrgang 1835 abschloß. Kurz vor meiner Abreise von München war mir (wie all dergleichen durch Ehren-

baum) ein Aufsatz Kühne's zu Gesicht gekommen, den er aus seinem Blatte in einer selbständigen Sammlung wieder abgedruckt. Auf diesen bezieht sich folgendes Abschiedswort, das ich mir selber zur Genugthuung schuldig zu sein glaubte, nachdem wir mehrere Tage freundlich mit einander verkehrt —:

„Venedig, 25. August 1840. Nehmen Sie aus den friedlichen Lagunen mit sich auf den Lebensweg die aufrichtigsten Segenswünsche eines Menschen, dem über Liebende Segen zu sprechen das Schicksal ein Recht gegeben, auch ohne Tonsur und Priesterweihe und ohne sogenannten heiligen Wandel. Als ich vor nunmehr zwei Jahren zum ersten Male Ihren Aufsatz Charlotte Stieglitz las, da war die erste Regung ein aufrichtig Zürnen und ein Aufbäumen der alten, wilden, leidenschaftlichen, selbst heut noch dann und wann schwer niederzubändigenden Natur, und ein Duell war wieder einmal des alten Kämpen unterwühlender Entschluß. Ich begriff jetzt die Worte einer Freundin nach dem Abdruck meines Glückauf in Ihrer Eleganten: ‚Und Sie können noch in freundlicher Verbindung stehen mit K?‘ — sie kannte den dazumal bereits in der Eleganten abgedruckten Aufsatz, der mir, wie alles der Art damals, fremd geblieben war, und kannte durch Charlotten auch die ganze schöne Weihe unserer wunderbaren Gegenseitigkeit. — Nach Niederbändigung auch jener ersten heftigen Zuckungen sagte ich scheidend von München zu Rudolf Marggraff (denn an Sie zu schreiben war mir noch nicht möglich):

‚Melden Sie Kühne, daß ich auch ihm von Herzen verzeihe' — und zu der Verklärten gewendet sagte ich wieder einmal: ‚O zürne nicht, mein Patroklos! Ich kann, ich darf ja nicht anders — Kein Kampf jemals, durch mich erregt, über Deinem heiligen Grabe, so gern und mit wie großem Rechte ich Dir auch ein Dutzend dieser Troer schlachtete!' — Ich wiederhole jetzt meine Verzeihung mit gedoppelter Aufrichtigkeit und Wahrheit ....

An Mundt schrieb ich zu Anfang dieses Jahres einen Brief voll Innigkeit und Wahrheit, folgend einer Stimme aus tiefstem Herzensgrunde: Zwischen uns sei Wahrheit! —

‚— — — Ich habe stets vor Allen Dich vertheidigt, die Dich bei mir angeklagt. Daß Du die schönen tiefen Töne eines selten wiederkehrenden wunderbaren Lebensdur in eine andere, abweichende Tonart umgeschrieben, kann ich zwar mir selbst nicht leugnen; aber das Schwierige Deiner Aufgabe erkennend und Dein Nichtabkönnen von einer vorgefaßten Meinung bedenkend, spreche ich Dich auch vor mir frei von jeder absichtlichen Entstellung. Du hattest Dir's so eingeredet, und so mußt' es auch nach Außen. Ob Du mein eheliches Leben, im physischen Sinne des Wortes, wirklich so Dir vorgestellt, wie es, wenigstens für Andere, aus Deinem Buche hervorschaut, muß ich dahingestellt sein lassen; ich kann mich darüber nicht aussprechen, ohne die zarteste Saite einer verklärten Psyche störend zu berühren, und schweige

darum lieber, nicht mit einem Edelsinne prahlend, auf den ich gerade in dieser Beziehung wohl Anspruch machen dürfte und den Niemand inniger erkannte als die Verklärte. Auszüge aus meinen im Vertrauen Dir überantworteten Papieren waren der eigentliche Kern Deiner Darstellung, Deine Hauptbasis und Deine Hauptquelle, die aber, als Auszüge in jeder Beziehung eine andere Gestalt und Farbe annahmen, das sei Dir, in Betrachtung, daß Du nie und nirgend einen entstellenden Schein auf Charlotten geworfen, sondern nur mich in die Schanze geschlagen, wie ich ja nach Abtödtung meines Ich Dir selbst gestattet, auf das Innigste verziehen. Weiteres hierüber zu reden ziemt sich nicht für mich, am wenigsten in diesem Augenblick, wo ich mein Herz so kalt erhaben allem selbstsüchtigen Treiben gegenüber fühle, als es sein wird, wenn der letzte Tropfen Bluts verronnen, Sühne allem eitlen irdischen Gebahren.' —"

* * *

Ein Brief aus Augsburg von Dr. Gustav Kolb lud mich bald darauf zur Theilnahme an einer Reise nach Neapel ein. Gegen Mitte des September stießen wir am Komersee zusammen und trafen bald darauf in Mailand, als Dritten im Bunde, Ludwig Roth, des Cotta'schen Druckerreiches Metternich, mit dem ich einen sonderbaren Umschlag der Eindrücke erlebt. Anfangs einander entschieden abstoßend, so daß wir uns später gegenseitig die geheime Absicht gestanden, unter

irgend einem Vorwand Jeder möglichst bald sich von dem unwillkommenen Reisegefährten loszumachen, hatten wir nach und nach in freier Mittheilsamkeit uns so herzlich mit einander befreundet, daß Jeder gerne mit dem Anderen sich auf eine Fahrt durch die ganze Welt begeben hätte. Roth, der sich vom Joche eines überdrängenden Geschäftslebens für einige Zeit frei gemacht, wollte auch mit jedem Athemzuge dieser Freiheit sich bewußt bleiben und das humoristisch aufgestellte Prinzip: „Sprecht mir von allen Schrecknissen der Hölle, nur nicht von Geschäften!“ strenge beobachtet wissen, und ich, der ungetheilt dem Zauber der Erscheinung Hingegebene, wurde sein Mann, während mich wieder sein biederes reelles Wesen, seine schwäbische Unumwundenheit von Stunde zu Stunde mehr anzog. Wenn Kolb, der Schweigsame, ihm gar zu ernst und manchmal wie über einem Haupt- und Staatsartikel der Allgemeinen Zeitung brütend erschien, sagte er zu mir, er möchte des Teufels werden, wenn Einer im schönsten Garten der schönen Gotteswelt und gegenüber so vielem Reizenden nicht auch fröhlich dreinschaue, sondern grüble; und dann machten wir Privatexkursionen, während Kolb zu Hause sann und schrieb. Im Uebrigen war zwischen uns Dreien die schönste Harmonie; man schickte sich in einander, Jeder gönnte dem Anderen seine Eigenthümlichkeit; Neckereien wurden nicht verübelt, und dabei freute sich Jeder auf seine Weise des sich Darbietenden. Unsere Fahrt ging von Mailand nach Genua, das im Verhältniß zu

Venedig mir erschien wie eine trotzige Titanenburg gegenüber den Wohnungen der olympischen Götter, den in heiterer Lebenslust und dem Frieden der Schönheit sich wiegenden; dann zur See über Livorno nach der Zauberküste Neapels mit ihren aus dem Grabe erstandenen Zeugen der Vergangenheit, ihren immergrünen Inseln der Seligen und ihrem flammensprühenden Wächter, dem bedräuend entzückenden — wo ich die allzuhastigen Gefährten doch zu etwas längerer Rast bewegte und wo mein Hetmann nach vierzehntägigem Durchschwelgen dieser paradiesischen Natur es über mich gewann, für dieses Mal den mächtig erwachten Drang nach dem sirenenartig verlockenden Sizilien aufzugeben und mich vielmehr, wie er sich ausdrückte, als treuen Kosack an das Schlepptau nach Rom nehmen zu lassen." — Aber hier wurde das stürmische Durchmustern der Gefährten mir doch gar zu hastig. Wohl einsehend, daß ich dießmal nicht auf diesem bedeutsamen Boden weilen könne, wie ich möchte, vereinzelte ich mich, beschränkte mich für die kurze Zeit des Dortseins auf Weniges und sog an dieses mich um so fester an. Auch poetische Plane überkamen mich, die, an Rom anknüpfend, künftig einmal, wenn gute Geister treu beharrend walten, dramatisch sich gestalten werden. Grundtöne dazu haben damals schon sich festgestellt; wie aber wäre an ein ruhiges Ausführen bei der Ueberfülle solch gewaltiger Eindrücke zu denken gewesen? — Nächst dem heiligen Ernst der großartigen Denkmale und edelsten Kunstwerke wirkten be-

sonders anziehend auf mich Reinhard, der alte ehrwürdige erinnerungsreiche Jugendfreund Schillers, und Wagner, der verständigen Auges prüfende und in seiner bayrischen Derbheit so gediegene Kunstkenner, der als Bildhauer, wenn auch nicht griechische Muster erreicht, doch Fülle wahrhaften Lebens aus dem Marmor hervorgelockt. Dazu die reizenden Octoberfeste und der herrliche Menschenschlag der Tiberstadt! Wäre meine Venezianeraufgabe vollendet gewesen, Rom hätte ich so bald nicht wieder verlassen — ich fühlte mich so ganz als Mensch und in dem tiefsten Ernste so voll kräftiger Lebenslust! Brausende Jugend und bändigender Männersinn durchgoren sich in wechselseitigem Durchdringen. — Mir war, als müsse hier mein ganzes Wesen zur Vollendung reifen. Aber eben weil ich allzusehr mich angezogen fühlte, brach ich plötzlich auf. — Wenige Tage nach dem 18. October, zu dessen Feier ich alle in Rom weilende Deutsche eingeladen — mein sogenanntes Ponte-Molle-Fest, das mich zugleich dem Orden der Bajocco-Ritter einverleibte, dieser reizenden Persiflage auf den modernen Ordensunfug! — war ich, ohne Abschied genommen zu haben, auf dem Wege nach Florenz. —

Jener Abend des 18. Octobers war ein schönes Fest. Gegen zweihundert Landsleute aus allen Gegenden Deutschlands, zum größeren Theil Kunstbeflissene, waren im großen Saale des Fiano um mich vereint, darunter Mehrere, die noch selbst die Schlacht bei Leipzig mitgemacht — so der ritterliche

Major von Molière, der später auf so beklagenswerthe Weise umgekommen —: mir zur Seite saßen Reinhard und Wagner. Nach Beendung der Förmlichkeiten zu Empfang und Vorstellung, die an einem Ponte-Molle nicht fehlen dürfen, fühlte ich mich freier und sprach in einigen vom Herzen eingegebenen Worten meine Freude aus, daß gerade dieser Tag uns vereine. Dann sangen wir ein Lied, das ich in der vorhergehenden Nacht zu unserer Festfeier gedichtet und das lebendigen Anklang fand; wir fühlten uns als Söhne einer theueren gemeinsamen Mutter, die reich an schmerzlichen und rühmlichen Erinnerungen, vielfach getäuscht in ihren Hoffnungen, doch niemals entmuthigt in ihrem Vertrauen, trotz der Niederträchtigkeit gekrönter und dem Aberwitz polternder Schreier noch eine glorreiche Zukunft zu gebären berufen ist. — Nachdem der wackere alte Reinhard sich erhoben, mit jugendkräftiger Stimme seines längst dahingeschiedenen Freundes gedenkend und mit dessen Worten „Auch die Todten sollen leben!“ zu einem herzinnigen Lebehoch eingeladen, folgte Gruß auf Gruß und Toast auf Toast, und in Allen lebte jener freudige Akkord, in welchem die kleinen Eifersüchteleien und hadersüchtigen Mäkeleien sich auflösen in der Liebe zu einem gemeinsam heilig und hoch Gehaltenen, jener Akkord, der ungeachtet vielfältiger Dissonanzen doch Gottlob lauter und voll in vielen Herzen lebt und von dem wir hoffen, daß gute Geister ihn zu einer Symphonie für das gesammte Vaterland erweitern werden. Bin ich träumerischer

Optimist, wenn ich trotz allen Irrungen und Wirren an einen Genius glaube, der nicht abläßt zu walten und zu fördern, wo in einem Volke so viel unverdorbener Kern, so viel tüchtiges uneigennütziges Streben herrscht, als in dem deutschen? —

Und nun bin ich in Florenz. Waren in Rom gewaltige Erinnerungen auf mich eingedrungen, so umgab mich hier von allen Seiten ein bequemes, geordnetes Dasein, ein gemüthliches Stillleben, und selbst die Denkmale einer stürmisch erregten Vergangenheit schienen hier sich in das Gleichmaaß einer festen bürgerlichen Ordnung eingelebt zu haben. Nirgends in der Welt findet man so reiche Schätze des Genius aller Zeiten so angepaßt dem gegenwärtigen Bedürfniß eingerichtet, so bequem zugänglich, so gesellig entgegenkommend als in Florenz. Dem Studirenden, dem Kopirenden, dem nur Beschauenden, Allen ist auf möglichst unbeschränkte Weise aller Orten Raum und Zeit vergönnt und gefällige Kustoden kommen aufs Humanste und Uneigennützigste den Wünschen und Bedürfnissen zuvor. So wurde denn auch mein Aufenthalt recht eigentlich ein Kunststudium, und da ich von so vielem Beachtenswerthen mich angezogen und gleichwohl durch nichts so überwältigend gefesselt fühlte wie in Rom, wo ich immer besorgte bei längerem Verweilen mich gar nicht loswinden zu können, so gönnte ich mir ungeschmälerte Muße zum Ersättigen im Anschauen und Aufnehmen. So lange die Jahreszeit begünstigte, die in diesem Südrevier selbst im Novem-

ber noch mit sommerlichem Hauch freigebig ist, unternahm ich anhaltende Ausflüge zu den bemerkenswerthesten Orten des in jeder Hinsicht gesegneten Toskana, und sorgte wie ein gewissenhafter Sammler für Vollständigkeit des zu diesem Zwecke angelegten Kunstherbariums, das ich mir dann bei der Rückkehr nach Florenz sorglich ordnete. Auf diese Weise sind meine „Toskanischen Städte" entstanden, die ich bald darauf dem Morgenblatte [57]) übergab. Ich denke ihrer gerne, denn sie haben mir getreulich beigestanden Vieles in mir aufzuklären und zu regeln, was früher mir nur dämmernd und ohne Zusammenhang vorschwebte.

Während ich auf solche Art in Kunststudien mich erging und zugleich mit einigen gescheidten jungen Florentinern verkehrte, hatte sich ein Kreis von Deutschen um mich her gebildet, in welchem mir wohl und heimisch wurde. Da waren Künstler und Litteraten, Geschäftsmänner und Offiziere, dazwischen auch ein Prinz (Bruder des Fürsten von der Lippe) in heiterer Eintracht abendlich versammelt — meist im Caffè Elvetico oder im gastlichen Hause des damals mit seiner liebenswürdigen Familie in Florenz anwesenden Malers Amerling; in schönen Nachmittagsstunden wurden auch gemeinsame Spaziergänge gemacht und uns Alle muthete es heimisch an im Arnothale. — Zu freudiger Theilnahme stimmten uns die damals von allen Seiten Deutschlands eingehenden Nachrichten einer das Volk durchdringenden Bewegung, die als schönes Vorzeichen immer tiefer wurzelnden Be-

wußtwerdens gemeinsamer Interessen sich verkündete und die bei weitem mehr zu sein schien, als nur der Perlenschaum eines erregten Moments. Und hatte es nicht ganz den Anschein, als habe der jüngst zum Preußenthron gelangte Fürst im tiefsten Innern seine Aufgabe begriffen, an die Spitze der geistigen Bewegung sich zu stellen? Und glühte nicht im Volk ein edler Zorn bei dem Gedanken nur, daß jemals einer fremden Macht wieder einfallen könne, durch das alte verrätherische Spiel Saat des Mißtrauens zu säen und auf dem Boden unserer Zerwürfniß zu erndten? — In dieser Beziehung hießen wir auch das kecke frische Rheinlied Nikolaus Beckers unter uns willkommen und freuten uns des allgemeinen Anklangs, den es im Vaterlande gefunden; und hingen sich daran auch mancherlei Uebertreibungen, so war dieser allgemeine Anklang ein unzweideutiger Ausdruck einheitlicher Gesinnung in der Hauptsache, eine erfreuliche Wahrheit, die man deutscherseits nicht mit widrigen Mäkeleien höhnen und schmälern durfte. — War es kein Baum, so war es ein Keim, den man hegen und pflegen, nicht mit dumpfem Schult wohlfeiler Witzeleien hätte ersticken sollen. Stickstoff zu bereiten überlasse man den Feinden; den Freunden kommt es zu fördernder Lebensluft immer freieren Eingang zu erwirken. Ich scheue mich nicht zu bekennen, daß ich zu Denen gehöre, auf welche das treuherzig-schlichte „Sie sollen ihn nicht haben“ einen erhebenden Eindruck geübt. Auch sendete ich dem braven Nikolaus

einen herzlich gemeinten „Gegenklang“ über die Alpen, den er mit freudigem Dank aufgenommen. Wer freilich hätte nicht gewünscht, daß all seine Gesänge der kernigen Einfalt jenes Bannerträgers entsprochen, oder daß es im entgegengesetzten Falle bei dem Einen glücklichen Wurf geblieben wäre? — Aber da trat der Fluch hinzu: Spekulation des Buchhändlers auf einen in Schwang gekommenen Namen und dadurch Vernichtung des errungenen Sieges! —

Schmerzlich bewegend traf mich auf dem Rückwege von Pisa die im Laufe des November durch die Allgemeine Zeitung gebrachte Kunde von dem Dahinscheiden meines Oheims Johann Stieglitz, des Askläpiaden. Ich weiß es recht gut, daß dies unser Aller Erdenloos ist, und daß weder Geisteshoheit noch Herzenswärme schützen vor dem gräßlichen Erstarren; und dennoch ist der frühere Heimgang jedes Einzelnen, an welchem wir mit Liebe und Verehrung hangen, immer von Neuem ein Stoß, der uns in der Lebenswurzel verletzt; denn unser Seelenboden ist das Mitdasein geliebter und verehrter Menschen; denke dir diese hinweg, und dein eigenes Dasein wankt. Hieher nur noch ein späteres Wort an Regis —: „Du fragst, in was für einem Verhältniß ich zu Johann Stieglitz gestanden. Sieh, Theurer, dieser Mann, an Jahren und Gefühlsweise und Studien und Beschäftigungen so weit von mir entfernt, gehörte dennoch zu Denen, mit welchen die Seelenfäden am innigsten zusammenhangen. Seine Verdienste auf dem Felde seines eigent-

lichen Wirkens, von Allen hoch geachtet, die sie zu würdigen wissen, kannte ich und konnte ich nur schätzen nach dem Urtheil Kundiger; aber sein innerer Mensch, der war ein Kern, gesund und edelster Natur durch und durch; in diesem Kerne faßte er Leben, Wissen, Kunst, aus ihm ging all sein Denken und Fühlen und Handeln hervor. — Ich dachte gern an ihn, wenn etwas dem Hervortreten entgegenreifte, liebevoller, durch kein Vorurtheil verkümmerter Aufnahme gewiß. Er fehlt mir schmerzlich unter den Mitlebenden und ich halte sein Andenken als ein Muster vollendeten Menschendaseins fest." —

Auf der Rückreise nach Venedig weilte ich in Bologna und Ferrara nur so lange, als das Anschauen des Sehenswerthesten bedingte, traf den 31. December 1840 in meiner Eremitenklause an der Riva ein und eröffnete, um nur erst an die alten Räume und die alte Thätigkeit mich wieder zu gewöhnen, das neue Jahr mit Tilgung der dringendsten Briefschulden. Dann klopfte Istrien und Dalmazien mit heftigem Begehren bei mir an und ruhte nicht, bis ich den ersten Theil, der auf der Höhe von Tersatto Rast macht, vollends durchgeführt. Wäre nicht ein dießmal höchst willkommener Umschlag eingetreten, ich würde das Ganze bis zum völligen Abschluß durchgeführt haben. Mit dem Frühling erschien Adalbert Keller. Der lebendige Antheil, den dieser emsig forschende Litterat schon vor persönlicher Bekanntschaft mir geschenkt und bei unserm Zusammentreffen in Rom aufs Wohl-

thuendste bekundet hatte, offenbarte sich auf wesentlich fördernde Weise auch während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Venedig. Ich versagte seinem Wunsche nicht die Mittheilung meines Venezianerplans und des bis jetzt darin zu Tage Geförderten, und seine dringenden Vorstellungen regten den ersten schaffenslustigen Pulsschlag in seiner ganzen Stärke wieder an. Als ernster Cato verfehlte Keller nicht auch nach seiner Heimkehr von Tübingen aus mir in Beziehung auf die Nothwendigkeit baldiger Vollendung meiner Venezianer sein Ceterum censeo in jedem Briefe an das Herz zu legen, und ich hatte die freudige Genugthuung ihm mit jeder Antwort ein tüchtig Stück Vorwärts verkündigen zu können. Das war eine sehr glückliche Strömung, dieser Sommer 1841, in der ich frisch und rüstig schwamm; noch eine solche, und meine Venezianeraufgabe ist gelöst.

Nicht geringe Unruhe erweckte mir bei seiner Rückkehr aus Deutschland der junge Anhaltiner Moritz Mortier, den ich in seiner festen, ruhigen, verständigen Sinnesart schon früher vertrauend lieb gewonnen, und der mir jetzt so Vieles mitzutheilen hatte von den Bewegungen im Vaterlande und daran so viele Vorwürfe knüpfte von Seiten deutscher Freunde wegen meines langen Fernbleibens, daß sich mir stärker als je zuvor in dieser Hinsicht das Gewissen regte. Nicht sentimentales Heimweh, sondern ein starker Heimathsdrang ergriff mich, wie einen verwundeten Krieger, der von fern die Donner ohne ihn gefochtener Schlach-

ten hört. Eine gewaltige Stimme wurde laut in mir, ein heftiges Mahnen, nach so langer Abwesenheit endlich auch einmal in der Nähe wieder mich zu zeigen und zu fragen, ob man irgendwie meiner Dienste bedürfe. Nicht allein mit dem Schwerte dienen wir dem Vaterlande, sagte ich mir; seinen geistigen Prozessen, seinem Gähren und Ringen nach neuen Gestaltungen darf ein treuer Sohn sich nicht entziehen. — Diese Unruhe zu beschwichtigen vermochte ich nur durch immer herzhafteres Eintauchen in das Element meiner Venezia und durch immer eifrigeres Verfolgen ihrer zu gestaltenden Erscheinungen. Bahnte ich mir doch auf solche Weise zugleich den Pfad zum Uebergang über die Alpen, die ohne vollständige Errungenschaft dieses Gebietes ich nicht wieder überschreiten durfte. Und mit jeder gewonnenen Gestalt hatte icheine neue Rechtfertigung gegenüber meinem ernsten Mahner, der mit lebendigem Antheil meinen Eroberungszug begleitete und solch energischer Buße seine Absolution nicht versagen konnte. Schade, daß diesem für innere Durchbildung so empfänglichen Marschall sein Geschäftskreis nicht mehr Muße gönnt zum Verfolgen anhaltender Studien, vornehmlich der Geschichte, zu welcher er mit besonderer Vorliebe sich neigt. Jedenfalls wird er mir immer ein werther Freund bleiben; und wenn die Fee, meine Pathin, mir die versprochenen hundert Millionen Doppie di Genova jährlicher Einnahme zu freiem Schalten und Walten beschеert hat, so bleibt er mein Finanzverwalter für

den größeren Schatz mit eben dem ihm unumschränkt geschenkten Vertrauen, wie er es jetzt zu Nutz und Frommen meiner bescheidenen Einnahme ist. —

Eine wahrhaft seelenstärkende Lektüre war mir um diese Zeit Coletta's Storia di Napoli, die mich durch ihren männlichen Zorn gegen Lüge und Gemeinheit und durch ihr taciteisch unter Asche glühendes Feuer mächtig anzog. Wäre ich freier gewesen von Unerläßlichem, ich würde schwerlich mir versagt haben, sie ins Deutsche zu übersetzen, wie ich mit Einzelpartien bereits versucht. Vielleicht bei einer künftigen Muße — denn die Liebe dafür ist ungeschwächt geblieben.

Von Besuchern des Sommers 1841 nenne ich vor Allen Ludwig Löwe, der mit seiner Tochter Anna eine Reihe von Gastdarstellungen gab, unter einer niederträchtig schlechten Bande von Bretteraffen hervorragend wie ein — manchmal nur gar zu stark brüllender Leu. Am Abend, wo er als Karl Moor auftrat, mischte ich mich in einer tollen Laune mit rasch improvisirtem Räuberapparat unter die Darsteller und sang, in die Zeiten des Studentenübermuths mich zurückwiegend, „Ein freies Leben führen wir" aus voller Kehle auf der Bühne mit. Nach dem Theater wurde gewöhnlich noch getafelt und gezecht. Mein inneres Leben erlitt unter diesen Einflüssen keine Hemmung. Schweigend und in nächtiger Stille, wie eifersüchtig gegen den Strahl der Sonne, förderte ich auch nach den erwecktesten Stunden, ja dann gerade oft am glücklichsten, an meinem Werke weiter, und holte bei

verschlossenen Fensterladen die versäumte Nachtruhe am Tage nach. —

Im freudigsten Gusse der für die Venezianerkette flüssig wordenen Metalle überkam mich plötzlich eine höchst unwillkommene Hemmung. Meine Vorliebe für das Leben auf der Lagune war zu einem solchen Grade gestiegen, daß ich manchmal ganze Tage auf der Barke zubrachte, im eigentlichsten Sinne omnia mea mecum portans; denn außer den eben mich beschäftigenden Büchern und meinem Schreibzeuge war auch der gehörige Mundvorrath für mich und meinen liederkundigen Fährmann in dem beweglichen Hause. Da wurden dann weite Fahrten gemacht zu den Inseln und Küsten des Littorale, wobei ich bald Stunden lang das zweite Ruder führte, bald mir in anhaltenden Schwimmübungen vor der Barke her gefiel. Auf einer dieser Schwimmfahrten hatte ich mir eine Entzündung zugezogen, die ich anfangs nicht beachtet und daher nachträglich, wie jede Nichtachtung gegebener Verhältnisse, durch längeres Leiden abbüßen mußte. — Ueber hundert Blutegel haben sich an mir zu Tode getrunken, ehe nur an eine vorläufige Besserung zu denken war, und die Nachkur mit ihren langweiligen Schonungsvorschriften war noch schlimmer als das Uebel selbst. Von Herzen habe ich dem biederen Zschokke zu danken für allen Trost und alle Erquickung, die er mir während dieser Periode streng auferlegten Enthaltens aller Aufregung durch die heitere Anmuth und den gesinnungsreichen Ernst seiner stoffhaltigen Erzählun-

gen gewährt — die beste Medizin, die mein zum Glück den Apothekerwaaren abgeneigter und darum unschädlicher Arzt mir bieten konnte. — Zu desto vollkommener Genesung folgte ich im Herbst der Einladung meiner gastlichen Freunde auf Maniago, wo ich am Fuße der friauler Alpen, wechselnd zwischen Jagdbelustigung und Mahl und Schlummer, eine Zeit lang recht das Leben führte, welches dem Leibe frommt. Dazwischen aber fällt auch manche seelenhafte Stunde, die mir der Graf Pietro bereitet, dieser jugendlich gebliebene Greis mit der Fülle von Erinnerungen, trotz Söhnen und Neffen und Nichten durch geistige Frische unstreitig der jüngste in der weitverzweigten gräflichen Familie. Sein Jugendfeuer hatte sich, wie bei so manchen heißen Köpfen und rasch auflodernden Gemüthern jener Zeit, in den konvulsivischen Maitagen 1797 etwas hastig flackernd kundgethan in drei Reden an den Adel, die Bürger und das Volk Venedigs, worin er jedem dieser Stände naturrechtlich und kunstgemäß beweist, daß jetzt erst die wahre Freiheit, die echte Form der Republik geboren sei: — eine Schrift, die damals vieles Aufsehen erregt hatte. Aus einer späteren, bereits reiferen Periode ist seine Verherrlichung Friauls, ein an Einzelschönheiten reiches didaktisches Gedicht, das unter den Gebildeten des gefeierten Landes sehr in Ansehen steht. — Ein anderer Maniago (von der Orleans'schen Nebenlinie), Graf Fabio, eine bei weitem minder bedeutende Persönlichkeit als sein an Jahren älterer Vetter Pietro, aber

ausgezeichnet durch artistische Kenntnisse und eine als Beitrag zur Kunstgeschichte schätzenswerthe Uebersicht der Maler Friauls, bereitete manch angenehme Abendstunde durch Vorzeigen seiner reichen Sammlung von Kupferstichen Dominichino'scher und Poussin'scher Werke, die freilich jetzt nach seinem Tode weiterer Pflege entbehren. Besonders interessant war mir auch, bei ihm einige von den äußerst seltenen Gemälden der von ihren Zeitgenossen hochgefeierten Irenie von Spilimberg zu finden, Tizians früh verstorbener Schülerin; — darunter eine Flucht nach Aegypten mit echt weiblicher Zartheit aufgefaßt und ausgeführt. Erst im November kehrte ich von dem gastlichen Maniago über Udine und Triest zurück, mit erneueter Rüstigkeit mich meinem „Venedig" zuwendend. Ging nun auch nicht Alles so in fortwährendem Keimen und Erblühen vorwärts wie in den besonders gesegneten Sommermonaten, so entfalteten sich doch immer neue Zweige an dem mit ungeschwächter Lust gepflegten und durch ernste Studien genährten Baume.

Reichlichen Genuß und lehrreiche Erholung gewährte viele Monate hindurch der in der Regis-Uebersetzung mir zugekommene Bojardo, diese kräftige Pflanze voll Saft und Lebensäther, diese glückliche gesunde Natur mit der vollbesaiteten Harfe. Durch die unbefangene Hingebung, mit der ich seine lebensfrischen Gesänge in mich aufnahm, glaube ich einen Theil des Lobes verdient zu haben, welches der Dichter in so heiter gemüthlich schalkischer Weise seinen Zuhörern und Zu-

hörerinnen am herzoglichen Hofe zu Ferrara spendet. Regis hat, getreu seiner Aneignungsfähigkeit an Ton und Ausdrucksweise, uns den reichen Dichter in seinem ursprünglichen Charakter vorgeführt, während sein zu gleicher Zeit übersetzender Nebenbuhler, der mehr ariostisch feilende und torquatisch ausglättende Gries, zwar schönere Verse gebildet, aber nicht den wirklichen Bojardo wiedergegeben, welcher mehr einer festen knorrigen Eiche als einer schlanken gefälligen Pappel gleicht.

Erschütternd zugleich und erhebend wirkte mit allem sie Begleitenden die Kunde von dem verzehrenden Brande Hamburgs. Das Furchtbare des Faktischen trat zurück und bildete bald nur einen leuchtenden Hintergrund zu dem heiligen Eifer, mit welchem ganz Deutschland hier wie Ein Mann auftrat, in That und Wahrheit zu bekunden, daß wir Eines sind in Geist und in der Wahrheit, daß es nur der Gelegenheit bedarf, um zu beweisen, wie durch Schmerz und Freude jedes Einzelgliedes das Ganze betheiligt ist. Das ist unser in Blut und Leben gefeiter Bund, gewaltiger als der papierene zu Frankfurt, der zu seiner unvertilglichen Schmach nicht einmal die Rechte einzelner Bundesglieder gegen auswärts erlittene Kränkungen zu vertreten vermag. — Auch meinestheils mein Scherflein beizutragen, widmete ich den Ertrag meines „Montenegro" der Gemeinkasse der Hamburg zuströmenden Spenden [58]). Meine Empfindung nicht als momentane Stimmung, sondern als in mir wurzelnder Glaube, sprach damals sich in folgenden Liedern aus, deren

zweites („Läuterungsflamme“) — seltsam genug! — eine Freimaurerloge als Bundeslied aufgenommen:

Deutschlands Frühling.

Von H. Stieglitz.

Von dem Niemen bis zum Rheine,
Von den Alpen bis zum Belt,
Hier auf Höhen, dort im Haine,
Grünt und blüht im Wettvereine
Kräftig auf die deutsche Welt;
In verschiedenem Bekenntniß
Und herzinnigem Verständniß
Fühlt sich Fern' und Näh' gesellt.

Unter rauhem Zellgewebe
Hier Schneeglöckchen silberweiß,
Daß sie Alt und Jung belebe,
Treibt die thränenfeuchte Rebe
Dort ihr frisches Blüthenreis;
Hier und dort von Zukunftsträumen
Schwanger regt in tausend Keimen
Werdelust sich lind und leis.

Freudig unter Sturm und Wettern,
Ernst in heiterm Sonnenschein,
Darfst du suchen, darfst du blättern
In des Schicksals dunkeln Lettern
Zwischen Alpen, Belt und Rhein;
Durch das Alte, durch das Neue
Sprießt der Baum der deutschen Treue
Herrlich auf zum Bundsverein.

Durch das Alte, durch das Neue,
Ernst und fröhlich, fromm und dreist,
Zieht ein Strahl erhab'ner Weihe,
Der in alter Bundestreue

Ketten bricht und Nebel reißt;
Fragst Du nach des Blitzes Namen?
Schau ihn an im ries'gen Rahmen:
's ist der Wahrheit Feuergeist!

Dieser Geist, vom alten Fluche
Frei, in stets verjüngter Kraft,
Steht im ew'gen Schicksalsbuche
Nach gewalt'gem Zauberspruche
Als des Deutschen Leidenschaft;
Wie er sich der Nacht entwunden,
Will er ewig sich bekunden
Als Erlöser aus der Haft.

Brüder in den deutschen Landen,
Traute Brüder, fromm und treu,
Laßt uns in der Wahrheit Banden
Dienen, wie wir stets erfanden
Unsre Besten Alt und Neu!
Dann täuscht nimmer uns der Glaube,
Daß sich einst aus unserm Staube
Hebt die Eiche, stolz und frei.

Läuterungsflamme.

Von H. Stieglitz.

Wenn auf schwarzgefurchten Pfaden,
Heulend durch die Sturmesnacht,
Wetterwolken sich entladen,
Und der Blitze Flammenpracht
Menschenwerke zu zersplittern
Niederfährt aus dunkler Höh',
Dann erkennt der Mensch mit Zittern
Unnahbarer Mächte Näh'.

Wenn des Berges Rippen krachen,
Der die Schwefelflamme nährt,
Und aus des Verderbens Rachen
Schäumend auf die Lava gährt,
Bang' entweichen vor dem Grausen
Pflüger, Hirt und Winzerin,
Und des Unheils Ströme brausen
Ueber blüh'nde Fluren hin.

Doch durchrüttelt durch die Blitze,
Durch der Donnerkräfte Macht,
Blühet neu auf ihrem Sitze
Erd' in hundertfält'ger Pracht,
Und des Winzers rührigen Händen,
Der auf Alpenfeldern baut,
Lohnt mit tausendfält'gen Spenden
Die in Gluth verjüngte Braut.

Also zuckten Deine Gluthen
Hamburg, Städtekönigin,
Zu entsetzen, zu entmuthen,
Durch Germania's Herz und Sinn,
Wo in noch so weiter Ferne
Weilt aus deutschem Stamm ein Glied,
Fühlt' es aus dem Flammenkerne
Schmerzlich sich die Brust durchglüht.

Aber aus der Opferstätte
Hebt empor sich ein Altar,
D'ran sich rankt die Bundeskette,
Stark in Schrecken und Gefahr,
Und es fühlt in kräft'gem Drange
Sich ein Glied zu diesem Band,
Wenn sich thut in Geist und Klange
Deutscher Sinn und Sprache kund.

Herrlich werden wir dich sehen,
Alte Hansakönigin,
Herrlicher verjüngt erstehen,
Dir und Allen zum Gewinn —
Ein Asbest, von Gluth durchdrungen,
Heb' empor dich aus dem Brand
Und in Liebe halt' umschlungen
Das gesammte Vaterland!

Venedig, im Juni 1842.

* * *

Von näher berührenden Menschen hier nur einige. Den Winter 1841—1842 brachte, im Auftrag der englischen Herausgeber griechischer Kirchenväter, Handschriften auf der Markusbibliothek vergleichend, der durch seine Dante-Briefe bekannte Dr. Theodor Heise (Sohn des deutschen Grammatikers und Bruder des herodoteischen Forschers) in Venedig zu. — Wir gingen gerne mit einander; ich hörte ihn gerne sprechen, den Feinsinnigen, Gescheidten, Wissenden, fand sein unbedingtes Aufgehen in Göthe als vollständig ausgeprägte Erscheinung höchst interessant, sein ästhetisch-feinschmeckendes Urtheil auch in anderen Dingen vielfach zutreffend.

Im Frühling 1842 traf bei seiner Rückkehr aus dem Orient auch Fallmerayer in Venedig ein, der durch Gelehrsamkeit, Darstellung und — was das Höchste ist — unwandelbare Gesinnung hervorragende Mensch. Besondere Freude machte es mir, daß dieser strenge Kritikus, der nach seiner Heimkehr alles über östliche Völker während seiner Abwesenheit Erschienene einer scharfen Musterung unterwarf, sich über meinen

„Besuch auf Montenegro“ mit zuneigendem Urtheil aussprach. Als ich den mit seinem Namen unterzeichneten Artikel in der Allgemeinen Zeitung (Juli 1842) las [59]), gedachte ich lebhaft der ciceronian'schen Worte: „Placet ille mihi Hector Naevianus, qui non tantum se laudari gaudet, sed ā laudato viro.“

Bald nach Fallmerayer erschien aus Tübingen Professor Robert von Mohl, einer der vorragendsten aus einer Familie verdienstvoller Staatsökonomen. Mohl wurde mir besonders interessant durch so manches Nähere, das er mittheilte aus der Erinnerung seines mehrjährigen Sekretariats bei dem würtembergischen Bundestagsgesandten von Wangenheim, diesem echten Freiherrn, welcher 1823, wo die meisten deutschen Fürsten schmählicherweise sich zur Ehre schätzten als des Slavenimperators allgefällige Jaherren zu figuriren, freimüthig erklärt hatte, er halte sich nicht für ermächtigt einzustimmen in die auf Rußlands Anstiften von den deutschen Bundesregierungen geforderte Erklärung, daß der von den Großmächten zu Verona eingehaltene Gang mit den wohlverstandenen Vortheilen der Völker übereinstimme. —

Von längerer Dauer, als dieser vorübereilenden Besucher, war die Anwesenheit Dr. Rudolf Kopischs, der in sympathisirendem Ergehen seine Abreise von Monat zu Monat verzögerte. Unsere Interessen waren sich zunächst begegnet in seiner gründlichen Kenntniß des Alterthums, vornehmlich der griechischen Tragiker und Pindars. Dieß führte zu gemeinsamer Lek-

türe, zu nicht abbrechender Mittheilung; wir aßen mit einander zu Mittag, gingen mitsammen spazieren, machten gemeinsame Ausflüge. Die Deutschen in Venedig nannten Kopisch meinen Schatten; ich nannte ihn scherzweise meinen Lehrer, aber dieser Scherz war von ernsterer Bedeutung. Ich hatte mich in Venedig vielleicht zu einseitig abgegrenzt, zu unbedingt vergraben in die Studien, die in meine Hauptaufgabe schlugen; Kopisch brachte in mir Vieles wieder in Anregung, was ich Jahre lang vernachlässigt. Besonders wirkte er auch dadurch wohlthätig auf mich, daß er mit einer schneidend kalten Kritik meine eigenen Arbeiten durchmusterte. Das Vorzeigen unserer Schöpfungen an ruhig prüfende Freunde hat vornehmlich den Vortheil, daß wir die eigenen Kinder unparteiischer betrachten lernen. Sobald eine Arbeit uns von fremder Hand zurückgegeben wird mit freimüthigen Bemerkungen (versteht sich von selbst, daß solche von Einsicht und Urtheilsfähigkeit zeugen müssen), so verlieren wir, nachdem der erste Stoß überwunden ist, die zärtliche Reizbarkeit, die parteiische Vorliebe, die uns leicht für alles Eigene beherrscht; es löst sich nunmehr erst das Unserige frei von uns ab und tritt wie ein fremdes Produkt in die richtige Perspektive; und dieser Standpunkt sollte bei jedem Producirenden einmal eintreten, bevor er etwas der Oeffentlichkeit übergiebt. Freilich mitten im Genusse ist dergleichen Mittheilung gefährlich, da ein kalter Hauch, ein schneidendes Wort die in Strömung begriffene Gluthmasse zum Starren bringen kann.

Auch theilte ich Kopisch meine Veneziana nicht eher mit, als bis ich an einen abgrenzenden Zielpunkt gekommen war; und nunmehr trat von meiner Seite eine Musterung und Durcharbeitung ein, bei weitem strenger noch als des philologischen Freundes Kritik. Eine unscheinbare Aenderung rief nicht selten eine größere Entfaltung benachbarter Partien, diese wieder ein rückwirkendes Zusammenziehen früherer Glieder hervor, und beide zusammen wirkten dann auf Weckung neuer Keime, denen andere bereits aufgesproßte weichen mußten. Diese mit reger Freudigkeit verfolgte Beschäftigung fällt vornehmlich in die Herbstmonate 1842, nachdem ich gegen Ende des August erfrischt an Leib und Seele von einem Ausflug in die Berge des Vicentinischen und Bellunesischen zurückgekehrt war. Im October schrieb ich dem an Abschluß meiner venezianer Arbeiten und endliche Rückkehr in die deutsche Heimath mahnenden Freunde in Tübingen:

„— — — Sie dürfen beim Gedanken an mein Venedig im Spiegel der Vergangenheit nicht mehr den engen Kreis von damals sich vorstellen, wo Sie in liebevoller Theilnahme den leise sich entwickelnden Geschöpfchen an den Puls fühlten. Namentlich hat der epische Theil, welcher die breite Unterlage bildet, wesentlich an Inhalt und an Umfang gewonnen, und während sich der zu verarbeitende Stoff unter dem Schaffen erweitert, drängt sich zugleich die Forderung einer begleitenden Reihe historischer Anmerkungen, die zu geben ich bei den Bildern des Orients

vielleicht allzu hartnäckig verschmäht, mir immer unabweislicher auf ..... Erst nach Lösung dieser Aufgabe kann ich an die in der Heimath zurückgelassenen Arbeiten mit Ruhe denken, die dazu vor Allem noth thut. Hätte ich früher jene vollendet, es wäre, wie in den bereits hervorgearbeiteten Partien geschehen, überall und durchweg zuviel dunkles Herzblut mit eingeflossen ..."

Und daran reiht sich das Schlußwort, welches ich glaube auch anderen treumeinenden Mahnern entgegnet zu haben —: „— Und so geduldet Euch, Ihr Freunde, bis zur Lösung einer Aufgabe, über die ich früher weit mehr und befriedigender sprechen konnte als jetzt. Damals, wo ich noch zitternd in der Vorhalle stand, bald zaghaft erbebend vor der Gewalt des Stoffes, bald ungestüm anstürmend mit erhitztem Blute, um — gleich jugendlichen unerfahrenen Feldherren — wo möglich Alles mit einem Male abzuthun und zu erobern, mochte ich vielleicht durch vorverkündendes Hühnergackern mich selbst ermuthigen wollen. Jetzt sitze ich ruhig, doch sicher und freudig schaffend mitten inne. Aber da frommt nur Schweigen, wie beim Schatzerheben. ...." —

* * *

Den Verfassern der chinesischen Reichsannalen ist bei Todesstrafe verboten, den noch lebenden Kaiser auch nur mit Namen zu berühren. Dieses nach Despotenwillkühr schmeckende Gesetz birgt einen tieferen Sinn, den freilich dessen Geber nicht im Auge hatten.

Es ist schwierig, bei Entfaltung einer gar zu nahe liegenden Periode die zu historischer Schilderung erforderliche Ruhe zu bewahren. Wo wir noch mitten inne stehen, da fehlt der übersichtliche Standpunkt, der das Wesentliche von dem Zufälligen scheidet. — Das jüngst Erlebte ist noch allzusehr mit unserer Persönlichkeit verwachsen, die in das Gewebe einzuschlagenden Fäden sind noch nicht klar abgesponnen. — Wir werden unwillkührlich breit, redselig verschwommen. — Diese Klippen zu vermeiden, gebe ich von den noch rückständigen zwei Jahren meines Lebensganges lediglich die Uebersicht dessen, was darin an Stoff verarbeitet worden. Bedeutendere Reisen sind ohnedieß in diesem Zeitraume nicht unternommen, und alle Ausflüge hängen wesentlich mit den zu Tage geförderten Arbeiten zusammen. Durch Aufzählung der letzteren gewinne ich zugleich eine faktische Rechtfertigung gegen die wiederholt an mich ergehende vorwurfsvolle Frage: warum das Werk, welches mich ursprünglich an Venedig gefesselt und dessen Schlußstein damals schon so lebendig in meiner Anschauung gestanden, noch bis heute unvollendet daliegt? —

Die Beschäftigung des Herbstes 1842 greift über in die ersten Monate von 1843 und wechselt mit der Wiederaufnahme der Istro-Dalmatica, die zu Anfang des August im ersten Gusse fertig dastehen [60]). Dazwischen fällt ein Frühlingsausflug nach Padua, dessen Hauptinhalt in den Juliblättern von „Ost und West" dargelegt ist. Er gilt zwei ausgezeichneten Erscheinun-

gen des gegenwärtigen Italien — dem Schauspieler Gustav Modena und dem Bildhauer Luigi Ferrari. — Ein anderer Ausflug — nach Triest — gab die erste Veranlassung zu dem später mannigfach von litterarischen und unlitterarischen Freibeutern variirten Mährchen von Verlobung und Verheirathung, — Gerüchte, die mich eine Zeit lang in Beziehung auf mein Allerheiligstes schwer kränkend berührten und zu harten Erwiderungen reizten, denen ich aber späterhin mit gleichgültiger Verachtung zu begegnen mich gewöhnte. Nur Freunde, die mich hätten besser kennen sollen und deren Glauben an dergleichen breitgetretenes Geklatsch mir nicht gleichgültig war, bat ich zu bedenken, daß im Buche meiner Vergangenheit ein ewig gegenwärtiger neunundzwanzigster December stehe, ein Cherub mit flammender Bannerinschrift: „Kein Erdenparadies jemals wieder für Dich!“ — Im August vier Wochen in Recoaro, September und October in und um Trient. Diese zum größten Theil mit der Zajotti'schen Familie verlebte Zeit legte den Grund zur Uebersetzung des zuerst in Rocoaro mir mitgetheilten Manuscripts der Letteratura giovanile. Die Ausflüge im südlichen Tirol weckten eine Reihe lyrischer Klänge, die ich zum Theil in „Ost und West“ abdrucken ließ: einer Zeitschrift, in der ich voll sanguinischer Hoffnungen mir hatte einfallen lassen, einen vereinigenden Mittelpunkt geistiger Strebungen zu gewinnen und ein Organ erziehen zu helfen, das eine Brücke werde zu innigerem Verständniß zwischen Deutschland und Ita-

lien. Die lyrische Stimmung der sehr beglückenden trientiner Tage hallte in Venedig noch lebendig nach und gestaltete mehrere in Südtirol gesammelte Romanzenstoffe — nebst jenen früheren und etwa später nachwachsenden einer neuen „vermehrten und verminderten Auflage der Bergesgrüße" zugedacht. Dies und die Uebersetzung eines Theils der Letteratura bildet die vornehmste Beschäftigung der beiden Schlußmomente des Jahres 1843, dessen letzter Tag mir die erschütternde Kunde von Zajotti's plötzlichem Tode[61]) brachte und mich nach Triest hinüberrief. Während des dortigen Aufenthalts (Januar und Februar) kam der Plan zur Reife, das jüngst vollendete Werk des aus der Fülle schöner Entwürfe abgerufenen Freundes zu seinem Andenken und als Erbtheil der Familie zugleich im Original und in der Uebersetzung erscheinen zu lassen. Und hiermit ist meine Hauptthätigkeit für 1844 angegeben. In Triest wurde sogleich zur Vorbereitung des Nöthigen geschritten, besonders für Deutschland, wo der Name, dem ich Bürgerrecht neben unseren Besten zu erwirken hoffte, erst mußte eingeführt werden. Ein Nekrolog, als vorläufiger Rückblick auf sein strebsames Leben, ein Programm als Ankündigung des zu erwartenden Werkes wurden geschrieben und gedruckt, zu deren Verbreitung Alles angeordnet, das Uebrige dem Wirken des Verheißenen überlassen. Sobald ich meine Anwesenheit nicht mehr für nöthig hielt, kehrte ich zurück nach Venedig, um in stiller Zurückgezogenheit das Weitere zu vollenden. Zunächst

ward die Uebersetzung der Letteratura giovanile [62]) vollends zu Ende geführt, dann sogleich herangegangen an das „Nachwort“ zu dem ersten Kapitel der istrisch-dalmatinischen Wanderungen, in welchem ich über Zajotti's vielverkannte und mannigfach mißdeutete Handlungsweise in einer der schwierigsten Perioden seines Lebens Alles aussprach, wovon ich erwarten durfte, daß die österreichische Censur mir unumwundene Darstellung gestatten würde. Dazu mußten authentische Data gesammelt werden; denn hier reichte, Andere zu überzeugen, die eigene Ueberzeugung nicht aus. Ich betrachtete mich als Sprecher dem Volke zur Vertheidigung eines mit bitterem Unrecht angeklagten Edelsten; in dieser Beziehung ist jenes „Nachwort“ angelegt und durchgeführt; möge es sich selbst vertreten! — Nunmehr lag, abgetrennt von allen politischen Beziehungen, die Darstellung der litterarischen Wirksamkeit Zajotti's, ein mit seinem eigenen Material zu entwerfendes Lebensbild, als Aufgabe vor mir — wenn auch minder schwierig als jenes Nachwort, doch der bei weitem umfangreichste Theil der Biographie. Daß ich in einer Zeit, wo die Tage gezählt waren zur Ablieferung einer solchen Arbeit, zur Aufzeichnung der Grundzüge meines eigenen Lebens schritt, war allerdings ein arger Mißgriff in der Zeitberechnung. Aber innere und äußere Aufforderungen waren zu stark, und ich mußte, mich über Manches zu beruhigen, mir mindestens zunächst mit Feststellen der ersten Hälfte dieser testamentarischen Tafeln genügen.

Da — beim 29. December 1834 — brach ich gewaltsam ab, mich nunmehr ungetheilt an die in scharf angesetzten Terminen abzutragende Schuld hinzugeben. — Gleichsam zur Strafe unpraktischer Säumniß überrascht, im vollen Zuge der stoff- und inhaltreichen Studien zu würdiger Ausführung des biographischen Vorworts, mich von Stuttgart aus die Mahnung baldigster Uebersendung des zum Druck erwarteten „Istrien und Dalmazien". Und nun folgen drei Monate, wo wenig Unterschied gemacht wird zwischen Tag und Nacht. Denn so in die Welt hinaus stoßen ohne letzte sorgfältige Musterung wollte ich das mit Liebe gepflegte Kind früherer Wanderungen doch auch nicht; und das im Entwurf erst zu Vollendende heischte noch dringend seine Rechte. Im September endlich wurde die Reinschrift der Istro-Dalmatica abgesendet zur Ueberantwortung an die Cotta'sche Druckerpresse; zu Anfang October trug ich das andere Manuscript hinüber nach Triest, wo bereits Freunde und Setzer harrten, es aus dem mehr als anspruchslosen Hauskleide umzupuppen in das festliche Gewand, worin es, kaum hervorgekrochen aus der Schale, sich der Welt darstellen soll. Am meisten Mühe verursachte die Zusammenziehung der Massen, nachdem die für ein Vorwort zu umfangreiche Anlage der Auszüge mir klar geworden. Wäre Alles unverkürzt geblieben, wie ich es ursprünglich hingestellt, es wäre, was jetzt einleitendes Vorwort ist, zu sehr als selbständiges Werk hinausgetreten. Während dieser Arbeit wanderte von

der Letteratura giovanile Bogen um Bogen zur Presse, eine letzte Durchsicht noch im Druck verstattend. Dieß und noch manches Andere, was einen verlängerten Aufenthalt in Triest bedingte, nahm die Zeit bis Ende des December vollauf in Anspruch.

Und nun? — Ich schließe diese Grundzüge ab mit dem Beginn des Jahres 1845, nachdem ich nun auch von der zweiten Hälfte meines Lebens das erste Decennium einsamen Wandelns in seinen Umrissen verzeichnet. — Fortan werde, was werden kann! Ist nicht unser Aller Aufgabe, der anvertrauten Keime zu warten und nach bestem Vermögen ihren Inhalt zu entfalten? — So lange ich meinestheils mich dazu rüstig fühle, soll das Leben einen treuen Kämpen an mir haben. War der Anfang meines Unglücks mehr phantastischer Art, ein Ueberwuchern mannigfacher Plane, die zuletzt verwirrend den bestürmten Geist umdunkelten, so bin ich in der strengen Schule des Schmerzes und in ernster Sammlung zu der praktischen Ueberzeugung gekommen: An Ueberfülle von Planen kann der Kräftigste zu Grunde gehen, thatlos ersticken; jedes Ausführen auch des geringsten Planes schafft, vernünftig angegriffen, freien Athem, weckt uns neue Kraft zu neuer Thätigkeit. Habe ich die Welt durchstürmen wollen und mich, Ruhe suchend, ruhelos umhergetrieben, — jetzt steht mir unumstößlich fest: Ein Fuß breit Erde gewonnen, fördert mehr als die halbe Welt durchlaufen, denn nur auf unserem Posten vermögen wir nachhaltig zu wirken. Habe ich

in idealistischer Spannung mich freier zu erheben, in zerknirschter Andacht inniger zu vertiefen, in taumelndem Genusse von der Selbstqual zu befreien gewähnt, so haben günstige Mächte nach Verlauf all dieser befriedigungslosen Phasen mich zu der stillen, stählenden Ueberzeugung geführt, des Daseins Summe sei: naturgemäß und geistigtreu zu leben. Abtrennen des Einen von dem Anderen ist nur ein halbes, ungenügendes, weil unklares, unserer gemischten Natur widerstrebendes Dasein. Gesund an Leib und Seele uns zu halten, jung und empfänglich trotz zunehmenden Jahren und reiferer Erfahrung, unter dem Schuppenpanzer, den das Leben uns gewaltsam aufzwingt, ein Herz voll Wärme zu bewahren und voll Mitgefühl für alles Menschliche, das ist Religion, das die unverbrüchliche Satzung, in welcher die verschiedensten Bekenntnisse aller Zeiten aufgehen, das der Glaube, welcher der Liebe nicht widerspricht, die ewige Offenbarung des unbekannten Gottes. Auf dieser Bahn gedenke ich getrost fortzuschreiten, den Blick gewendet auf das Höchste, die That gerichtet auf das Nächste, und nicht müde zu werden, bis die Stunde der Entscheidung mich von meinem Posten ruft.

Schlußwort

von

L. C.

Soweit Heinrich Stieglitz. Ich will es versuchen zum Schluß über die drei letzten Lebensjahre des Dichters einen kurzen Ueberblick, wo möglich mit seinen eigenen Worten, zu geben.

Wenn Heinrich Stieglitz im Anfange des Jahres 1845 so immer und immer auf dem Isolirschemel saß, mehr in der Vergangenheit als Gegenwart lebend, so befiel ihn manchmal stark eine Art Heimweh, ein sehnliches Verlangen nach den Seinigen. Recht viel Freude aber gewährte es ihm, daß das von ihm herausgegebene und übersetzte Werk Zajotti's über die litterarische Bildung der Jugend in Italien eine über alle Erwartung günstige Aufnahme fand. Im Frühling verlebte Stieglitz mit einer anmuthigen Berlinerin, die sich mehre Monate in Venedig aufhielt, eine angenehme Zeit. Eine melancholische Stimmung war ihm fremd. Er hatte sich gewöhnt, das Leben von

dem Standpunkt des Abgethanseins zu betrachten. In dieser Betrachtungsweise wurzelte, was ihm an Kraft und Ruhe noth that. Keinen Ton fühlte er in sich verklungen, auch den der Freude nicht. Der Herbst führte ihn in die Schweizeralpen. Er dürstete nach Bergesluft, deren er von Zeit zu Zeit als Seelenstahlbad bedurfte. Auf der Reise verlebte er unvergeßliche Tage mit einer liebgewordenen Familie aus Göttingen. Er besuchte das Chamounythal, das Berner Oberland, das Haslithal, das Grimselhospiz, die Aargletscher und namentlich den Aarfall, den „kühnsten und herrlichsten, welchen die Schweiz darbietet", den Simplon, den St. Bernhard. Ueber Luzern, Genua, Parma, Mantua und Verona kehrte Stieglitz nach Venedig zurück. Den 29. December gedachte er desselben Tages vor 11 Jahren und fühlte, daß es Dinge gebe, an denen die Zeit keine Macht ausübt. Seine isolirte Stellung glaubte er nur ertragen zu können, weil er eine entschiedene Aufgabe habe. Trotz derselben aber hatte er manchmal schwere Tage, die zu überwinden nicht geringe Kraft erfordert wurde. Uebrigens arbeitete er den Winter (1845/46) über fleißig an seinem Venedig, auch den Sommer 1846. Das Material wuchs an Bedeutung, so daß er nicht wußte, wann er abbrechen könne. Im Herbst 1846 wanderte er, eine Zeitlang von R. Margraff begleitet, nach Rom. Er gedachte nach einer Abwesenheit von einigen Wochen mit erneuter Kraft zu seiner Venezianerarbeit zurückzukehren. Es sollte anders kom-

men. Schon auf dem Wege durch die Romagna fesselte ihn so Manches in Gubbio, Fabriano, Spello, Spoleto. Mit wie regem Interesse er aber in Rom die reichen Kunstschätze der Vergangenheit besuchte, mit wie aufrichtiger Freude an dem Werdenden er das Schaffen der neueren Künstler betrachtete: vor Allem war es doch das Volk mit seinem Hoffen und Bangen, was ihn im Innersten erfaßte. Es war die lebensfreudige Verjüngung des Volkes, das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Herrscher und Beherrschten und die tausend Blüthenknospen eines nach Entfaltung und Gestaltung ringenden Gemeinlebens, welches mächtigen Eindruck auf ihn machte. Alles dies drang auf ihn ein und forderte ihn zu gestaltigem Festhalten auf. So kam die Zeit des Carnevals, der Frühling heran und mit ihm der Tod Reinharts, der Stieglitz wie einen Sohn geliebt hatte. Sein reicher litterarischer Nachlaß überkam Stieglitz gewissermaßen testamentarisch und — er war aufs Neue an Rom gebunden. Die ersten Monate nach seiner Ende August 1847 nach Venedig erfolgten Rückkehr beschäftigte ihn die Ausarbeitung seiner Erinnerungen an Rom[63]). Es war dies Werk aus dem Plane eines kleinen Aufsatzes hervorgewachsen. In ihm ging sein äußeres und inneres Leben aus jener Zeit des Aufenthalts zu Rom auf. Er betrachtete es als eine lange Epistel an seine Freunde in der Heimath. Von besonderem Interesse war in Rom auch die Bekanntschaft mit G. Herwegh gewesen. Die Christtage gedachte Stieglitz derselben

im Jahre 1835 verlebten Tage, als Tage der trübsten Vorbedeutung. Er wollte aber nicht wühlen im dunkeln Schacht unwiederbringlich verschütteten Glücks und herrlichsten Besitzes. Er arbeitete an der Vollendung der Biographie Reinharts, wozu ihm reiches Material — (dieses ist später dem Herrn Professor R. Marggraff übergeben) — vorlag, und glaubte, einer heiligen Pflicht genügen zu müssen. Dabei verfolgte er mit lebhaftem Antheil alles echt Menschliche und blieb keiner Entwickelung in der Heimath und darüber hinaus fremd. Es interessirte ihn das Nahe und das Ferne und er erhielt sich Frische der Theilnahme dafür. Sein Dasein, von außen betrachtet, erschien scheinbar einförmig, war aber keineswegs eintönig. Am liebsten aber ging er nur mit Wenigen um; die Seinigen freilich hätten, so glaubte er, das bessere Theil — einen schönen häuslichen Kreis und darin Befriedigung. Daß er sein Leben in die Aufgaben des Lebens verspinne, schien ihm nicht allein Pflicht, sondern er glaubte auch dadurch am sichersten zu überwinden, was ihn etwa beengen und bedrängen könnte. Da brach im Frühling 1848 die große Völkerbewegung aus. Tief im Innersten wurde Stieglitz erregt von den gewaltigen Ereignissen der Zeit, er war durchdrungen von dem mächtigsten Antheil an dem erwachten Völkerfrühling, den er sein ganzes Leben hindurch gläubig ersehnt. Wie wünschte er, daß die nationalen Verhältnisse sich doch so gestalten möchten, daß wir uns eines groß und würdig dastehenden Gesammt-

vaterlandes erfreuen könnten! Das hielt er für ein Ziel, das jedes Opfers werth sei. Für eine schöne Stunde hielt er es aber auch, als am Morgen des 17. März in Venedig die Verheißung der Preßfreiheit, einer Constitution und anderer Zugeständnisse bekannt wurde, als Tommaseo und Manin befreit wurden und auf dem Markusplatze in freudiger Rührung Männer einander in die Arme sanken (vgl. Deutschland, Oesterreich, Italien von H. St., S. 8). Als aber durch den unseligen Eifer Marinowitschs der Volksjubel durch Bajonette unterbrochen und das, was nothwendig erfolgen mußte, nur beschleunigt wurde, da trat auch Stieglitz in die neu gebildete Nationalgarde [64]). Er war mit dabei, als man zur Besitznahme des Arsenals über die verhängnißvolle Brücke schritt, und hatte ausdrücklich verlangt an einen Posten verwendet zu werden, wo es gelte. Man bezeigte ihm nachher eine Zuneigung und eine Auszeichnung, wie wohl selten einem Fremden. — Monate lang war an ein stilles Entwickeln in seinem nächsten Berufe nicht zu denken. Die Gegenwart nahm jeden Herzschlag in Anspruch. Er war längst ein Freund von Tommaseo und stand auch mit dem Diktator Manin in Verbindung. Im Mai entsandte er an das deutsche Parlament eine Flugschrift [65]), in der er mit Wärme darthut, daß in Italien eine Unterscheidung zwischen Deutschen und Oesterreichern unter den Gebildeten schon lange bestehe und daß man einer gleichberechtigten Nation vertrauensvoll die Hand reichen

müsse. „Ja", ruft er aus, „kommen wird und muß der Tag, wo Deutschland und Italien, beide frei und glücklich, vor allen andern Ländern der Erde berufen sind, sich Brüder zu nennen, Brüder, die, wenngleich in verschiedener Weise, reich begabt, eben dieser Verschiedenheit der Gaben wegen, sich gegenseitig lieben und ergänzen" (s. Deutschland, Oesterreich, Italien [Venedig, Mai 1848], S. 7). Während der Blokade Venedigs im Sommer hielt er sich frisch auf; er tauchte jeden Morgen in die Fluthen und schwamm unter obligater Begleitung der Geschütze des nahen Festlandes in den Lagunen. Im Juli aber, als ihm die Angelegenheiten in den neuesten Phasen unverständlich wurden und fremde Elemente sich einmischten, wendete er sich von ihnen gänzlich ab und kehrte zu seiner „Venezia" wieder zurück. Diese Beschäftigung mit vergangenen Jahrhunderten wirkte bei ihm als mächtiger Blitzableiter gegen den unermeßlichen Andrang elektrischer Stoffe der Gegenwart, wenngleich das Herz sich sein Recht nicht nehmen ließ und nach immer neuerem Trunke aus der Gegenwart begehrte. Im Frühling 1849 glaubte er, die Studien und Arbeiten über Venedig so weit fortgeführt zu haben, daß er hoffen dürfe, sich der geliebten Heimath bald wieder zuwenden zu dürfen. Im Sommer arbeitete Stieglitz an der Vollendung des dritten Theiles seiner Venezia, dem rein historischen Theile, als sei tiefer Friede um ihn her. Dabei aber schaute er sich doch den Kampf um Malghera und die Nachbarforts in seinen

entschiedensten Stadien an, namentlich die letzten 24 Stunden des fast ununterbrochenen Feuerregens. Noch in der Mitte des Monats August berichtet er, daß er ungeachtet des beständigen Bombardements von außen, der Theuerung und der Cholera im Innern der Stadt, bei gutem Muthe sei. Er hoffte fernerhin vor der verderblichen Seuche durch eine höhere Hand bewahrt zu bleiben. „Dennoch“, sind seine letzten, den 12. August in die Heimath an die Seinigen gerichteten Worte, „dennoch vertraue ich auf Deutschlands Genius, der das bravste aller Völker nicht verlassen wird in schwerster Noth, trotz dem Wahnwitz und der Blindheit der Wühlenden und Lenkenden von unten und von oben. Gott mit Deutschland und mit allen tüchtigen Keimen!“

Den 23. August 1849 raffte Stieglitz die Cholera als Opfer hin. Freunde berichten den 25. August über die letzten Tage und Stunden. Schon in der Mitte Augusts war Stieglitz einmal in Gefahr, in den Lagunen seinen Tod zu finden. Er rettete sich noch. Seine Gesundheit aber hatte einen starken Stoß erhalten, sie war ohnehin durch die schlechte Nahrung während der Blokade und die beständige Aufregung wegen der politischen Ereignisse sehr geschwächt worden. Er war düster und traurig gestimmt und gab, im Vorgefühle seines nahen Todes, seinen Freunden mündliche Aufträge. Den 23. August Abends 6 Uhr fühlt er sich unwohl. Sein Freund Lazari ist zufällig bei ihm. Es ergibt sich bald, daß Stieglitz von der Cholera ergriffen worden ist. Der junge Zajotti,

ein zweiter Freund, eilt herbei, zwei Aerzte leisten Beistand; aber der sorgfältigsten Pflege ungeachtet verschied Stieglitz nach kurzen Leiden Punkt Mitternacht in den Armen Lazari's, „der mit angstvoller Sorge die letzten Augenblicke jenes so kostbaren Lebens bewacht". „Er war unglücklich", setzt einer seiner Freunde hinzu, „und nun ist er glücklich; er war getrennt und nun ist er wieder vereint. Er hatte vor mir kein Geheimniß; ich weiß, wie viel er beständig gelitten hat." „Der Verlust eines so ausgezeichneten Mannes", sagt der andere, „wird nicht nur von seinen Freunden und hier lebenden Landsleuten tief empfunden, sondern von der ganzen Stadt aufrichtig betrauert. Nie wird das Andenken des so trauervollen Tages in der Lagunenstadt erlöschen; sie verlor an Heinrich Stieglitz einen theuren Gast, welcher die letzten 10 Jahre seines thätigen Lebens als Dichter und Geschichtsforscher ihr liebreich gewidmet hat."

Auch sein Freund Tommaseo setzte ihm an dem Tage, wo er seine gezwungene Abreise nach Corfu antrat, in einem italienischen Blatte ein Denkmal mit einer trefflichen Inschrift, die ich, aus dem Italienischen übersetzt, hier wiedergebe:

„Heinrich Stieglitz, der Venedig während der zehn Jahre, die er hier weilte, gleich einem Sohne geliebt, der dessen Rechte gegen Oesterreich verfochten und dessen Geschichte geschrieben hat, war Bürgerwehrmann am 22. März 1848 und bei der Einnahme des Arsenals. Er gewann die fleckenlose, aber

mächtige Liebe eines Weibes, die, um ihn zu heilen, sich den Tod gab. Für alles Gute empfänglich, liebte er edelmüthige Seelen. Frei von Geiz, lebte er mit der Sparsamkeit eines Anachoreten. Der Fall von Malghera stürzte ihn in vorzeitige Altersschwäche. Er starb den 23. August 1849 an der Cholera, als ob er nicht habe sehen wollen, wie die letzte italienische Fahne in's Grab sank. N. Tommaseo, den er muthig und theilnehmend im Kerker besuchte, weiht, in die zweite Verbannung ziehend, im Namen Venedigs ihm unter Thränen obige Worte."

Je unerwarteter der Familie die Todesnachricht war, um so erschütternder war sie, namentlich für die hochbejahrte Mutter. Sie schreibt den 9. September 1849 an mich: „Ach dieser Verlust ist für mich blinde 71jährige Frau zu hart! Ich kann es nicht glauben, daß der Himmel mir meinen Heinrich genommen hat. Es ist zu hart. — — Jetzt bei dem namenlosen Schmerz, den der Verlust dieses meines Kindes mir verursacht, fühle ich erst, wie über Alles theuer auf Erden mir mein guter, braver Heinrich war!"

Auch Freunde des Dichters in Deutschland sprachen herzliche Theilnahme an dem Verluste aus. Adolf Bube schreibt mir: „Heinrich Stieglitz ist in Venedig gestorben! Diese Trauerkunde wurde von mir mit der innigsten Theilnahme vernommen. Sie hat die Erinnerung an die Tage in mir erweckt, wo ich Stieglitz kennen lernte. Wir waren fast in gleichem Lebensalter, ich damals Sekundaner, er Selektaner des Gymnasiums zu

Gotha. Ich sehe ihn noch, den kräftigen, fröhlichen Jüngling, durch die Straßen der Stadt mehr dahinstürmen, als ruhig einherschreiten. Sein von dunklen Locken umwalltes Haupt trug bisweilen ein schwarzes Sammetbarett, öfters war es unbedeckt; Brust und Hals waren stets von jeder Verhüllung frei. In seinem tiefliegenden Auge brannte ein schwärmerisches Feuer. Ich suchte seine Bekanntschaft und zeigte ihm meine ersten dichterischen Versuche. Seit 1828 sah ich ihn nicht wieder, erfreute mich aber fortwährend seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, der nun durch sein plötzliches Dahinscheiden ein frühes Ziel gesetzt worden ist." — Regis sagt in einem Briefe an mich: „Lange glaubte ich selbst den Zeitungen diese Trauerpost nicht; ich dachte noch immer, es würde widerrufen werden; ich dachte mit Göthe: ‚Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?' Ich suchte mir die einzigen noch ersinnlichen Trostgründe auf; aber gegen den Verlust selbst will doch Alles nicht widerhalten. Wollte Gott, Stieglitz schriebe uns lieber selber noch Briefe!"

Die verschiedensten deutschen Tagesblätter berichteten den Tod des Dichters H. Stieglitz. Die Allgemeine Zeitung mit der Bemerkung: „Es läßt sich von ihm sagen, wie von Max im Wallenstein: ‚Man sagt, er wollte sterben.' Er ist nicht das erste und nicht das letzte deutsche Gemüth, welches an einem edlen Schmerze zu Grunde geht." Die Zeitungen erinnerten insbesondere an seine bereitwilligen Liebesthaten zur

Unterstützung eines aufstrebenden Künstlers (Frankfurter Didaskalia) und erwarteten Herausgabe des litterarischen Nachlasses dieses originellen Mannes (Deutsche Zeitg.). Am ausführlichsten erneuerte sein Andenken beim deutschen Publikum ein Aufsatz im Anzeiger für Rheinland und Westphalen und die Ergänzungsblätter zu allen Conversations-Lexiken (Art. Stieglitz). Auch ein italienisches Blatt erstattet ehrenden Bericht über ihn [66]) und macht aufmerksam auf die von mir beabsichtigte Herausgabe seiner Biographie und des hinterlassenen poetischen Hauptwerkes.

Stieglitz hatte schriftlich den Wunsch hinterlassen, einst neben seiner Charlotte auf dem Sophienkirchhofe zu Berlin seine letzte Ruhestätte zu erhalten. Es war in Venedig von den Freunden Sorge dafür getragen, daß dieser Wunsch in Ausführung gebracht werden konnte. Erschwerender Umstände wegen konnte die Uebersiedelung der Leiche aber erst im Sommer 1850 zur Ausführung gebracht werden. Da wurde sie zu Schiffe über Hamburg nach Berlin geschafft. Hier ruht nun Heinrich Stieglitz auf dem Sophienkirchhofe unter einem einfachen grünen Grabeshügel, zu den Füßen desselben das von Epheu umgrünte Grab der unvergeßlichen Charlotte. Heinrichs Ruheplatz bezeichnet ein eisernes Kreuz mit der Inschrift:

Dr. Heinrich Stieglitz,

geb. in Arolsen den 22. Februar 1801,

gest. in Venedig den 23. August 1849.

Das eiserne Kreuz, welches Charlottens Grab bezeichnet, hat auf der Vorderseite die Inschrift:

Charlotte Stieglitz geb. Willhöfft,
geb. in Hamburg den 18. Juni 1806,
endete in Berlin den 29. December 1834.

Die Rückseite enthält die von ihr in ihrem letzten Schreiben [67]) ausgesprochenen Trostesworte:

Wir werden uns wieder begegnen, freier, gelöster!

Auf beiden Kreuzen sind unter den Inschriften vergodete Lorbeerkränze als Symbole angebracht. Drei Trauerweiden beschatten die von einer eisernen Umgitterung umschlossene friedliche Ruhestätte.

Derselbe Prediger, der den 1. Januar 1835 an Charlottens Sarge den letzten Nachruf sprach, rief auch Heinrich, und fast unter derselben auserwählten Begleitung, das letzte Wort nach. Sit terra ei levis!



Anmerkungen.

Erstes Buch.

1) Zu S. 3. Bisherige biographische Mittheilungen über Stieglitz enthalten eine irrige Angabe des Geburtsjahres. Das vitae curriculum bei der Promozionsschrift (Berol. 1826) giebt das Jahr 1802; „Gelehrtes Berlin, fortgesetzt von K. Büchner (Berlin 1834)“, das Conversations-Lexikon der Gegenwart, (Leipzig, F. A. Brockhaus) und die Ergänzungsblätter zu allen Conversations-Lexiken geben das Jahr 1803 an. Auch Gräße, Geschichte der Poesie Europa's (1848), S. 786, und Buchner, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 1852, S. 293.

2) Zu S. 7. So sagt Stieglitz auch im „Gruß an Berlin“ bei Erwähnung des Dichters Streckfuß (S. 62):

„Dank hab' ich auch noch aus der Kindheit Tagen
Zu spenden ihm für jenes tüchtige Wort:
‚Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen‘ —:
Noch klingt aus treuem Vatermunde dieses Wort,
Mir mitgegeben an des Lebensschiffes Bord,
Als ich verließ den trauten Heimathport,
In meiner Seele fort und fort;
Ich hab's im höchsten Glücke nicht verstanden,
Im tiefsten Weh ward mir ein Talisman dieß Wort,

Der mich gelöst aus unheilschweren Banden.
Wer dieses Wort befolgt, wird nicht zu Schanden,
Und kann sich auch aus schmerzdurchfurchter Zeit
Erretten ungetrübte Heiterkeit."

3) Zu S. 19. „Wie oft hab' ich am 18. Oct. als fröhlicher Knabe auf den Bergen der Heimath an dem lodernden Holzstoß gestanden und ahnungsvoll der Rede gelauscht, die ein begeisterter Mund in Worten uns verkündete, über die gar mancher altklug kühl Gewordene seitdem höhnisch lächelt. — Wir sollen nicht altklug höhnen, was je uns jugendlich begeistert! Mag auch gar mancher Keim in der Entfaltung nicht den freudigen Erwartungen entsprechen, der uns erfüllt, als gläubig wir und hoffend ihn dem Boden sich entheben sahen — ist doch der Funke nicht erstorben, welcher jene Flammen weckte." Montenegro, S. 150.

4) Zu S. 22. Als ehemalige Lehrer zu Arolsen nennt sonst Stieglitz die Rektoren: Hoffmann (Oheim Hoffmanns von Fallersleben), „den unglücklich Umgekommenen" (noch 1834 „meinen ältesten so unglücklichen Lehrer"), Fuldner (1812), A. Schumacher (1814) und die Privatlehrer Faber und Schick (1815). Der Letztere war später Director des Gymnasiums zu Rinteln.

5) Zu S. 23. Stieglitz bestätigt hier also von Schulze, was jüngst sein Sohn von ihm gesagt hat. Vergl.: Chr. Ferd. Schulze, nach seinem Leben und Wirken geschildert von Dr. A. M. Schulze. Gotha 1851. S. 20.

6) Zu S. 26. „Die Behörden und Bürger von Eisenach haben alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden wallenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drei Tage, für den 17., 18. und 19. October einquartiert, der Rittersaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert und mit Tafeln und Sitzen für 7—800 Menschen versehen. So viel waren etwa beim Mittagsmahle. Es waren aber gekommen von Berlin,

Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg. Am 19. zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik voraus. Die Professoren, die gekommen, waren Fries, Kieser, Schweitzer, Oken mit ihnen. Als Alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student eine Rede über den Zweck der Zusammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreisen und Volksstämmen des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufschwung und die erfaßte Idee des deutschen Volkes jetzt, über verfehlte und getäuschte Hoffnungen, über die Bestimmung des Studirenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland mache ꝛc. Die Anwesenden und wir Männer waren zu Thränen gerührt. Von Diesem und Jenem wurde noch das eine und das andere Ermunternde gesprochen; dann ging man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Jeder war begeistert, Jeder war zur Annäherung, Jeder zur Aussöhnung, Jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine große Masse Menschen wirkt mesmerisch auf einander und spricht: Nur im Ganzen ist Heil! Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Nach Tische, es mochte 3 Uhr sein, ging der Zug den Berg hinunter in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte. Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt. Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600, auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen und wieder eine Rede gehalten, die allgemein als besonders kräftig gerühmt worden ist. Darauf wurde Feuergericht über einzelne Schriften gehalten, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem versammelten Volke gezeigt und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden. Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe. Des andern Tages versammelten sich Vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wo-

bei Vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweikämpfe betrifft. Darnach reisten Viele ab, Viele aber gingen zum Abendmahl. So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen." — Vergl.: Der Studentenfrieden auf der Wartburg; in der Isis 1817, Nr. 195. Die Freiheits- und Siegesfeier auf der Veste Wartburg im October 1817 von 600 Burschen vollzogen. Ein deutsches Wort an Deutschlands Burschen gesprochen vor dem Feuer auf der Wartburg am 18. October 1817 von Ludwig Rödiger, Jena 1817. Vergl. auch: Der deutsche Student. Historisch-romantische Erzählung von Bechstein.

7) Zu S. 28. *Περὶ τῆς ἐν Σαλαμῖνι γενομένης ναυμαχίας.* Versuch einer griechischen Arbeit, vorgetragen bei der Solstitialfeier den 23. December 1819.

8) Zu S. 29. Ajas der Telamonier; vorgetragen in der Solstitialfeier den 5. Juli 1819. Todtenopfer den Manen unsers Tinius; vorgetragen den 23. September 1819. Prometheus; vorgetragen in der Solstitialfeier den 21. December 1819.

9) Zu S. 29. So sagt u. A. Storch in einem Gesange: Zur Erinnerung. Seinem Freunde H. Stieglitz (1819):

„Bist Du höher gleich, als ich gestiegen,
Junger Adler! auf im raschen Flug,
Muß ich gleich in niedern Lüften fliegen
(Denn mich schreckt der schwachen Schwingen Trug),
Kann ich gleich mich nimmer an Dich schmiegen,
So vergönne nur, dem stolzen Zug,
Den Du jüngst begannst mit Selbstvertrauen,
Gönne mir, nur stets Dir nachzuschauen.

Laß des Frühlings süße Blüthen fallen,
Mag Dir gleich des Sommers Pracht vergehn,

Deine Lieder werden nie verschallen,
Göttlich-Schönes bleibt ja ewig stehn. —
Aus Tuiskons Wald wird Dich der Eichwald schmücken,
Begeistern Dich zum seligsten Entzücken."

Und noch später, nach Erscheinen der Griechenlieder, schreibt Storch von Göttingen aus an Stieglitz (den 6. Februar 1824): „Deinen Namen hat Deutschland schon gefeiert. Wer hätte nicht die Verherrlichung Deines Ruhmes gelesen? Der Menschheit edelste Zwecke vor Augen habend, hast Du Dein Vaterland schon mit einer Gabe beschenkt, die von dem Werthe des Gebers zeugt und jedes Deutschen Herz mit den schönsten Hoffnungen für Dich füllt. So bist Du der Aar zur Sonne emporgestiegen, wie ich Dir einst prophetisch sang, indeß ich in den niederen Regionen verweile."

10) Zu S. 32. Vergl.: Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von L. Curtze. Leipzig 1863.

11) Zu S. 33. Sie schrieb Stieglitz ins Stammbuch:

Reinheit des Herzens, Begeisterung für alles Große,
Wahre und Schöne erhalte Dir Gott, guter Jüngling;
Er schenke Dir Gesundheit und Achtsamkeit sie zu erhalten.

Gotha, den 27. Februar 1820. Henriette Fürstin zu Solms, Vormünderin.

Zweites Buch.

---

12) Zu S. 39. Das damals vom Gymnasium zu Gotha ausgestellte Zeugniß lautet:

»Juvenis Humanissimus

Henricus Guilielmus Augustus Stieglitz,

Waldeccus,

per quatuor annos et sex menses in Gymnasio nostro commoratus ejusmodi in bonarum litterarum studiis progressus fecit, ut extremo tempore primum inter Gymnasii nostri discipulos locum jure meritoque obtineret. Laus autem, quae ei debetur, non tantum versatur in ejus ingenio, quod tam accuratiore veterum linguarum quam aliarum scientiarum, quae ad doctrinam pertinent, cognitione studiosissime excoluit, sed etiam in ejus animo, cujus virtutibus omnium sibi amorem conciliavit. Ne multa! Stieglitzius, e disciplina nostra nunc egressus, spem nobis reliquit, fore, ut aliquando et de litteris, et de re publica

optime mereat. Scripsimus in Ill. Gymnasio a. d. III. Mart. MDCCCXX.

Fridericus Guilielmus Doering,
Gymn. Goth. Director.
Jo. G. A. Galletti, Prof.
Fr. Kries, Prof.
Chr. F. Schulze, Prof.
Fr. L. A. Regel, Prof.
Fr. A. Ukert, Prof.
Val. Chr. Fr. Rost, Prof.
Henr. A. Schiek, Collab.
Ernest. Fr. Wüstemann, Dr. phil.«

In das Stammbuch schrieb ihm Döring: »Os tenerum pueri balbumque poeta figurat. Hor. Ep. II. 1. 126.«

Kries: „Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit;
In der Tiefe wohnt die Wahrheit! (Schiller.)"

Schulze: „Wer ein ruhmwürdiges Ziel seiner Bestrebungen mit Bestimmtheit erkennt und mit ausdauernder Kraft verfolgt, erreicht, wenn auch nicht immer das Ziel, doch gewiß immer Hohes und Vortreffliches."

Rost: »— ἡμέρα κλίνει τε κἀνάγει πάλιν
ἅπαντα τἀνθρώπεια· τοὺς δὲ σώφρονας
θεοὶ φιλοῦσι, καὶ στυγοῦσι τοὺς κακούς.
Sophocl. Aj. 131—133.«

Wüstemann: »Τὸ δὲ παθεῖν εὖ, πρῶτον ἄθλων·
Εὖ δ' ἀκούειν, δευτέρα μοῖρ'
ἀμφοτέροισι δ' ἀνὴρ,
Ὃς ἂν ἐγκύρσῃ, καὶ ἕλῃ,
Στέφανον ὕψιστον δέδεκται.«

Schiek: »O felicem illum, qui non adspectus tantum sed etiam cogitatus emendat! O felicem, qui sic aliquem

vereri potest, ut ad memoriam quoque ejus se componat atque ordinet. Senec. ep.«

Bretschneider: „Des Jünglings Ehre, des Mannes Verdienst, des Greises Würde, — sie werden errungen durch sittliche Selbstbeherrschung und nützliches Wirken."

Stieglitz selbst schrieb dem befreundeten A. Bube ins Album:

„Gelahrtheit und grämliches Stubenhocken
Macht alle poetischen Pulse stocken;
Aber draußen auf Bergen, im grünen Thal
Bei Kußgeflüster und Gläserschall
Wird unter freudigen Herzensschlägen
Ein' Welt sich voll lieblicher Dichtung regen."

Fürstl. wald. Regierung ertheilte Stieglitz den 1. April 1820 die Erlaubniß zum Studium der Philologie: „Nachdem Derselbe", wie es daselbst heißt, „über sein zu Gotha ununterbrochen untadelhaftes moralisches Betragen die vortheilhafteste Beurkunkundung beigebracht, auch laut pflichtmäßigen Zeugnisses des Directorii des hierländischen Gymnasii zu Corbach die von diesem über seine Kenntnisse mit ihm vorgenommene ordnungsmäßige Prüfung mit Beifall und Lob dergestalt überstanden hat, daß er darin in wissenschaftlicher Hinsicht zur Besuchung der Akademie als genügend angereist sich bewiesen hat."

13) Zu S. 40. Daß Bouterwek von Stieglitz eine gute Meinung hatte, geht aus folgendem Zeugniß noch weiter deutlich hervor:

„Herr Heinrich Stieglitz aus Arolsen hat nicht nur mehrere meiner Vorlesungen, namentlich über die Logik, ferner zwei Mal über die Aesthetik, wie auch über die Geschichte der Philosophie, mit dem rühmlichsten Fleiße und ausgezeichneter Aufmerksamkeit besucht, sondern mir auch außerdem wiederholte Gelegenheit gegeben, ihn durch schriftliche Mittheilung und durch Gespräche als einen ausgezeichnet vorzüglichen jungen Mann eben so sehr von der

Seite des Talents, als des Charakters, kennen zu lernen.

Göttingen, am 20. März 1822.

Fr. Bouterwek."

14) Zu S. 41. Karl Hagen ist als Direktor des Gymnasiums zu Lüneburg etwa 1847 gestorben. — Sonst erwähnt Stieglitz als göttinger nahe Befreundete: Fr. Lachmann aus Braunschweig, Fr. Rosen aus Detmold, W. E. Wilda. Alle Drei sind in der literarischen Welt rühmlichst bekannt.

15) Zu S. 46:

Den scheidenden Freunden
gewidmet zum
Abschieds-Kommers den 9. März 1822.

Mel.: Aus Feuer ward der Geist geschaffen.

In dieser schönen Feierstunde
Die uns mit ernstem Sinn erscheint,
Schwört, theure Brüder! Treu' dem Bunde,
Der uns zum letzten Mal vereint;
Denn Viele ruft es hier und dort
Aus unserm trauten Kreise fort.

Doch ob sich unsre Pfade trennen,
Die heil'ge Gluth der Jünglingsbrust
Wird ewig fort im Herzen brennen
Mit ungetheilter Strebelust;
Die bricht, zur Flamme angefacht,
Einst durch des Vaterlandes Nacht.

Selbst wenn durch finst're Machtbefehle
Tyrannenfurcht die Form zerreißt,
So lebt doch tief in uns'rer Seele
Des reinen Bundes Feuergeist,
Bringt auf des Herzens Hochaltar
Dem Vaterlande Opfer dar.

Ja, Vaterland! Dir woll'n wir stehen,
Vereint durch treues Bruderband,
Mit Muth des Lebens Kampf bestehen,
Nur dir die Seele zugewandt.
Heil uns, begrüßt uns einst der Tod
In deiner Freiheit Morgenroth!
Drum fest und fester laßt uns halten
Mit treuem ungeschwächtem Muth!
Dann wird's der Himmel gut verwalten,
Bei dem all unser Sehnen ruht.
Du allgerechter Wahrheitsgott
Machst leicht der Falschheit Lüg' zu Spott.

1830 schreibt der Drucker dieses Gedichtes an Stieglitz: „Ich habe vor Jahren als Censur-Bestrafung 50 Thlr. wegen des von Ihnen herausgegebenen Gedichts bezahlen müssen."

16) Zu S. 51. „Der 1. December ist jener mir unvergeßliche Tag, an welchem ich zum ersten Mal in Eurem Kreise mein zweites Leben erblickte. Das heiligste Gefühl entwickelte sich nun von Stunde zu Stunde naturgemäß und wuchs und wuchs wie ein reiches Strombett, bis ich in jener Laube in der Fülle höchster Seligkeit unter dem grünen Dache der Weinranken in höchster Wonne mein ganzes volles Glück an das bewegte Herz drückte. Den 24. October 1823."

17) Zu S. 52. Den 25. December 1822 merkt Stieglitz in seinem Tagebuche an: „Weihnachtsabend bei Sickmanns. Seit 1818, der Feier in der Heimath, der schönste und froheste."

18) Zu S. 58. „Gedichte; herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinrich Stieglitz und Ernst Große (Leipzig, in Commission bei J. G. Mittler, 1823)." Im Vorworte (S. 5) heißt es: „Jetzt kämpfen die Enkelsprossen jenes großen Volkes den beharrlichen Kampf um Freiheit und Bürgerehre, das Joch abschüttelnd einer rohen Barbarenhorde, die an Religion, Sitten und Kultur den Nachbarstaaten Europa's fremd, wie

die unhaltbaren Trümmer alter Jahrhunderte in raschaufstrebender Gegenwart, dasteht. In Deutschland, Frankreich, der freien Schweiz, auch in England und Rußland, haben Menschlichfühlende durch unterstützende Beiträge ihre Dankopfer auf den Altären der Freiheit niedergelegt; und der sehnliche Wunsch, aus eigenen Kräften ein kleines Scherflein in den heiligen Gotteskasten beisteuern zu können, läßt gegenwärtige Sammlung jugendlicher Poesien an die Oeffentlichkeit heraustreten." Die erste Abtheilung enthält Griechenlieder 1) von H. Stieglitz (S. 3—50), 2) von E. Große; die zweite Abtheilung vermischte Gedichte 1) von H. Stieglitz (S. 115—214), 2) von E. Große.

Die Sammlung wurde von der Kritik im Ganzen günstig aufgenommen. Es wurde anerkannt, daß die meisten Gedichte ihres poetischen Gehaltes wegen Beachtung verdienten, wenngleich andere noch besser ungedruckt geblieben wären. Dem Dichter Stieglitz insbesondere wurde ein achtungswerthes Talent zugesprochen, von dem sich beim Fortschreiten noch viel Gutes erwarten lasse. Wenn man auch, in Betreff der Griechenlieder, die eingeschlagene Richtung nicht für eine ächt poetische halten könne, so hätte der Verfasser doch durch die freiere menschliche Behandlung seiner Stoffe über den rein politischen Standpunkt sich erhoben. Die einzelnen Momente aus dem Kampfe seien gut gewählt und meistens mit dichterischer Begeisterung ächte Lieder gesungen, deren größter Theil ein reges Gefühl, geläuterten Sinn, Ohr für Wohllaut und ein schönes, ernstes Gemüth bekunde. Nichtsdestoweniger habe Stieglitz Wilhelm Müller, obgleich dieser auf ihn bedeutenden Einfluß ausgeübt habe, doch nicht erreicht. Namentlich sei Müller insofern populärer, als er mehr diejenigen Seiten des Stoffes herausgehoben hätte, welche mit dem Gefühle des Volkes in engerer Berührung ständen. Eins der gelungensten Lieder sei der Griechenlehrling; Aufmerksamkeit verdiene auch die heilige Schaar und die Klage. Die Uebersetzung der Ode des Neugriechen Nerulos sei durch überraschenden Anschluß an das

Original gelungen. Auch unter den vermischten Gedichten Stieglitz' spreche Vieles an. Sie zeigen den werdenden Dichter, eine Anzahl Nachahmungen älterer klopstockischer, göthischer, schillerischer Dichtweise. Es sei nicht blos Liebe, was ihn zum Dichten bewege, es sei vielmehr die Fülle des ganzen Lebens, die auf ihn eindringe und die Saiten in ihm errege bald zur Wehmuth, bald zur Freude. Die Sprache sei fast immer voll Wohllauts. Manche dieser Stücke seien von bleibendem Werthe und dem Besten beizuzählen. Ausgezeichnet zu werden verdienten: Die Zukünftige, Prometheus, Frühlingslied auf den Bergen, Frühlingsabend, dem Vollender, die Mutter und ihr Kind, Wort der Zeit, Rafaels Traum, gefundene Heimath, der Erlöser, Wanderlied, die Rose. Es hätte nur immer noch mehr Reflexion vermieden werden müssen, und theilweise Hyperbel im Ausdruck. — Vergl.: Hekate. Ein literarisches Wochenblatt; verlegt von Wienbrack, Leipzig. 1823, Nr. 56. Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften. Von Th. Hell. Dresden 1823, Nr. 43. Literaturblatt zum Merkur. 1823, Nr. 16. Leipziger Literatur-Zeitung 1823, Nr. 214. Hall. literar. Zeitung 1844, S. 1090. Literarisches Conversations-Blatt. Leipzig, F. Brockhaus, 1824, Nr. 59. European Review, Heft I., S. 103. — Einige Griechenlieder sind abgedruckt im Bürger-Freund (Bremen 1823); Juli, September. — Die Griechenbraut, von H. Stieglitz, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt von F. W. Lerche. Bonn, bei Simrock (günstige Rez.: Berl. Schnellpost., Red. Saphir. 1826, Nr. 64). — Vier Gesänge aus den Griechenliedern von H. Stieglitz, componirt von E. Voigt, habe ich nicht gesehen.

Brieflich urtheilte Eckermann (7. Aug. 1823): „Will man Euch (Große und Stieglitz) mit einander vergleichen, so findet man bei G. mehr Fülle der Gedanken, bei St. mehr Fülle des Gefühls, bei Dir mehr Größe in der Conception des Gegenstandes und im Gedankenschritt, bei Stieglitz mehr Klarheit in der Ausführung.

Von Stieglitz hat mir ganz vorzüglich gefallen der Sulioten-knabe und die Griechenbraut. Diese Gedichte sind ganz herrlich. Ich habe sie wohl schon zehnmal gelesen und meine Neigung bleibt immer dieselbe. Das sind vollendete Gedichte. Das ist etwas für Göthe. Von Stieglitz' Liedern zeichne ich noch aus: Riga der Berseeler, die Manioten an den Großsultan, der Griechenlehrling, die Speziotin, Schlachtlied der Schafhirten. Sie haben alle einen entschiedenen Charakter."

Wilhelm Müller schreibt (den 17. September 1823): „Mein Urtheil über die Gedichte hoffe ich bald einmal öffentlich aussprechen zu können, was in jeder Hinsicht besser ist, als in einem Privatbriefe. Denn das Lob ist dort unverdächtiger und der Tadel, wenn er mit unterlaufen muß, unbefangener. Zumeist fühle ich mich natürlich von den Griechenliedern angesprochen, von denen fast alle griechische Farbe und Charakter tragen, etwas, das an vielen sogen. Griechenliedern vermißt wird, z. B. den bork'schen und an den gar zu sehr göthisirenden waiblinger'schen."

Fouqué urtheilt: „Die Griechenbraut gilt mir für eins der trefflichsten Lieder, die bisher im Chore der neueren Hellassänger erklangen."

Jacobs schreibt (den 28. Juni 1823): „Vorgestern, mein Theuerster, erhielt ich Ihre und Ihres Freundes Erstlinge; gestern beschäftigte ich mich damit, und heute, beim Anbruch des Tages, rufe ich Ihnen ein Phoebe fave zu. Und dies recht von Herzen. Es ist Alles an Ihrem Werke gut, ja trefflich — der begleitende Freund, die Absicht, die Gedanken und Gesinnungen, der Ausdruck meistentheils und der Versbau oft. Das ist viel, sehr viel für einen Jüngling, der zum ersten Mal auf den Schauplatz der Welt tritt! Freude muß Ihnen Ihr Werk machen schon seiner Bestimmung wegen — ich hoffe auch, daß der Beifall der Lesenden Ihnen lohnen wird; ich würde sagen, ich zweifelte nicht, wenn alle Lesende Sie kennten wie ich, und wenn überhaupt die lyrische Poesie einer größern

Gunst bei dem Publikum genösse, als sie mir gegenwärtig zu genießen scheint. Sollten Sie also Kaltsinn erfahren, selbst Unbilden — was bei den zahllosen kritischen Areopagen, Vehmen und Jurys sehr leicht geschieht — so lassen Sie sich das nicht anfechten, sondern dichten ruhig fort und arbeiten an sich und Ihrer Kunst. Vor allen Dingen aber ruhen Sie ein wenig aus, d. h. nehmen Sie etwas Anderes vor als Poesie; denn ein so thätiger Geist wie der Ihrige ruht nur durch Abwechselung der Beschäftigung aus. Jetzt, da Sie sich mit Hermann und Spohr befreundet haben, jetzt hege ich mehr als je die Hoffnung, Sie noch einmal auf dem Gebiete der Philologie zu begrüßen. Wenn Sie den trefflichen Boden, der jetzt schon so anmuthige Blumen treibt, noch mehr in der Tiefe bearbeiten, so wird er zwar nicht reichlicher, aber noch reichere Gaben erzeugen, die dann auch den Kaltsinn des Publikums überwinden werden. Ich komme noch einmal auf diesen Punkt zurück, der, wenn er eintritt, Sie nicht abschrecken muß; und tritt er nicht ein, wie ich wünsche und hoffe — nun so kann Ihre Freude desto größer sein. Der politische Zwiespalt, der jetzt die Welt theilt, berechtigt Sie das Eine wie das Andere zu erwarten; denn unter solchen Verhältnissen wandelt sich das kritische Urtheil in ein politisches um. — Nie haben seit langer Zeit freie Gesinnungen eine solche Ungunst erfahren als jetzt, wo die höhere Klasse alles Verlorene wieder zu gewinnen, alles Gefährdete zu sichern strebt. Was kann davon die Folge sein? Unterdrückung der freien Gesinnung? Schwerlich. Man bannt sie nur noch gewaltiger in die Mittelklasse, und diese wird eben dadurch noch stärker und siegreicher. — Das Gedicht S. 6 ist schön und kräftig; S. 18 schön elegisch; S. 33 herrlich; S. 75 vortrefflich, S. 213 und 214 vorzüglich in Gedanken und Ausdruck."

Uhland schreibt (den 16. August 1823): „Sie haben, geehrtester Herr, durch die Zusendung der Gedichte zum Besten der Griechen mich sehr erfreut. Zugleich erfülle ich die

Pflicht, Ihnen im Namen des hiesigen Hülfsvereins für Griechenland, auf welchen ich den empfangenen Wechsel von 40 Thlr. übertragen, für diese schöne Gabe herzlich zu danken. Die Gedichtsammlung, mit welcher Sie mich beschenkt, hat auf mich den wohlthuenden Eindruck eines auf das Naturgemäße und Dauernde gerichteten Bestrebens gemacht, im Gegensatze der in dieser Zeit vorherrschenden Künstelei und Gefallsucht, wodurch der Dichter gegen sich selbst eben so unredlich ist, als gegen Andere. An Ihren Griechenliedern hat sich mir es bestätigt, wie durch eine ernst und lebendig ergriffene Idee die schwankende Bildungskraft auf einmal bestimmt, gehoben und veredelt wird. Unter diesen Liedern selbst ziehe ich den längeren und allgemeiner gehaltenen diejenigen vor, worin eine bestimmte Situation erfaßt ist, und es scheint mir, daß dieser letztere Weg Ihrem Talent besonders zusagen müsse. Vielleicht bin ich deutlicher, wenn ich die Lieder, die mich vorzüglich angesprochen, bezeichne: Riga der Beseeler; der Suliotenknabe; die Griechenbraut; der Griechenlehrling, den ich obenan stelle; der Lorbeerhain auf Sunium; die Speziotin. Gegenüber den vorbemerkten Gedichten scheinen mir die Romanzen in der zweiten Abtheilung etwas zu ausführlich und verschwommen; so glaube ich, daß die gefühlvolle Dichtung ‚Mutter und Kind‘ gedrängter hätte gegeben werden können."

Zschokke schreibt (den 28. August 1823): „Ihren gütigen Brief und die beigefügte schöne Gabe, mein herzlich verehrter Herr Stieglitz — erlauben Sie, daß alle Wohlgeborenheiten unter uns wegfallen —, erhielt ich erst vor 8 Tagen. Daher die Verspätung meines Dankes. Und ich verdanke Ihnen in der That genußvolle Stunden, wie man sie im Frühling vom Anblick der hellen Blüthen hat, die eben so sehr durch ihre Schönheit an sich selbst, als durch ihre Segens-Weissagung, entzücken. Jünglinge, die so, wie Sie und Ihr würdiger Freund, zum ersten Mal öffentlich ins Leben treten, müssen mehr als gewöhnliche Erwartungen anregen. Ich wünsche

Ihren Eltern und Ihrem Vaterlande Glück. Was Sie aus frommem Gemüth und mit nicht gemeiner Kraft gesungen, wird noch geheiligter durch den Zweck. Wie gern streb' ich, auch diesen zu befördern! Ihre Lieder sollen in die Hände meiner Freunde, und mir, als ein Andenken an zwei junge, edle Deutsche, theuer bleiben, deren fernere Lebensbahn mir nicht gleichgültig sein kann.

Noch ein Vergnügen machte mir das Lesen Ihrer Gedichte, auf welches Sie wahrscheinlich nicht zählten; nämlich, daß sie in Deutschland gedruckt werden konnten und sogar zu dem ausgesprochenen Zweck. Ich erkenne daraus, daß es in Deutschland nicht halb so übel mit der Geistesfreiheit stehe, als man oft glauben machen will.

Leben Sie wohl. Setzen Sie Ihren begonnenen Weg fort, still und fest, mit ruhiger Umsicht, und bereiten Sie sich einer Zeit vor, die von Ihnen einst mit Recht, nach so herrlichen Blüthen, die Früchte fordern wird fürs Vaterland. Wir leben in einer ernsten, großen Zeit. Sie wissen es! Sie werden ihr genügen und vielleicht das Bessere erreichen, wonach Andere jetzt vergebens blicken."

A. Boeckh (den 8. Januar 1824): „Mit angenehmen Empfindungen habe ich diese Blüthen zweier befreundeter Jünglinge näher kennen gelernt, und ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer mit Besonnenheit gepaarten edlen Begeisterung; so wie es mich besonders freuen sollte, wenn ich, wozu Sie mir Hoffnung machen, später das Vergnügen haben sollte, Sie persönlich kennen zu lernen; denn es ist immer Gewinn im Leben, einen Edlen mehr zu kennen, und für Ihren Geist bürgen diese Proben. Wer wird übrigens dem Griechenvolke nicht den günstigsten Erfolg wünschen, ohne welchen Sie auch das, was man an Ihnen jetzo noch mit Recht tadeln kann, niemals werden abstreifen können?"

In Bezug auf andere damalige poetische Leistungen schreibt Eckermann an Stieglitz (Weimar, den 22. December 1823):

„Es ist blos das unruhige Geblüt, was Sie treibt, und Sie wissen eigentlich selbst nicht wo hinaus. Wissen Sie, worin die wahre Modernität ruhet? Göthe sagt, sie ruhe in einem Wollen, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht. Nehmen Sie sich vor einem solchen in Acht, es ist auch in Schiller sichtbar, und zwar nachtheilig. Es kommt in der Poesie nicht an auf die Quantität, sondern auf die Qualität, und aus diesem Grunde rufe ich Ihnen noch Eins zu: Machen Sie nicht so viel mehr; sondern machen Sie nur Weniges, nur das Gute."

19) Zu S. 66. Jean Paul schrieb für Stieglitz auf ein Gedenkblatt:

„Für die Griechen und die Lyra klopft Ihr Herz so mächtig — und da hat es Recht —; in der Prosa des Lebens aber werde ihm das Klopfen vom rothen Fingerhut verboten.

Baireut, den 19. September 1823."

L. Uhland:

»Προς ἀρετην ἱδρωτα θεος προπαροιθεν ἐθηκεν.

Stuttgart, den 29. September 1823."

20) Zu S. 67. Von dem Besuche bei Göthe schreibt Stieglitz an Charlotte, den 11. November 1823: „Meinen dringenden Wunsch hatte Eckermann dem Hohen mitgetheilt. Mit heiliger Ehrfurcht nahte ich den Schwellen dieses reichen Hauses, mit einem Gefühle, das ich so nicht empfunden. Der Kammerdiener meldete mich; Freude und Bangen wechselten in mir; er erschien, ein jugendfrischer Greis, im Vollgefühle vielseitiger Kraft rüstig, ernst, erhaben, eine bedeutende Gestalt; ich zitterte; mehrere Minuten stand ich sprachlos da; was ich zu sagen mir vorgenommen, hatte ich vergessen. Da stand er vor mir, der Gewaltige, den ich so lange im tiefsten Heiligthum des Geistes verehrt, dessen Leben und Schaffen einwirkt auf Jahrhunderte, wie er der ganzen Zeit entschiedene Richtung gegeben. — Er redete zu mir mild und liebevoll über mein Streben und Wollen; ich gewann Muth und antwortete auf

seine Fragen mit Vertrauen; er fragte mich, ob ich auch Neigung fühlte Italien und Griechenland zu sehen. ‚Wohl‘, sprach ich, ‚zieht es mich mit Macht hinaus; aber ich will erst tüchtiger Leistung froh werden, ehe ich die herrliche Ferne mit ihrer Fülle von Erinnerungen begrüße.‘ — Als ich jene Worte gesprochen, da legte er seine Hand mir auf die Schulter: ‚Das ist brav, junger Mann‘, rief er aus mit fester Ruhe; ‚streben Sie zum Tüchtigen, ich hoffe Sie noch wieder zu sehen und nur Gutes von Ihnen zu hören.‘ In meinem Leben ist mir kein ‚Bravo‘ mit so süßer Harmonie in die Seele gedrungen, als dieses Mannes ist u. s. w.“

21) Zu S. 67. Eckermann schreibt (Weimar, den 10. November 1823): „Ich war eben bei Göthe. Er ließ mich in der Dämmerung zum freundlichen Gespräch zu sich rufen. Ich fing natürlich gleich von Ihnen an, und welchen Eindruck Sie auf ihn gemacht. ‚Er hat mir sehr wohl gefallen‘, antwortete Göthe darauf. ‚Eine durchaus reine Natur. Er hat kein unvernünftiges Wort gesprochen, Alles klar und vernünftig.‘ Ich sagte, der große Eindruck hätte Sie das nicht sagen lassen, was Sie sonst wohl gemocht hätten. Darauf sagte Göthe wieder: ‚Er hat mir sehr wohlgefallen, er sprach lauter Vernünftiges, es ist ein hübscher Junge.‘ Auch sagte Göthe, er habe viel ‚Energisches‘ an Ihnen bemerkt. Und damit wäre denn das Eigentlichste Ihrer Natur ausgesprochen. Ich freute mich bei diesem Wort abermals über den raschen, sichern und tiefen Blick, den Göthe in solchen Dingen hat. Denn er hat Sie doch kaum gesehen und weiß nun schon ganz, wie es mit Ihnen aussieht. Energisches! Wenn man nur ein einziges Wort über Sie aussprechen wollte, so könnte man kein anderes gebrauchen.

Ich wollte nur diese wenigen Worte flüchtig hinübersenden, damit zu der Freude des Wiedersehens sich auch die gesellen möge, sich bei Göthen, dem größten Manne des Jahr-

hunderts, in so gutem Andenken zu wissen. Leben sie wohl! Die herzlichsten Grüße der Geliebten."

22) Zu S. 75. Stimmen des Frühlings in sechs Liedern von Heinr. Stieglitz, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt von F. W. Lerche. Leipzig, bei H. A. Propst. — „Es spricht sich in ihnen durch und durch das quellende Leben des Frühlings aus; die Töne hauchen wonnig und warm an. Das vollendetste Lied ist wohl das Frühlingsnahen." (Allgem. Berl. Musik-Zeitung, 1826, Nr. 20.)

Reissiger setzte einige Lieder Stieglitz' in Musik; u. a.: „Schon flammt die Sonne &c."

23) Zu S. 78. De M. Pacuvii Duloreste. Scripsit Henricus Stieglitz, Phil. Dr. Lipsiae apud C. Cnobloch. MDCCCXXVI. 8. Dedic.: J. Stieglitz, Lud. Stieglitz, Fr. Jacobs, Aug. Boeckh. XIV. 130. I. De M. Pacuvii vita et scriptis. II. De M. Pac. Duloreste. III. Fragmenta Dulorestis cum notis. (Die zwei ersten Theile waren abgekürzt gedruckt erschienen als: Dissertatio inauguralis, quam cons. et auct. Philos. Ord. in Univ. Lit. Berol. Ad summos in Philos. Hon. Rite Capessend. Die XXII Julii A. MDCCCXXVI Publice defendet H. Stieglitz Arolsa-Waldeccensis Seminarii Reg. Philol. Berol. Sodalis. Opponentibus Henr. Carol. Rheinwald, Ph. Dr.; Guil. de Tigerström, J. U. Dr.; Frid. Aug. Rosen, Ph. Dr. Berolini, Typis Schadii. Theses. Vitae curriculum.)

Urtheile. Dissen: „Stieglitz scheint den Inhalt des Stückes in manchen Theilen sehr glücklich wiederhergestellt zu haben. Mehrere Ansichten von Bothe sind gründlich widerlegt." (Götting. gel. Anz. 1826. III, 1873.) — Bähr: „Der Verf. verfolgt, ja er begründet eigentlich erst recht durch eine genaue Durchführung im Einzelnen das, was Lange versucht hatte, um unsere Ansicht über die Beschaffenheit der ältern römischen Tragödie zu berichtigen und auf einen höhern Standpunkt

zu stellen. Um so erfreulicher ist die Schrift, zumal auch wegen der Art, womit der Gegenstand untersucht und behandelt ist. Der Stoff ist passend ausgewählt. Eine dankenswerthe Einleitung über Pacuvius prüft sorgfältig, auch den Namen Dulorestes. Die Uebersicht des Ganzen zeigt in lehrreicher Weise, in wie weit Pacuvius dem Euripides folgt. Die Fragmente sind sorgfältig kritisch behandelt. Der Ausdruck ist gut. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser auch die übrigen Reste der ältern römischen Tragödie behandele." (Heidelb. Jahrbb. der Lit. 1827, S. 525 ff.) — F. Osann: „Den geäußerten Ansichten des Verfassers stimmt Referent mehrentheils bei, sie gründen sich auf Kenntnisse und gereiftes Urtheil. Wir sind dem Verfasser nicht zu gemeinem Danke verpflichtet. Die Entwickelung der Handlung nach Stieglitz hat viel innere Wahrscheinlichkeit und poetische Einheit." (Allgem. Literaturzeitg., Halle 1827, Nr. 306.) — K. Heyse: „Stieglitz hat das Ziel der Hauptsache nach glücklich erreicht. Es entsteht ein gut angelegtes und durchgeführtes Drama. Einzelnes läßt sich bezweifeln. Das Gebäude ist übrigens mit vielem Scharfsinn und glücklicher Combination aufgeführt. Auch die Kritik ist mit gehöriger Einsicht und Besonnenheit ausgeübt." (Berl. Jahrbb. für wiss. Kritik, 1828, Nr. 59—62.) — G. Hermann: „Die Schrift ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet, zeugt von Geschmack und empfiehlt sich auch durch anspruchlosen, meistens guten Vortrag. Mitunter treten Hypothesen hervor. Wir haben Ursache, die Kenntnisse und Talente des Verfassers zu schätzen; nur wäre mehr Schärfe und Festigkeit des Urtheils zu wünschen bei den Verbesserungen." (Leipz. Lit.-Ztg., 1828, Nr. 113.) — Günstige Urtheile sprachen noch: die Jen. Allgem. Lit.-Ztg., 1830, Nr. 239; Blätter für lit. Unterh., 1827, Nr. 94; Berliner Conversations-Blatt für Poesie 2c. redigirt, von F. Forster und W. Häring, 1827, Nr. 201. 203. Die kritische Bibliothek von Serbode glaubt aber, die Construirung sei Stieglitz nicht recht gelungen, es sei dies überhaupt eine mißliche Sache,

mehr lusus ingenii. — Andere Beurtheilungen in dem Allgem. Repertor. (Lpz. 1826), S. 450. 451, in der Bibliotheca critica nova (Lugd. Bat. 1828), p. 144—181 (von Prof. Peerlkamp) sind mir nicht vor Augen gekommen. Eine Rezension in der Pandora (1827, Nr. 1669) sagt: »St. a réuni des nombreux fragments qui nous restent de cette tragédie, et les a commentés avec une érudition éclairée par le goût .... Cette dissertation est un ouvrage fort remarquable.« — Vergl. noch: Welcker über den Dulorestes des Pacuvius im Rhein. Mus. 1837, S. 598.

24) Zu S. 81: 1. »(P. P.) Rectore Magnifico **Augusto Boeckh** — ex decreto ampl. ord. Promotor legit. E. Henr. Toelken, facult. ph. Decanus, viro clarissimo atque doctissimo Henrico Guilel. Aug. Stieglitz Arolsa-Waldeccensi philosophiae candidato dignissimo postquam examen philosophicum summa cum laude sustinuit et dissertationem egregiam de M. Pacuvii Duloreste publice defendit Doctoris Philosophiae artiumque liberalium Magistri ornamenta et honores die XXII M. Julii A. MDCCCXXVI rite contulit collataque publico hoc diplomate philos. ord. obsignatione comprobato declaravit.

D. Berolini
d. XXII mens. Jul.
MDCCCXXVI. (L. S.) E. H. Toelken,
fac. phil. h. t. decanus.«

2. „Dem hier promovirten Doctor der Philosophie, Herrn H. W. A. Stieglitz, aus Arolsen gebürtig, wird auf dessen Verlangen hierdurch bezeugt, daß Derselbe bei seinem Promozions-Examen am 27. Mai a. c., ungeachtet einer gewissen Aengstlichkeit, die er erst allmählig überwand, in allen zur Sprache gebrachten Wissenschaften, namentlich in mehreren Zweigen der Philologie, in der Philosophie, der Geschichte und der Chronologie sehr ausgezeichnete Kenntnisse bewiesen und sich den einstimmigen Beifall der zahlreich anwesenden Mit-

glieder der philosophischen Fakultät erworben hat. Außerdem hat Derselbe, sowohl vor als nach seiner Promozion, bei mehreren öffentlichen Disputationen sich als geistreicher, gewandter Opponent, durch Leichtigkeit und Fülle des lateinischen Ausdruckes, der Fakultät rühmlichst bekannt gemacht.

Berlin, den 1. September 1826.

E. H. Toelken,
d. Z. Decan der philos. Fak. hies. kön. Univ."

Lerche schrieb an Charlotte: „Ich habe heute Ihrer so lebhaft gedacht, Sie so sehnlich hierher gewünscht, daß ich durchaus einige Worte an Sie schreiben muß. — Ja, wären Sie doch heute hier gewesen und hätten Heinrichs Promozion und Disputation mit anhören können! Das war für ihn, sowie für seine Freunde ein wahres Fest! Einer solch interessanten und lebhaften Disputation hab' ich noch nie beigewohnt und die Versammlung wurde so zahlreich und zeigte eine solche Aufmerksamkeit, daß es in der That eine Freude war. Stieglitz vertheidigte sich drei volle Stunden lang so tapfer, und mit solcher Gewandtheit, daß man sich nicht satt hören konnte. Kurz, es war ein herrlicher Tag. Seit langer Zeit ist von der hiesigen philosophischen Fakultät keine so gute Censur ertheilt worden, als unser Stieglitz sie bekommen hat. Seine Censur lautet, wie Sie auf dem Diplom sehen können: summa cum laude, d. h. ganz ausgezeichnet.

Berlin, den 22. Juli 1826."

25) Zu S. 84:

Dem 28. August 1826.

Motto: „— so kann ich auch nur sagen: nimm es hin."

Wie heißt der Strom, der vollsten Dranges
Sich durch Europens Fluren gießt,
Die Nachtigall des reinsten Klanges,
Die Blume, die volldustend sprießt,

Der Gott auf Flügeln des Gesanges,
Der schaffend eine Welt umschließt,
Zu dessen flammenden Altaren
Sich jauchzend nah'n der Völker Schaaren?

Der Völker Schaar, die Er durchschritten,
Der Herrscherkrone Sich bewußt,
Für deren Bildung Er gestritten,
Die Er erzog an Seiner Brust,
In deren Thaten, deren Sitten
Er drang voll heil'ger Liebeslust,
Als Er verscheucht die Dämmerungen,
Der Dichtung Wahrheit kühn errungen.

Ward Er im Morgenland geboren,
Am Euphrat oder Gangesstrand?
Hat Ihn Hesperien erkoren?
Ist Hellas Flur Sein Vaterland?
Thront Er in Herkuls Felsenthoren?
Herrscht Er an Rhenus Rebenwand?
Ist das Jahrhundert Seine Amme?
Nährt Ihn der Vorwelt heil'ge Flamme? —

Natur! nur dir gehört Er eigen,
Du botest Ihm den Weihekuß;
Sich innig, ganz zu dir zu neigen,
Ist Seines Lebens Vollgenuß.
Der Stein, der Wurm, die Pflanzen zeugen
Von Seiner Forschung Lichterguß;
Er hat den großen Bund begründet,
Der Stoff und Geist so eng verbündet.

D'rum jauchzt vorauf des Volkes Menge,
Das Ihn in seiner Mitte sieht,
D'rum folgt Ihm jubelndes Gedränge,
Wenn Er durch ferne Auen zieht;

Der Markt, die Gasse wird zu enge,
Ihn grüßet aller Zungen Lied,
Und staunend geht's von Mund zu Munde:
Erneute sich die alte Kunde?

Die Kunde von dem heitern Gotte,
Der Jugend nur und Leben bringt,
Der frechem Hohn und Lüg' zum Spotte
Von Land zu Land begeisternd dringt,
Auf den des Dünkels finst're Rotte
Vergebens ihre Geißel schwingt;
Sie selber schmückt im Unterliegen
Des Hohen Haupt mit neuen Siegen.

Es jauchzen Ihm des Indus Mythen,
Die Er so jugendlich verklärt,
Ihm jauchzt das rohe Volk der Scythen,
Dem Iphigenien Er beschert;
Ihn preisen laut Hesperiens Blüthen,
Prometheus Ihn am Schöpferheerd,
Des Weltalls volle Jubelklänge, —
Die Braut in ihres Hüttchens Enge.

Dort naht ein Zug erhab'ner Frauen,
Toscana's Fürstin zieht voran;
Fernher aus düstern Nebel-Auen
Schwebt Faust und Gretchen himmelan;
Dort wollen Ihn Titanen schauen,
Hier weilet Götz, der deutsche Mann,
Und über dem entzückten Chore
Schwebt Epimetheus und Pandore.

Und ihre besten Gaben bringen
Des Meißels und der Farbe Sohn,
Und ihre schönsten Lieder singen
Ihm Hafis und Anakreon,

Und ihre reichsten Kränze schlingen
Homer und Voß um Seinen Thron;
Es nahet selbst mit Fürstenschritten
Der große Genius der Britten.

Der hehre William stieg vom Throne,
Der Seher, der aus mächt'ger Brust
Hervor rief in dem Erdensohne
Das tiefste Weh, die höchste Lust;
Er reicht Ihm dar die Lorbeerkrone,
Ihm, der sich selber stets bewußt,
Nicht Menschenherzen nur entfaltet,
Den Weltgeist selber klar gestaltet.

Wer ist's, der all der Huldigung
Der Edelsten vorüberschwebt?
Wer hat so mächtig hier gesungen,
Daß es im Chor des Weltalls bebt?
Wer hat das Herrlichste errungen,
Was hier und dort gleich ewig lebt? —
In Flammentodes Morgenröthe
Dringt hell zum reinsten Lichtstrahl Göthe.

26) Zu S. 84. Vergl.: Das Göthe-Fest in Berlin. Gefeiert von der Mittwochs-Gesellschaft am 28. August 1826. Berlin, gedr. bei Hayn. S. 35 Zelters Ausspruch und Preisertheilung: „Meine Wahl hat sich für die beiden Nummern 7 und 12 entschieden, die, gegeneinander gehalten, bei ganz gleichem Sinne, sich nur noch in der Form unterscheiden. Nach nochmaliger heutmorgendlicher Erwägung ist mir endlich die Nummer 12, mit dem Motto:

‚So kann ich auch nur sagen: nimm es hin!'

wegen größerer Form, in Hinsicht auf den Gegenstand und ihrer sehr gewandten melodischen Textur als vorzüglich vorgekommen; wenn das Gedicht gleichwohl dem Musiker nur in

seiner glücklichsten Stunde ganz gelingen würde. Die Nummer 7, mit dem Motto:

,Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausendmal!‘

erschien mir von ganz gleichem Werthe und könnte sogar leichter in Musik zu setzen sein, wiewohl der Komponist sich auch hier zu bewahren hätte, durch zu gefälliges Notenspiel dem Gedichte keinen Eintrag zu thun.“

In Folge dieses Vortrags wurde die Nr. 7 als das Gedicht bezeichnet, welches nach Zelters Entscheidung neben gleich poetischem Werth mit Nr. 12 die Hauptbedingung, daß es sich zur Komposizion eigne, mehr noch erfülle, und dem mithin der Preis gebühre. Als Verfasser ward E. von Houwald bekannt. — Bei dem Gedicht Nr. 12 war übrigens ein Versehen vorgefallen, indem es sich ergab, daß der Verfasser nicht Mitglied der Gesellschaft sei. Da man jedoch den Dichter zu kennen wünschte, so war es der Gesellschaft angenehm, daß sich einige Tage später Heinrich Stieglitz als solcher nannte. Mit dieser Darstellung stimmt das im Text Erzählte aus mir unbekannten Gründen nicht genau zusammen.

Eckermann schreibt in Bezug auf das Lied (Weimar, 19. Oct. 1826): „Gestern nach Tische gab mir Göthe Ihre Berlinischen Festgedichte. Er sagte, das Ihrige sei das beste, und erinnerte sich Ihrer dabei sehr wohlwollend. — Houwalds Lied ist als Lied besser als das Ihrige; aber das Ihrige ist ein besseres Festgedicht, weil es den Gegenstand des Festes tausendfältig würdig zur Sprache bringt, jenes dagegen den Gegenstand nur aus der Ferne kaum berührt. Als Gedicht zu Tage gebührt daher Ihnen der Preis. — Ihr begeistertes Gedicht ist voll schöner Stellen, vorzüglich wegen des großen Reichthums des Stoffes. Sie haben den Gegenstand in seinem höchsten Umfange genommen.“

C. Seidel schreibt von Berlin, den 2. September 1826, an Charlotte: „Ich bin in der Gesellschaft, die Gedichte werden

anonym vorgelesen; denken Sie meine Spannung, als das seine mir wohl bekannte verlesen wird, und fühlen Sie mir die reine Freude nach, als ihm der Preis zuerkannt wird; den Ring erhält nach ihm das Glied der Gesellschaft, das das beste Lied gemacht hat, es war v. Houwald. Andere Preisbewerber waren noch Streckfuß, Immermann, Fouqué u. A."

Es sei hierbei bemerkt, daß auch 1827 Stieglitz ein zu dem Geburtstage Göthe's ausgesetztes Preisgedicht einschickte. Die Aufgabe war: ein Gesellschaftslied; der Preis für das beste: eine goldene Schreibfeder. Zwanzig Lieder waren eingegangen, von W. Müller, Immermann, C. Schall u. A. Nach dem Accessit gewann die nächste Anwartschaft mit 7 Stimmen Lied Nr. 25 von H. Stieglitz: Dint' und Feder. — Vergl. Berl. Convers.-Blatt, 1827, Nr. 173.

27) Zu S. 86. Vergl.: Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Louis Curtze. I. II. Leipzig 1859.

28) Zu S. 88. Fr. Lerche schreibt im August 1827 an Charlotte: „Stieglitz ist körperlich und geistig frisch und stark. Indessen, glaube ich, würde es ihm sehr heilsam sein, wenn zuweilen von Ihnen eine freundliche Mahnung käme, daß er auf seine Gesundheit bedacht sein möge. Er arbeitet öfters zu viel und zu anhaltend, als daß es ihm nicht am Ende schaden sollte. Er muthet seinem kräftigen Körperbau bisweilen zu viel zu, und so lange er sich wohl fühlt, wie jetzt, denkt er nicht an die Möglichkeit des Erkrankens."

29) Zu S. 90. Webers Gedächtnißfeier, nach der Aufführung des Freischütz (den 19. März 1827); für die Bühne zu Leipzig gedichtet von H. Stieglitz. (Berl. Conversationsblatt, 1827, Nr. 61. Abendzeitung, 1827, Nr. 6.) — „Das Gedicht, mit wahrer Poesie und innigem Gefühle geschrieben, geht

von der ansprechenden Idee aus, die verschiedenen Arten von Lebensverhältnissen zu schildern, welche in Webers Tonschöpfungen so leuchtend hervortreten, nämlich: Kriegerleben (Lützows wilde Jagd), Leben der Landleute (Euryanthe), Jägerleben (Jägerchor aus derselben), Zigeunerleben (Preziosa) und Elfenleben (Oberon). Der Dichter hat diese Bilder sehr geschickt in ein Ganzes gereiht, dem der ergreifende Schluß nicht fehlt." Th. Hell, Abendzeitung, 1827, Nr. 6.

Zu Beethovens Gedächtniß; für die Leipziger Bühne gedichtet. (Abendzeitung, 1827, den 16. Juli. Der Gesellschafter, 1827, Nr. 120.) — „Das Gedicht bringt die unendliche Tiefe von Beethovens Geiste, die in den Tönen sich erschließt, selbst geistig reproducirend, zur Anschauung, daß ein Bild des innern Lebens Beethovens, wie es sich in den Tönen ausspricht, aufstellend, den großen Entschlafenen auf eine würdige Weise ehrt." Der Gesellschafter, 1827, Nr. 117.

30) Zu S. 91. Den 24. April 1826 wurde Stieglitz von der Königl. Prüfungs-Commission (Köpke, W. Ritter, Schulze) ein Zeugniß für Befähigung als Oberlehrer ausgestellt und ihm den 31. October 1826 auf seine Meldung von dem Schulcolleg der Provinz Brandenburg eröffnet, daß Stieglitz bei nächster offen kommender Alumnen-Inspector-Stelle des Joachimsthal'schen Gymnasiums solle berücksichtigt werden. Von Michaelis 1827 bis Ostern 1828 gab Stieglitz dann an genanntem Gymnasium wöchentlich 6 Stunden (Latein und Geographie in Sexta und Quinta). Später hatte er wöchentlich 10 Stunden. Daß Stieglitz bei den Schülern beliebt gewesen sei, beweist auch ein Schreiben seines Freundes Lerche an Charlotte (August 1827): „Von seinen Schülern wird er ungemein geliebt; unter ihnen ist Einer meiner Zöglinge, der immer ganz glücklich ist, wenn er sagen kann: ‚Heute haben wir Stunde bei Dr. Stieglitz.'" Bei der Bibliothek fand er seit Ostern 1827 Beschäftigung. Im April 1828 erhielt er in Rücksicht auf das günstige Zeugniß

des Oberbibliothekars Wilken die Stelle des 3. Custos bei der Bibliothek provisorisch mit 400 Thlr. Gehalt; den 1. Juli 1829 wurde er definitiv zum 2. Custos bei der Bibliothek mit 500 Thlr. Gehalt angestellt; 1832 erhielt er eine jährliche Gehaltszulage von 100 Thlr. bewilligt.

Drittes Buch.

---

31) Zu S. 114. „Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830. Berlin bei G. Finke.“ 340 S. in 12. — Die Redactoren sind: H. Stieglitz, M. Veit, K. Werder. Beiträge haben gegeben: Göthe, Chamisso, Schefer, Kerner, Schwab, Eckermann u. A. (Einige Gedichte von H. Stieglitz sind in Musik gesetzt: von L. Berger, B. Klein. Vgl. S. 256. 319.)

Urtheile. Varnhagen von Ense: „Der Almanach stellt in den Gedichten der drei Herausgeber, die fast die Hälfte betragen, gleichsam die herandichtende Jugend vor Augen. Findet sich unter diesen Beiträgen auch Vieles, was einzeln sich nicht geltend erhalten kann und wohl ganz verwerflich erscheint, so liegt in der Gesammtheit doch eine so jugendliche Frische, ein so üppiges Feuer und eine so muthige Zuversicht, daß daraus der Eindruck eines regen, muntern Lebens hervorgeht, welchen die größere Bedeutendheit und geregeltere Kraft reiferer Werke allein so nicht geben könnte. Doch sind in der That diese jugendlichen Talente auch in ihrer einzelnen Selbständigkeit bedeutsam genug zu bezeichnen; Stieglitz, der allein 65 Gedichte giebt, durch große Gewandtheit, inniges Gefühl, unbefangenen Freimuth.“ Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1829, Nr. 67.

Mundt: „Dem bekannteren H. Stieglitz steht poetisch. Formengewandtheit in nicht gewöhnlichem Grade zu Gebote. Seinen sorgfältig und elegant geglätteten Gedichten merkt man nichts weniger als die Schule an, oder erinnern sie zuweilen in einem andern Sinn an die Schule, die sich seltsam in der Lyrik ausnimmt, z. B. S. 120. Die Lyrik tritt am unverkümmertsten hervor im Schlummerlied, Wanderlied am Morgen und anderen ähnlichen. Der Sinesische Poetenklubb und die fromme Assemblee erinnern an die H. Heine-Bilder.“ Der Freimüthige (Red. W. Alexis), 1829, Nr. 243.

Köhler: „Ansprechend von Stieglitz sind: Sardes, Ludwig von Baiern, der eiserne Henrich. Sie zeigen Kraft, Frische, Lebendigkeit und Wärme. In andern dagegen treten Hyperbeln und Unklarheit hervor, und wäre eine sorgfältigere Auswahl zu wünschen gewesen.“ Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaft, 1829, Nr. 77.

G. Schwab schrieb (den 18. December 1830): „Den Almanach für 1831 habe ich noch nicht erhalten und sehe ihm mit Verlangen entgegen; ich bin begierig, wie er sich zum vorjährigen verhält und ob er sich von den Fesseln einer gewissen Manier, welche auch Uhland, ein übrigens sehr wohlwollender Richter, an ihm tadeln zu müssen glaubt, frei gemacht hat. Ich hoffe, Sie nehmen diese Freimüthigkeit nicht übel auf. Ohne Wahrheitsliebe kann es kein rechtes Verhältniß unter Zusammenlebenden geben.“

Eckermann an Stieglitz (Weimar, den 16. Juni 1829): „Heute bei Tische sagte mir Göthe unter Anderm Folgendes: ‚Ich habe einen Brief von hübschen jungen Leuten in Berlin erhalten, von Herrn Stieglitz, der in Verbindung mit seinen Freunden einen Musenalmanach herauszugeben im Begriff ist. Ein Musenalmanach ist immer das Geistreichste, und es ist gut, daß man zu dieser ältern Art zurückkehrt. Sie haben mich um einen Beitrag ersucht, und ich würde auch kein Bedenken tragen, diesen Wunsch zu erfüllen, wenn ich etwas hätte, das

Messe machte. Den Leipzigern habe ich das Salzgedicht geben können, weil dieses einigen Umfang hatte und etwas mehr brachte als meinen Namen. Wollte ich aber den jungen Berlinern ein einzelnes Gedichtchen, etwa ein Stammbuchsblatt oder dergleichen geben, so würde das nicht viel mehr bringen als meinen Namen, und das würde in meinen Augen nichts heißen.' Göthe sprach bei dieser Gelegenheit von älteren deutschen Literatoren, die in ähnliche Fälle gerathen, und recitirte dabei etwa folgende Verse:

,Ins Teufels Namen
Was sind denn Namen!
Im ganzen Merkur
Ist keine Spur
Von Wieland,
Er steht bloß auf dem Einband;
Und unter dem schlechtesten Reim
Steht Vater Gleim.'

,Wie gesagt', fuhr Göthe fort, ,wenn ich ein größeres Gedicht von einigem Umfang hätte, das an sich etwas bedeutete, so wäre ich gar nicht abgeneigt es den jungen Berliner Freunden zu geben. In diesem Fall aber muß ich mich entschuldigen, und da Herr Stieglitz sich in seinem Briefe auf Sie bezieht, so will ich Sie bitten, ihnen dieses zu antworten.'

Solches ist nun geschehen und ich habe weiter nichts hinzuzufügen, als daß das Geschriebene die buchstäblichste Wahrheit ist und daß ich nebenbei Göthe angemerkt habe, daß er Ihnen wohl will."

Eckermann an Stieglitz (Weimar, den 2. August 1829): „Ihren Brief vom 29. Juli erhielt ich vorgestern. Da eine hartnäckige Unpäßlichkeit mich zu Hause hielt und noch hält, und ich also keine Hoffnung hatte, in den nächsten Tagen mit Göthen zu sein, so schrieb ich ihm gestern und, versteht sich, vorzüglich auch wegen des Almanachs.

Göthe hat mir nun gleich geantwortet, und ich säume nicht Ihnen die betreffende Stelle seines Briefes vom 2. Aug. im Auszuge mitzutheilen: ‚Mit unsern Berliner Almanachs-Freunden stehen wir folgendermaßen: Sie haben mir durch Zelter gemeldet, daß sie den ersten Bogen offen gelassen und den Druck mit dem zweiten angefangen haben. Es bleibt also noch etwas Zeit; ich habe unter meinen Sachen nichts einigermaßen von Gestalt und Folge als die chinesischen Jahreszeiten; diese denk' ich diesem Zwecke zu widmen und wünsche noch soviel Frist um Einiges einzuschalten; denn bisher sah es gar zu lückenhaft und sprungartig aus und wird mehr oder weniger so bleiben. Schreiben Sie dieses nach Berlin, lassen Sie sich den letzten Termin melden, wenn das Manuscript dort sein muß und wir schicken es alsdann soweit es gekommen ist.‘ Ich gebe Ihnen Göthe's eigene Worte, weil ich weiß, daß es Ihnen lieb ist. — Leben Sie wohl! Sorgen Sie, daß Göthe in guter Gesellschaft erscheine. Grüßen Sie Ihre liebe Lotte herzlich. Ihr tr. Fr.

NS. Göthe's Beitritt zu dem Almanach ist von außerordentlicher Bedeutung, er ist eine Ehre und ein Sporn für alle Mitarbeiter, so daß Ihr das künftige Jahr schon vornehmere Mienen machen könnt und sodann kein bedeutender Name in Deutschland fehlen darf. Es ist ein großes Glück für den Musenalmanach. Von den chinesischen Jahreszeiten kenne ich einige und ich brauche wohl kaum zu sagen, wie vortrefflich die Gedichte sind und wie geeignet, als wenn sie zu dem Almanach gemacht wären.“

Im August schrieb dann Göthe an Zelter: „Hier sende den Beitrag zum Berliner Musenalmanach. Sie haben den ersten Bogen leer gelassen und hier ist Materie sechzehn Seiten zu benutzen. Möge auch Dir in diesen Blättern Scherz und Ernst einige Freude machen, den jungen Leuten und ihren Lottchens Glück bringen. Gib den Brief sogleich ab, denn sie sind im Gedränge zwischen Setzer und Verleger, wie es uns andern Autoren öfters begegnet.“

H. **Heine** an Stieglitz (Potsdam, den 20. Juni 1829): „In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, daß ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden könnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen und daß ich Ihnen deßhalb gar nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen.

Glauben Sie nur nicht, daß ich dieß aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewußtsein, daß ich selbst jetzt mehr werth bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntniß, warum ich nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen konnte. — Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch alongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient wie ein alter Hofrath angeredet zu werden."

32) Zu S. 120. **Eckermann** an Stieglitz (Weimar, den 9. October 1832): „Göthe bedauert, daß Ihr Orient zu einer Zeit hervortrete, wie sie nicht ungünstiger gedacht werden könne. Er urtheilte über den ersten Band, wovon er in meiner Gegenwart Verschiedenes über Tisch las, **sehr günstig**. Habe ich einen Wunsch, so wäre es der, bald von Ihnen etwas Tragisches auf der Bühne zu sehen."

33) Zu S. 127. „Berliner Musenalmanach für 1831." Beiträge von Göthe, A. v. Arnim, Eichendorf, A. Grün, G. Schwab u. A.

Urtheile. **Mundt**: „Zwar ist der Almanach nicht ganz frei von **gemachten** Gedichten, aber er gehört doch zu den bessern Musengaben. Von Stieglitz finden wir u. A.: Nachruf an Sophie Müller, Aus den Weltgräbern: ‚Attila', ‚Alarich', ‚Dschingis Chan'. An Leben und Aufschwung fehlt es den Gedichten nicht, aber die Diction ist oft zu prächtig, zu beladen;

Vers und Reim gehorchen dagegen dem Dichter aufs Beste." Der Freimüthige (redig. von W. Alexis), 1831, Nr. 16 u. 17. — „Was den Inhalt anlangt, so dürfte der Almanach für 1831 mehr Ansprüche auf die Beachtung des deutschen Publikums als der erste Jahrgang haben, schon darum, weil er strenger gesichtet, überhaupt nach einer besseren und zweckmäßigeren Anordnung sich darstellt. Er bringt Manches und er wird dann wohl auch Jedem Etwas bringen, der nur darin Etwas suchen mag." Hebe (redig. von L. v. Alvensleben), Lpz. 1831, Nr. 27. — „Es sind der Gaben so mannigfaltige, daß es schwer hält, Einzelnes hervorzuheben. In der Auswahl hätte man vielleicht noch strenger sein können; allein wir treffen doch vieles sehr Schöne, sehr Gelungene." Beil. zu Nr. 299 der Berl. Zeitung von 1830.

L. Wachler schreibt (den 5. Februar 1831): „Der jetzige Jahrgang enthält einiges Vortreffliche, viel Gelungenes, wenig Mittelgut. Die Sammlung verheißt auf solche Weise wachsenden Werth."

F. Freiligrath schreibt an Stieglitz bei Einsendung eines Beitrags (Soest, den 27. Januar 1831): „Nur mit Schüchternheit wag' ich es, Ew. Wohlgeboren in den Beilagen einige meiner ersten poetischen Versuche mit der Bitte zuzustellen, dieselben einer geneigten Durchsicht würdigen und entscheiden zu wollen, ob sie werth sind, eine Stelle in dem nächstjährigen, von Ew. Wohlgeboren herausgegebenen Musenalmanach einzunehmen. Sollten sie es nicht sein, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren, es vergessen zu wollen, daß ein Namenloser, wie ich, die Kühnheit gehabt, sich einem Dichterkreise zu nahen, der die gefeiertsten Namen der Nation sein nennt; sollte jedoch das Gegentheil der Fall, sollten die würdigsten der beiliegenden Versuche so glücklich sein, den Beifall des genialen Darstellers der ‚Bilder des ‚Orients' zu erhalten und in dem Musenalmanach auf 1832 aufgenommen zu werden, so wäre einer der höchsten Wünsche Dessen erfüllt, der sich unterzeichnet rc."

34) Zu S. 130:

An Marie
den 13. April 1811.

Tritt mit mir auf Bergeshöhen,
Reiß Dich von den Wolken los;
Laß uns hier im Aether stehen,
In des Lichtes farbelosem Schooß.

Was die Meinung in den Sinn gegossen,
Halb aus Wahrheit, halb aus Wahn gemischt,
Die leblosen Nebel sind zerflossen,
Lebens=, Liebe=Hauch hat sie verwischt.

Jenes Thal des engen Nichts dort unten,
Eitler Mühe, die mit Mühe lohnt,
Dumpfen Sinns an die Begier gebunden,
Nie hat es Dein Herz bewohnt.

Aus der Thalnacht hob Dich höh'res Sehnen,
Aus dem Innern schloß sich auf
Dir das Licht des Guten und des Schönen,
Nahmst zum Morgenhügel Deinen Lauf.

Glanz der Sonne röthet seine Lüfte;
Unbestimmte Ahndung webt
Sich nach Lehr' und Wissen diese Düfte
Zu dem Bild, in dem die Sehnsucht lebt.

Aber aus ihm schlägt kein Herz herüber;
Wie des Sehnens Töne sie empfängt,
Schicket Echo seelenlos sie wieder,
Auf sich selber bleibet es beengt.

Die Gefühle, die im Sehnen schwelgen,
Sind dem Selbst gebrachter Schmeichelhauch;
In dem Durst die Seele muß verwelken,
Giftiger Wind ist dieser Opferrauch.

Sieh den Altar hier auf Bergeshöhen,
  Auf dem Phönix in der Flamme stirbt,
Um in ew'ger Jugend aufzugehen,
  Die ihm seine Asche neu erwirbt.

Auf sich war gekehrt sein Sinnen,
  Hatte sich zu eigen aufgespart;
Nun soll seines Daseins Punkt zerrinnen,
  Und der Schmerz des Opfers ward ihm hart.

Aber fühlend ein unsterblich Streben,
  Treibt's ihn über sich hinaus;
Mag die irdische Natur erbeben,
  Führt er es in Flammen aus.

Fallt so, enge Binden, die uns scheiden,
  Nur ein Opfer ist des Herzens Kauf;
Mich zu Dir, zu mir Dich zu erweiten,
  Geh' im Feu'r, was uns vereinzelt, auf!

Denn das Leben ist nur Wechselleben,
  Das die Lieb' in Liebe schafft;
Der verwandten Seele hingegeben,
  Thut das Herz sich auf in seiner Kraft.

Tritt der Geist auf freie Bergeshöhen,
  Er behält vom Eignen nichts zurück;
Leb' ich, mich in Dir, Du Dich in mir zu sehen,
  So genießen wir der Himmel Glück.

Hegel.

An Marie

den 17. April 1811.

Du mein! solch Herz darf mein ich nennen!
  In Deinem Blick
Der Liebe Wiederblick erkennen,
  O Wonn', o höchstes Glück!

Wie ich Dich lieb', ich darf's itzt sagen;
Was in gepreßter Brust
So lang geheim entgegen Dir geschlagen,
Es werd', ich darf nun, laute Lust!

Doch armes Wort, der Lieb' Entzücken,
Wie's innen treibt, und drängt
Zum Herz hinüber, auszudrücken
Ist Deine Kraft beschränkt.

Ich könnte, Nachtigall, dich neiden
Um deiner Kehle Macht,
Doch hat Natur die Sprache nur der Leiden,
Mißgünstig, so beredt gemacht!

Doch wenn durch Rede sie dem Munde
Der Liebe Seligkeit
Nicht auszudrücken gab, zum Bunde
Der Liebenden verleiht

Sie ihm ein innigeres Zeichen;
Der Kuß die tief're Sprache ist,
Darin die Seelen sich erreichen,
Mein Herz in Deins hinüberfließt.

Hegel.

An Stieglitz
den Tag nach dem 27. August 1831.

Willkommen mir des Freundes Grüßen;
Nicht Gruß nur, Ford'rung von Entschlüssen
Zu Wortes-That, um zu beschwören
Die Vielen, Freunde selbst auch, die zum Wahnsinn sich empören!

Doch was ist ihr, die Du verklagst, Verbrechen,
Nur daß sich Jeder selbst will hören, obenan will sprechen,
So wär' das Wort, dem Uebel abzuwehren,
Selbst nur ein Mittel, dieß Unheil noch zu mehren.

Und käm's, wie's längst mich drängt, doch los zu schlagen,
So wär Dein Ruf ein Pfand, es noch zu wagen,
Mit Hoffnung, daß noch Geister ihm entgegen schlagen,
Und daß es nicht verhall' in leere Klagen,
Daß sie's zum Volk, zum Werk es tragen.

Hegel,
vom Schlößchen am Kreuzberg.

Dieß auf den

Mitternachtsgruß an Hegel,

27/28. August 1831.

Nimm den Gruß zur Geisterstunde,
Du Monarch im Reich der Geister,
Den ich stets mit Herz und Munde
Freudig pries als Herrn und Meister —

Meister nicht im Reich der Formen —
Nein! im Reiche der Gedanken;
Fürst der absoluten Normen
In der Zeit, wo Alle schwanken.

Viele, die mit gläub'ger Treue
Einst zu Füßen Dir gesessen
Trieb der Schwindelgeist, der neue,
Keck mit Dir sich selbst zu messen.

Hast die Formel ja gegeben,
Stark, die Geister zu beschwören;
Nun von allen Seiten schweben
Sie heran in bunten Chören.

Aber wehe dem Vermessen!
Wehe! Deine Lehensmannen
Haben wohl das Wort vergessen
Die Entfesselten zu bannen?!

Wachsend ziehn von Land zu Lande
Sie im ungehemmten Schritte
Von der Seine buntem Strande
Bis zu Rußlands öder Mitte.

Halte Wacht, Du Fürst der Geister!
Wahrlich, kommen wird die Stunde,
Wo es gilt, daß selbst der Meister
Mit dem gottgeweihten Munde

Laut das Wort, das rechte, nenne,
Dem allein der Zauber inwohnt,
Daß der hohle Schein sich trenne
Von dem Wesen, wo der Sinn thront.

35) Zu S. 132. Es finden sich verschiedene Bruchstücke zu der beabsichtigten Arbeit vor.

36) Zu S. 140:

1. Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832. 89 Seiten, klein 8.
2. Stimmen der Zeit in Liedern von Heinrich Stieglitz. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1834. 136 Seiten, klein 8.

Urtheile. (1. Ausg.) Dr. K. Rosenberg: „Der Gegenstand des im kleinen Raume gehaltvollen Buches ist die Liebe zum deutschen Vaterlande und die Idee, von welcher dasselbe verherrlicht und in der schicksalsvollen Nacht des Unglücks erleuchtet wurde. Der Verfasser schließt sich an seine Vorgänger rühmlich an, durch Wahrheit und Wärme des Gefühls, wie durch Kraft und Eindringlichkeit des harmonischen Ausdrucks sich auszeichnend. Der Sinn für echte Freiheit, welche sich nur mit Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung befreundet und jede Willkühr und freche Verletzung geordneter Verhältnisse von sich weist, spricht sich auf eine edle Weise in mehreren dieser Poesien, besonders in dem ‚Bekenntniß‘ und in den ‚Demagogen‘

aus. Der Verfasser zeigt eine warme Anhänglichkeit an das preußische Herrscherhaus und dessen Tugenden. In dieser Beziehung tritt das fein und sinnig gedichtete Lied ‚der Harfner' besonders vortheilhaft hervor. Man könnte bemerken, daß ungeachtet der dem Dichter zu Gebote stehenden Kraft-Sprache Manches zu mild und unscheinbar ausgedrückt sei, was wohl eine lebhaftere Färbung vertragen hätte; aber freilich dürfte er erwidern, mit andern erhöhten Farben würde ich ein anderes und nicht mein Gefühl geschildert haben. Die gelungensten dieser Gedichte sind unstreitig der ‚Mythus' und die ‚Schwedenschanze', in welchen sich wirkliches Dichtertalent zeigt. Warum der Verfasser sich nicht genannt, ist in dem Schluß mit vieler Bescheidenheit angedeutet; doch dürften Wenige in diesen Liedern den geschätzten Dichter der ‚Bilder des Orients' verkennen." (Der Gesellschafter. Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. 1833, d. 2. März, Bl. 35.)

Heeren: „Es sind poetische Ansichten der Zeit, und nicht blos der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit und der Zukunft. Schätzbar, weil sie aus echtem vaterländischen Gefühl hervorgegangen sind, ohne Schwärmerei und prophetische Anmaßungen. In einer Zeit, wo man kein Bedenken trägt, das eigene Vaterland herabzuwürdigen, sind solche Stimmen wohl nicht überflüssig. Aufmerksam ist zu machen auf den Mythus an Prometheus, eine eben so wahre als neue Dichtung und auf eine würdige Weise ausgeführt, wie denn überhaupt Sprache und Versbau in diesen Liedern einen schön geübten Sänger verrathen." (Göttinger gelehrte Anzeigen, 1833, St. 61, S. 608.)

Platen:

„Stimmen der Zeit.

Nicht tadelt mir Göthe's bescheidenen Sinn, wenn er warnt vor politischen Liedern!
Er führte sein Volk mit begeisterndem Wort in den heiligen Tempel des Schönen,

Des Geistes Streben, des Herzens Trieb, sie malt er mit
ewiger Wahrheit;
Doch politisch zu singen politische Zeit, das, meint er, geziemt
nicht dem Dichter;
Und was sich gewaltig im Volke bewegt, was das Lied des
Dichters begeist're,
Der in künftiger Zeit, der Enkel Geschlecht, das blutige Ringen
der Väter,
Und des Wahrheitssieges Triumphgesang mit eherner Leier
verkünde,
Das erregt in der goldenen Saiten Getön nur unerträglichen
Mißlaut.
Drum lobet mir Göthe's bescheidenen Sinn, wenn er warnt
vor politischen Liedern!
Drob rufen die Sänger aus einem Mund: pfui über politische
Lieder!
Doch lobt ihr auch ihren bescheidenen Sinn? Nein Ohnmacht
ist es und Stumpfsinn
Und Verkennen des Geistes, der mächtig sich regt, zur Wieder-
geburt und Erlösung.
Doch jüngst vernahmen wir ,Stimmen der Zeit' und
wir hörten befreundete Töne
Von des Geistes Macht, der die Welt sich schafft, und Vertraun
auf sein ewiges Walten,
Von deutscher Treu', und von deutscher Kraft und von ger-
manischen Eichen,
Und freundlich winkte Louisens Geist der schönern Zukunft
Gewährung.
Doch eiserne Zeit heischt eisernes Lied, ihr entschwinden die
Formen der Schönheit.
Wenn der Nordwind saust und der Donner kracht, wen er-
freun da sanftere Töne?
Drum bespanne der Sänger in eherner Zeit mit ehernen Saiten
die Leier,

Daß unter des Sturmes brausendem Wehn sein schwacher
Gesang nicht verhalle.
Er achte des Meisters bescheidenen Sinn und merk' auf die
freundliche Mahnung:
Nicht singet mir göthisch politisches Lied, denn er warnt vor
politischen Liedern."

(Vgl.: Der Freimüthige. Redigirt von W. Häring [W. Alexis], 1832, Nr. 236).

Fr. Jacobs schreibt an Stieglitz (den 31. März 1833): „Recht sehr wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie bei dem gellenden Durcheinanderschreien habernder Stimmen von der Seine und dem Rhein, der Maaß und Weichsel her doch die alte schöne Harmonie in Herzen und Ohren bewahrt haben, um sie so rein und schön von den Saiten Ihres Gemüthes tönen zu lassen. Auch die Milde erfreut mich, mit der Sie sich über Gegenstände ausgesprochen haben, bei denen es schwer ist, man mag nun auf einer Seite stehen, auf welcher man will, das Gleichgewicht nicht zu verlieren; sowie die Selbstbeherrschung, mit der Sie sichtbarlich Vieles innerhalb dem ἕρκος ὀδόντων zurückgehalten haben, was auf die Lippen wollte. Für dieses Alles danke ich Ihnen und gewiß um desto inniger, je reizbarer mich bei diesen Gegenständen die Thorheiten der Zeit oder das peccare extra et intra gemacht haben. Gott erhalte Ihnen den frischen und frohen Sinn immer ungeschwächt! Ihrer lieben und liebenswürdigen Frau tausend Grüße."

2. Ausgabe:

Menzel: „Gut gemeint, aber schwach. Wer nicht in große Posaunen stoßen kann, der schweige doch lieber, denn auf das höfliche Gesäusel kann die Zeit nicht achten. Da will Einer Freiheitslieder dichten und verwahrt sich doch in der ersten Zeile, daß ihn die hohe Polizei nicht für einen Jacobiner halte. Die Poesie verlangt, daß man Partei ergreife, ganz entschieden, und die stärksten Farben auftrage, man sei Carlist oder Neger. Sie verträgt sich mit dem Hasse eines Chateaubriand wie mit

dem eines Beranger, mit dem ‚God save the king‘ wie mit der Marseillaise; sie sieht nicht darauf, ob man die rechte Partei erwähle, sondern nur daß man eine wähle. Aber die schwachen Versuche, der Zeit farblose Reden zu halten, desavouirt die Poesie und mit Recht, denn es gewinnt Niemand etwas dabei, wenn auch Niemand dabei verliert.“ (Literaturblatt, 1834, Nr. 101.)

Laube: „Zu den Gesinnungspoeten gehört auch Heinrich Stieglitz. Er stellt sich in diesen Gedichten als ein biederer, tüchtiger Charakter dar, er stammt von den gesundesten Deutschthümlern und spricht eine gründlich deutsche Gesinnung aus. Aber ich kann die Gedichte nicht hoch poetisch finden. Zuweilen nimmt er den Ansatz zu einer eigenthümlich dichterischen Begeisterung, aber wenige Verse dahinter läuft die Prosa der bürgerlichen Gesinnung dazwischen, er wird rednerisch und schwülstig, er vermag den Gedankenrausch nicht bis in die Höhen des Liedes zu verklären, er fällt mitsammt der edelsten Gesinnung in den Bereich des gewöhnlichen Lebens. Uebrigens singt er wahrhaft hübsche Sachen z. B. ‚Unsere Zeit‘ 1, 2. So warm fühlt dieses tüchtige Herz für die Polen und für Hellas, es erfüllt ihn ein ächt nordischer Protestantismus. Die Innigkeit des Gefühls erwärmt jedes Herz, er ist mir unter allen Preßfreiheitspoeten der liebste.“ (Zeitung für d. elegante Welt, 1834, Nr. 107.)

Ein Rezensent in der Hall. Literaturzeitung: „Wenn auch der zum zweitenmal willkommen geheißene Dichter einen schwermüthigen und sehnsuchtsvollen Ton angeschlagen hat: er selbst straft die Zeit Lügen. Die Zeit kann nicht arm sein, die so reiche und schöne Blüthen der Kunst zu wecken vermag. Der fromme Sinn, der sich in mehreren seiner Lieder so lebendig ausspricht und seinen Grund und Boden in dem göttlichen Wort hat, sollte den Dichter lehren, daß die Zeit sein muß, wie sie ist, daß die Frucht des Himmels nur langsam reift, daß nicht Alles Tadel verdient, was den Wünschen Vieler nicht entspricht und daß nicht Bitterkeit des Gemüthes den

Wunden des Lebens frommt, sondern ernstes bescheidenes Wort, frisches und fröhliches, aber gesetzliches Streben. Stieglitz ist einer unserer begabtesten Sänger: wir finden bei ihm Tiefe der Empfindung, Wärme der Begeisterung, einen klaren Gedanken, ein edles Wort, einen wohllautenden Vers. Darum sei nichts gesagt von einzelnen Flecken, welche die schönen Klagelieder entstellen, nur angedeutet, daß ‚das letzte Griechenland‘ und ‚Hellas Wiedergeburt‘ seiner nicht würdig ist.“ (Hall. Allgem. Literaturzeitung, 1835, Nr. 206.)

Ein Rezensent in der Literar. Zeitung: „Daß diese poetischen Ergüsse eines vom innigsten Gefühl des Rechten und Guten durchdrungenen Gemüthes Anklang gefunden haben, bezeugt die zweite Auflage. Wohlverstandener, in den Schranken der Gesetzmäßigkeit sich haltender Freiheitssinn gibt diesen zeitgemäßen Dichtungen einen eigenthümlichen Reiz, der durch die seltene Gewandtheit des dichterischen Ausdrucks und den wohlgefälligen Rhythmus der geglätteteten Verse erhöht wird. Mit Vergnügen bemerken wir, wie das fruchtbare Talent des Dichters sich immer kühner und glücklicher entfaltet und wie der meist gediegene Gehalt der inhaltsvollen Gedanken die angemessenste Form findet und durchdringt.“ (Beilage zur Literarischen Zeitung, 1834, Nr. 26.)

Fr. Jacobs schreibt an Stieglitz (den 30. Mai 1834): „In Ihren Stimmen der Zeit, soweit ich sie bis jetzt vernommen habe, schätze ich, wie an aller Poesie, die aus Ihrem reichen Gemüthe hervorgeht, die geniale, leichte Bewegung, Anmuth der Form und Gediegenheit der Gesinnung. Aber von dem, was mich darin anspricht, ist es eben die politische Richtung nicht, die mir in ihm zusagt. Ihr Glaube steht, wenn ich Ihre Lieder recht fasse, auf den Grundartikeln der politischen Dogmatik unserer Zeit; dieser Glaube ist aber nicht der meinige. Halten Sie mir das zu Gute, um der Liebe willen, die ich zu Ihnen hege und die mit unsern politischen Ansichten nichts gemein hat. Sie stehen auf der Höhe der Jugend und

der heitern Hoffnung, die Ihnen in dem Chaos, das die Welt zerrüttet, die Aussicht auf ein Paradies zeigt; und der Bewegung hingegeben, scheuen Sie auch die gefahrvollen Versuche nicht, die, wie ein heftiges Ungewitter, den Ländern Gedeihen oder Verheerung bringen können. Daß ein siebzigjähriger Mann das Letztere mehr fürchtet, als er jenes hofft — denn die Verwüstung kommt schnell, das Aufblühen des Bessern aber folgt spät —, ist der Natur der Dinge und des Alters gemäß und ich scheue mich nicht, meinen Unglauben an die Kraft der jetzt beliebten Mittel, die Menschheit in Masse gesund und glücklich zu machen, öffentlich zu bekennen. Das Weitere hierüber ist Gegenstand eines Buches, nicht eines Briefes." —

A. Keller urtheilt 1844: „Die in den Stimmen ausgesprochene Gesinnung ist eine durchaus biedere, edle und die Form der meisten Lieder so passend und glücklich gewählt, daß sich einzelne dieser Stücke gewiß lebendig erhalten werden, so lange deutscher Sinn und deutsche Sprache lebt; wie denn bereits einige Volksliederbücher sich einer Anzahl der in dieser Sammlung enthaltenen Stücke bemächtigt haben. So die Lieder: ‚Unsere Zeit', ‚der höchste Monarch', ‚die Schwedenschanze' und das mit der gewaltigen Ueberschrift: ‚Ich bin kommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden.'" (Hall. Allgemeine Literaturzeitung, 1844, Nr. 305.)

37) Zu S. 143. Noch im „Gruß an Berlin", 1835, S. 37:

„Was schaust denn du mich an, du Bibliothek? —
Dich lieb' ich nicht. — Mit Moderluft und Tode
Wehst du mich an. Steh noch so lang, du morsch Quartier,
Ich bleibe treu dem Wort — ich gab es Ihr! —
Dich nie im Leben wieder zu betreten.
Auch hattest mein du niemals ja vonnöthen;
Es war 'ne lust'ge Schicksalsironie,
Mein Büßergang auf dumpfen Würmerbeeten,
Die seit der Kindheit wie die Pest ich flieh',

Dies Registriren, Katalogisiren,
Dies wunderholde Titelnumeriren,
Dies süßmelodische Leitersprossenzählen
In Bücheröde, Büchereinsamkeit!" u. s. w.

38) Zu S. 144. Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. 1. Bd., Leipzig 1831, kl. 8, XVI und 150 Seiten; 2. Bd., ebdas., 246 Seiten; 3. Bd., ebdas. 1832, 338 Seiten; 4. Bd., ebdas. 1833, 323 Seiten.

Die Kritiker äußerten sich sehr verschieden über dies Werk.

I. Kommt derartiger Poesie überhaupt Berechtigung zu?

Rosenkranz: „Man könnte gegen das Unternehmen, das Leben fremder Nationen zu schildern, die der Verfasser nicht durch Reisen, nur durch Bücher kannte, mißtrauisch sein."

Menzel*): „Mit Fug und Recht mögen wir uns die Poesie anderer Völker aneignen; denn alles Schöne gehört Allen, die es erkennen. Dank also den Männern, die uns die Schätze der orientalischen Poesie eröffnet haben. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir die Poesie nachäffen sollen. Wohl mögen wir uns erfreuen an den Bildern des Orients, die uns orientalische Maler selbst entworfen haben; wenn es aber dem ersten besten Flachmaler einfällt, diese glühenden, lebensfrischen Bilder in seinen matten Wasserfarben blos nachzupinseln, ist das nicht eine baare Thorheit? Was kann erfreulicher sein, als ein Volk in seiner eigenthümlich schönen Weise sich selbst darstellen zu sehn? und was kann widerlicher sein, als die affectirte Nachäffung fremder, nie zu erreichender Eigenthümlichkeit? Es giebt nur einen Fall, in welchem die Nachahmung nicht mißfällt, wenn nämlich ein großer Dichter in die geborgte Form einen höheren Geist hineinzutragen vermag. Das hat aber Stieglitz nicht gethan.

*) Einige der hier mitgetheilten Ansichten sind bei Besprechung der beiden ersten Bände der „Bilder des Orients" und zunächst in Rücksicht auf sie ausgesprochen; sie behalten aber gewiß auch in Bezug auf das Ganze ihre Geltung.

Wozu die, auch beim besten Fleiß immer hinter dem Original zurückbleibende Kopie, wenn wir die Poesie selbst haben können?" (Literaturblatt, 1830, Nr. 107; 1834, Nr. 68.)

Dagegen sagt die Hebe (redigirt von L. v. Alvensleben), 1831, Nr. 27: „Wäre denn die Idee, das äußere und innere Leben der Bewohner des Orients, die Kämpfe seiner Völker, ihren Glauben und ihre Sitten poetisch darzustellen, eine unbedingt zu verwerfende? wäre es unpoetisch, ein äußerlich gegebenes Ganze in kleinen Bildern poetisch gestaltet, zur Anschauung zu bringen? wäre der Gegenstand kein würdiger, oder die Art der Veranschaulichung unwürdig des Gegenstandes?"

Ein Rezensent in den Bl. f. lit. Unterh., 1830, Nr. 291 meint: „Der Gedanke, die Charakteristik eines Volkes und Landes in der Umgrenzung dichterischer Bilder darzustellen, ist so vortrefflich, als die Ausführung schwierig. Daß der Dichter bei solcher Intention das Darzustellende mit leiblichen Augen gesehen haben sollte, kann ihm, obgleich es das Unternehmen sehr erleichtert haben würde, nicht zur Bedingung gemacht werden. Auch durch poetische Divination reicht der Blick bis ins Entfernteste."

C. Seidel: „Gewiß ist es eine schöne Aufgabe der Poesie, die Besonderheiten der Nationen und Völker so zur objectiven Gestaltung zu bringen, daß die allgemeine Menschennatur durch alle Eigenthümlichkeit wiederum klar heraustrete; nirgend findet der Dichter reichern Stoff, als bei den durch Sitte, Bildung und Religion so vielfach verschiedenen Bewohnern des selbst so liederreichen Orients. Göthe und Rückert haben uns den Zauber des Orients enthüllt. Kein Sänger aber hat sich die allerdings höchst schwierige Aufgabe gesetzt, in einem mehr zusammenhängenden Dichtwerke den gesammten Orient zu umfassen und die so interessante Besonderheit der verschiedenen Völker von Indien bis Japan poetisch abzuschildern, wie Heinrich Stieglitz." (Beil. zum Gesellschafter, 1830, S. 653.)

Der Freimüthige (redig. v. W. Häring), 1831, Nr. 56, meint, die ‚Bilder des Orients' von Stieglitz seien in wissenschaftlicher

und culturhistorischer Hinsicht zeitgemäß. „Der Gedanke ist schön, daß der Dichter seine Muse gen Osten führt.“

II. Die Ausführung. Rosenkranz: „Die Neuheit und den Fleiß dieser auf einer Basis von Gelehrsamkeit ruhenden Dichtung konnte man achten, auch manchen Darstellungen den Beifall nicht versagen; allein die Befriedigung aus einem Totaleffect mangelte. Man fühlt zu häufig die Grundlage des gelehrten Studiums hindurch, ja, sie steigert sich bisweilen bis zur todten Lebendigkeit, mit welcher Wachsfiguren uns gerade mit ihrem Anspruch auf Natürlichkeit zu erschrecken pflegen. Manche Bilder scheinen aus Reisebeschreibungen, aus Kupferwerken in die metrische Form, nicht ohne Verlust, gebracht zu sein.“ (Berl. Jahrb. f. W., 1834 Juni, S. 1006.)

F. G. Kühne: „Die präludirenden Gedichte im Orient gehören zu dem Schönsten, was der Dichter gegeben. Sonst aber fehlt das Heraustreten plastisch fertiger individueller Gestalten, die vorhandene präsente Wirklichkeit. Wir vermissen jedwede Persönlichkeit, eine ist wie die andere. Die Poesie liegt hier nur in der allerdings reich gefärbten Diction. Das Höchste ist geleistet, wo der Geist als solcher hervortreten soll. Da beherrscht der Dichter seinen Gegenstand, denn er ist selbst Reflexion und des Dichters Subjectivität ist hier vollkommen mit dem Thema identisch.“ (Berl. Jahrb., Febr. 1834.)

Hillebrand (deutsche Nationall., 1851, Bd. III, S. 350): „Weniger durch Gehalt und ästhetischen Werth als durch lebendige Veranschaulichung haben Stieglitz' poetische Leistungen einige Zeit Aufmerksamkeit gewonnen. Wie der Mann selbst ohne persönliche Energie erscheint, so flattern auch seine Gedichte großentheils mit breitflügeliger Zerfahrenheit umher, wie z. B. seine ‚Bilder des Orients‘, die ihm besonders jene Aufmerksamkeit zugewandt und auch manche treffende Zeichnung enthalten.“

Menzel (Gesch. d. deutsch. Literat., 2. Aufl., 1836, Bd. IV, S. 244): „Stieglitz suchte alle orientalischen Weisen zumal nachzuahmen.“

Buchner: „St. hat in den ‚B. d. O.' die Poesie in die Fremde zu führen gesucht, doch ohne Glück." (Gesch. d. d. Lit., S. 293.)

Günstiger sprechen sich folgende Stimmen aus: Laube: „Stieglitz folgte früher dem göthe'schen Anstoße nach dem Oriente und gab 4 Bände ‚Bilder des Orients', in denen Anmuthiges und Wirksames in den kleineren Sachen reichlich entgegen trat. Schon dort war das Größere, Schauspiele und Tragödien, unmächtiger als das, was sich unscheinbar ankündigte, und so fehlt es nirgends an Zeichen, daß sich dieses Dichters Vorzüge im kleinen Gedichte zunächst am günstigsten entwickeln." (Gesch. der deutsch. Lit., 1840, Bd. IV, S. 138.)

Böttiger: „Diese Bilder machen ehrenwerthe Ausnahme von zahllosen poetischen Ausgeburten. Man sieht, dieser Genius hat Lust, im gewaltigen Flügelschlage die Erde zu überschweben." (Wegweiser im Geb. der Kunst u. Wissensch., 1830, Nr. 74.)

Die krit. Blätter der Börsen-Halle (Hamb. 1832, N. 82) bemerken: „Selten ist es einem Dichter so gelungen, in fremdes Volksleben sich hineinzufühlen und die poetischen Elemente desselben so rein und unverfälscht zur Anschauung zu bringen."

I. Bd. A. Arabien. „Die Söhne der Wüste." „Melek und Maisuna." Zuerst wird die vormuhamedanische, darauf die nachmuhamedanische Zeit dargestellt.

Menzel: „Wie unendlich verwässert, entfärbt und verwaschen sind diese Bilder im Vergleich mit den sieben hellstrahlenden Plejaden, den am Tempel von Mekka in Gold gegrabenen Möllakat? Wozu nun diese dünne, ärmliche Nachahmung, da wir das Original in Hartmann's lieblicher Uebersetzung besitzen? — Fern von der Wirklichkeit, fern von Natur und Leben, studiren diese Poeten Alles nur aus Büchern, schöpfen sie alle Ideen und Bilder nur aus dem Papier, um sie wieder ins Papier einzusargen, haschen sie immer nur nach dem Schatten, um ihn nochmals abzuschatten. So wird zuletzt jede schöne Wirklichkeit, jeder Reiz der ewig jungen Natur in der kranken Phantasie unserer Dichter zu einer nochmals

verfälschten Vorstellung einer falschen Vorstellung, die dem Urbild nur entfernt noch ähnlich ist. So entsteht jene Unnatur der in Büchern beschriebenen Natur.“ (Literaturbl., 1830, Nr. 107.)

A. Keller: „Die arabischen Lieder sind keineswegs für die gelungensten des Ganzen zu halten.“ (Hall. Lit.-Ztg. 1844, S. 1092.)

Hotho: „Dem Unternehmen kann man Größe und Kühnheit nicht absprechen. In der zweiten Reihe leidet das Ganze mehr an Einförmigkeit. Das Gegebene hat aber des Anmuthigen, Zarten, Kräftigen und Gelungenen viel. Durch eine jugendliche Frische und Muthigkeit, durch treuherzige Kernigkeit, durch Gewandtheit im Ausdruck und Neuheit der Wendungen in Scherz und Ernst hat sich der Dichter schon auf erfreuliche Weise bekannt gemacht. In den Bildern tritt außer diesen Eigenschaften noch besonders die volle Liebe zu seinem Gegenstande hervor, und der Leser erhält mehr den Eindruck dieser Liebe und des aus ihr herfließenden Bemühens, ganz den Stoff seiner Eigenthümlichkeit nach wiederzugeben, als die volle bestimmte Anschauung und Empfindung des erwähnten Gegenstandes selber. Der Dichter hat nicht aus dem frischen Urquell selber geschöpft. Dadurch geht der eigenthümliche Hauch verloren, die erste Frische ist dahin, wir erhalten den Gegenstand durch die dritte Hand. Wir entbehren auch die arabischen Metra und Rhythmen und auch von dieser Seite wird die Eigenthümlichkeit des Orientalischen verflüchtigt.“ (Jahrb. für wissenschaft. Kritik, 1830, October, Nr. 74.)

C. Seidel: „Der Araber Blutrache und Waffenverbrüderung, Kampfslust und Kühnheit, Freundschaft und Liebe, Schwärmerei und Religion, kurz, was nur Alles deren Inneres bewegt, erschließt sich in lichten Bildern, die jedoch nicht einzeln stehen, sondern ein Ganzes bilden. Freilich stößt man bei vielem Ausgezeichneten auch auf manches Verfehlte, Matte und Formlose, bei dem die Ausführung weit hinter der dichterischen Intention zurückgeblieben ist; jedoch stört dieses den Totaleindruck nirgend.“ (Beil. zum Gesellschafter, 1830, S. 653.)

Ein Rezensent in den Bl. für lit. Unterh., 1830, Nr. 291 sagt: „Das äußere Leben und die Sitte des merkwürdigen Volkes erscheinen uns treu und klar in seinen Gestaltungen, denen sich allgemeine Wahrheit und poetische Schönheit nicht absprechen läßt. Was jedoch die Schilderung des inneren Gefühlslebens betrifft, so scheint diese mehr aus der Subjectivität des Dichters als aus seiner objectiven Anschauung hervorgegangen zu sein und sogar, wo die hier auftretenden Araber ihre Empfindungen selbst ausdrücken, geschieht dies in einer Sprache, die der deutschen Poesie näher ist als der ihnen eigenthümlichen kräftig einfachen Bildersprache. Besonders aber treten die Frauen in einer zu zarten, allgemein weiblichen Gestaltung auf, so daß ihre arabische Individualität durch nichts als durch die Umgebung, in welcher sie erscheinen, sich kundgiebt."

Heeren: „Durch ihre Entstehung und ihren Inhalt zeichnen sich diese Bilder von den gewöhnlichen Erscheinungen dieser Art sehr aus. Sie sind wirkliche Bilder des Orients, nicht wie sie eine blos erhitzte Phantasie, sondern wie sie das Studium des Orients erzeugte und also eine poetische Wahrheit enthaltend." (Götting. gel. Anz., 1830, St. 137.)

L. Rellstab: „Es sind Gedichte eines bis ins Innerste erwärmten, durchglühten Gemüths. An romantischen Anklängen, lebhaften Bildern, würdigen tapfern Gesinnungen, edlen Thaten, zarten Gefühlen der Frauenbrust sind diese Gedichte so reich, daß man Manches in Form oder Abrundung vergiebt." (Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin 1830, Nr. 163.)

Böttiger: „Diese Bilder machen eine ehrenvolle Ausnahme von zahllosen poetischen Ausgeburten. Stieglitz hat schon längst wahre Weihe zum Dichter beurkundet. Fürwahr, wollte dieser mit nicht erkünstelter Dichtergluth, wie sie der Orient einhaucht, durchdrungene Sänger nach solchen Vorarbeiten ein Größeres unternehmen, es könnte in ihm der allgefeierten Lalla Rook ein Nebenbuhler erstehen. Denn auch

Moore war nie im Orient." (Wegweiser im Gebiete der Kunst u. Wissensch., 1830, Nr. 74.)

II. Band der „Bilder", Persien enthaltend, giebt: Persepolis, Schach und Schenke, Das Schlachtfeld von Nehawend, Dichterhalle, Liebe, Ein Tag in Ispahan.

Menzel: „Stieglitz führt uns nach Persien und zeigt uns da Scenen aus dem Harem, aus den duftenden Gärten, aus den Bazars u. s. w., die wir gleichfalls aus den Originalen weit besser kennen. Wo bleibt hier die Pracht des Zoroaster, die Phantasie des Firdusi, die Heiligkeit der Schirin, die süße Trunkenheit des Baki? Alles ist nur blasses Nachbild." (Literaturbl., 1830, Nr. 107.)

Heeren: „Es sind poetische Darstellungen, die aber nicht blos Früchte der Phantasie, sondern der Bekanntschaft mit dem Orient sind. Der Geist des altpersischen Orients weht in ihnen." (Götting. gel. Anz., 1830, St. 117.)

Ein Rezensent in der Beil. zur Berlin. Zeitung, 1830, Nr. 299: „Der zweite Band verdient die Aufmerksamkeit des Lesers noch in höherem Grade als der erste. Die Gaben sind mannichfaltiger. Wir finden hier die schwärmerische Gluth des Orients, die Fülle seiner Bilder, die Kraft seiner ernsten, begeisterten Sprache; daneben aber auch ein lebhaftes Gemälde seiner Sitten, seiner Denkart."

Fouqué: „Um so viel dieses Rosen-, Nachtigallen- und Sagenland (Persien) an Klängen und Gestaltungen reicher ist als die ritterlichen Wüsten- und Oasengefilde Arabiens: um so reicher auch giebt sich dieser Band an Gegenstand und Formen im Verhältniß zu dem ersten kund. Rein ist Alles in diesen Liedern wie die unverdorbene Seele des Dichters. Auch in dem Gewirre der mächtigen Hauptstadt Ispahan bleiben die zartesten Genien herrschen."

W. Häring (W. Alexis) im Freimüthigen (Berlin 1831, Nr. 56 u. 57): „Persien offenbart in jeder Hinsicht einen bedeutenden Fortschritt. Der Orient ist in Fleisch und Blut

übergegangen. In den Bildern aus Persien ist ein beseeltes und individueller gestaltetes Leben. In ‚Schach und Schenke' ist eine reiche Innerlichkeit, wo der Dichter in einer schönen Bilderreihe die zartesten Situationen des Seelenlebens an uns vorüberführt. Neben ‚Schach und Schenke', was noch mehr gewonnen haben würde, wenn ein solches Verhältniß unserm abendländischen Gefühle geläufiger wäre, ist die ‚Dichterhalle' besonders erwähnenswerth."

Ein Rezensent in der Abendzeitung, 1831, Nr. 33: „Die Dichterhalle giebt eine Charakteristik der ausgezeichnetsten persischen Dichter und Gedichte, die ganz wieder das Gepräge der Dichtungen derselben tragen. In dem Cyclus ‚Liebe' finden wir alle Süßigkeit wie allen Schmerz dieser Empfindung in den glühendsten Bildern. ‚Ein Tag in Ispahan' ist das gelungenste Charakterbild dieser Abtheilung."

Rosenkranz: „In Persien gelang dem Dichter am besten der ‚Tag in Ispahan', wo er im Wechsel der Stunden alle charakteristischen Figuren an uns vorüberführte, die das persische Leben in seiner Hauptstadt concentrirt." (Berl. Jahrb. 1834 Juni, S. 1006.)

Allgemeine Urtheile über den I. und II. Band der „Bilder des Orients".

Fouqué: „Der nach Göthe's sinnvollem Gleichnisse wohlbekannte rothe Faden webt sich durch diese Bilder in begeisterter Liebe und Wahrheit so unverkennbar und nothwendig fort, daß für den sinnvollen Beschauer jegliche der darauf gereihten Perlen, obgleich für sich achtbar, doch nur ihren vollen Werth behaupten kann, wenn sie im deutungsvollen Verein mit den andern betrachtet wird. Dadurch stellt sich dieses Werk besonders eigenthümlich dar und tritt als eine ganz neue Gattungsgestalt der Poesie auf. Das Werk bietet uns, wenn auch Verwandtes, doch wiederum in wesentlicher Hinsicht absolut Neues dar. Es ist ein mannichfach reiches Leben. Es hat etwas von den Arabeskengestalten an sich, wo wir fort

und fort zu sprechen versucht sind: ‚Halt! das war es! das ist es!‘ und dennoch von jeder Formirung in eine neue fortgezogen werden, um die vorher aufgestiegenen besser zu verstehen.“ (Wiener Jahrbücher, 1831, S. 193.)

Ein Rezensent in d. krit. Bl. der Börsenhalle (1832, Nr. 82): „Die Stimmung des Dichters, der bei so vieler Abwechslung dem Grundton stets treu bleibt, wird immer ein Gegenstand der Bewunderung sein.“

Rosenkranz: „Ein Werk, was den deutschen Leser vortrefflich und anmuthig in die Eigenthümlichkeit des Orients einleiten und als Mittel dienen kann, sich in die Stimmung zu versetzen, mit welcher seine politischen Producte genossen werden wollen.“ (Rosenkranz, Handbuch einer allgemeinen Gesch. der Poesie [1832], Bd. I, S. 89.)

„Es wäre gut gewesen, wenn Herr Stieglitz durch Anmerkungen das Verständniß des Einzelnen und Ganzen hätte befördern wollen. Er will durch kleinere poetische Gemälde das große Bild des Orients darstellen.“ (Leipz. Repert., 1830, S. 272.)

Wachler schreibt (den 5. Febr. 1831): „Die Bilder des Orients, Bd. I u. II, haben einen bleibend angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Es ist ein Sieg des Europäismus, daß ihm die lebendige Veranschaulichung asiatischer Volksthümlichkeit gelingt. Der rhythmische Mechanismus in Ihren Darstellungen hat ebenso viel artistische Gediegenheit als Anmuth.“

D—g: »Pour ce genre de poésies, il faut être familiarisé avec les mœurs et la littérature des peuples orientaux, il faut avoir étudié dans les relations de voyages le caractère physique et moral de ces contrées; il faut enfin posséder une imagination vive, qui transporte le poéte sous ce ciel étranger, au milieu de ces mœurs singulières, et qui y transporte à son tour le lecteur. Il nous semble que M. Stieglitz a rempli assez bien ces conditions.« (Revue Encyclopédique. Tome 51. Paris, September 1831.)

Der III. Band enthält: Die Osmanen; Heldenbuch; Sultan Selim III., Tragödie in 5 Acten; Türken und Griechen.

Kühne: „Fouqué's Wort: ‚Alle Liederbilder unsers Orients sind einfach, seelenvoll, tiefbegründet im Gefühl, wie auch im genau vorbereitenden Quellenstudium, von dem aber wir nur die Blüthen und Früchte zu schauen und zu genießen bekommen.' — dieß gilt nur vom dritten Bande. Er führt die Haupterscheinungen der Geschichte der Osmanen vor unsern Blicken vorüber. Osman I. bis Selim II. treten in ihrer individuellen und historischen Eigenthümlichkeit auf. Es wird uns der Anfang und der Höhepunkt der türkischen Macht nicht in einer künstlich erborgten, sondern in einer wirklichen und wahrhaft eingegebenen Begeisterung und in einer schönen und kräftigen Sprache, wie sie den beiden ersten Bänden nicht eigen ist." (Zeitung für die elegante Welt, 1831, Nr. 255.)

Rosenkranz: „Im dritten Bande sind die Lieder das Schönste, in denen der Verfasser theils den stolzen Kriegerruhm der Osmanen, theils den Freiheitskampf der Griechen mit Wärme schildert." (Jahrb. f. wissensch. Kritik, Berl., 1834, S. 1006).

A. Keller: „Die meisten bedeutenden Stücke in den Bildern des Orients enthält der dritte Band, besonders in den Liedern aus der osmanischen Geschichte." (Hall. Lit.=Ztg. 1844, S. 1092.)

Müllner: „Die Osmanen bilden ein selbständiges Ganze. Es ist eine auf dem Lavaboden der großen Zeit gereifte Frucht. In der zweiten Partie, Selim III., der die neue Zeit darstellt, reißen uns die Personen von Scene zu Scene in das Interesse der Handlung tiefer hinein, die, wie ergreifend und bereichernd auch Ideen und Gefühle sich überall durchschlingen, doch nirgend einen hemmenden Stillstand erleiden. Es ist ein lebendiges, inhaltvolles Ganze, das man wohl auf einer Bühne dargestellt sehen möchte." (Mitternachtzeitung für gel. Stände, 1832, Nr. 7.)

„Ein edler Sultan, Selim III., will am Anfang dieses Jahrhunderts Reformator seines Reiches werden durch europäische Bildung und geht in diesem Bestreben unter. Die Gestalten sind

scharf gezeichnet und deshalb für die Bühne geeignet.“ (Der Eremit. Herausgegeben von Fr. Gleich. 1832, Nr. 25.)

Heeren: „Schon die Neuheit des Stoffes in Selim wird hinreichen, die Aufmerksamkeit zu erwecken. Liebe hat keinen Theil an der Handlung, was eine Eigenthümlichkeit ist. Der Verfasser ist der Geschichte möglichst treu geblieben.“ (Götting. gel. Anz., 1832, St. 54. 55.)

Kühne: „Das Stück hat historische und poetische Wahrheit. Der Leser empfängt die wärmste und innigste Theilnahme; es fehlt nicht an dramatischem Leben.“ (Zeitg. f. d. eleg. Welt, 1831, Nr. 255.)

Rosenkranz: „Die türkische Tragödie scheint uns verfehlt. Ihre statistische und diplomatische Genauigkeit kann für den Mangel poetischer Interessen nicht entschädigen. Die niedern Personen sind Amphibien von Muselmann und französischem und englischem Pöbel; Selim und hohe Beamte sind mit prätensionsreicher Feierlichkeit ausgestattet, die seit Schiller Norm. Nichts Tragisches ist darin als Türkisches.“ (Jahrbb. für wissenschaftl. Kritik, 1834, S. 1006.)

Gust. Schwab bemerkt brieflich (10. März 1832): „Die Tragödie habe ich mit vielem Vergnügen gelesen, sie scheint mir von dramatischem Leben beseelt. Erlauben Sie mir aber zwei Zweifel. Einmal scheint mir der Charakter Selims gar zu europäisch cultivirt und schillerisch tugendheldlich angelegt; ebenso der des jungen Mahmud, der doch ein passabler Barbar sein soll, und zweitens stoße ich mich ein wenig an dem viel mehr komischen als tragischen Motiv des besagten im Kamine versteckten Kabaktschi, welches doch den ganzen Knoten des Trauerspiels schürzt und die Katastrophe herbeiführt.“

„Die dritte Partie behandelt den Türken- und Griechenkampf. Höchst zu rühmen ist die strenge Auswahl, die Stieglitz aus seinen frühern Griechenliedern getroffen hat. Der bei weitem größere Theil besteht aus neu hinzugekommenen Gedichten, denen die Stimmung des vergangenen Jahres, die Zeit des Polen-

kampfes überaus günstig gewesen ist. Manche Gedichte könnten mit verändertem Namen auf die neueste Zeit bezogen werden." (Der Eremit. Herausgegeben von Fr. Gleich. 1832, Nr. 25.)

Der IV. Band enthält: 1) Völkerleben; 2) China.

Menzel: „Diese Bilder haben mehr Farbe als die früheren, die oft eine zu große Sehnsucht nach dem Originale erwecken. Ein Bild des türkischen Despotismus durften wir erwarten, doch hätte Stieglitz der zarten türkischen Lyrik auch seine Aufmerksamkeit schenken sollen; wenn wir unser Mittelalter darum preisen, sind wir dann nicht auch die gleiche Gerechtigkeit dem goldnen Bienenschwarm türkischer Dichter schuldig, die uns den Honig ihrer süßbetäubenden Blumenwelt verschwenderisch darbieten. Ueberall hat der Dichter der Phantasie Nahrung gegeben und doch nationelle und lokale Bilder zusammengetragen. Doch würden wir ihm dies mehr danken, wenn er seiner lyrischen Sprache durchgängig mehr naive, volksthümliche Haltung gegeben hätte. Wir wollen dieses leidige Sentimentalisiren nicht dem Einzelnen zum Vorwurf machen, da es eine Krankheit der ganzen Zeit ist. — Wenn Matthissons Muse über eine Urne gelehnt Wehmuthsthränen vergießt, so mag dies bei einem Hofpoeten angehen; aber wenn wir in die Zelte der Baschkiren und Kamtschadalen zu Scenen, die ein Teniers malen sollte, geführt werden, so müssen wir jede sentimentale Regung für höchst überflüssig halten. Besser sind die Lieder, in denen blos ein mythologisches oder lokales Bild durchgeführt wird. Bei dem großen Drama, in welchem der Verfasser das chinesische Leben zu charakterisiren unternommen hat, scheint ihm Göthe's Jahrmarkt beständig vorgeschwebt zu haben, und das Muster war auch glücklich gewählt." (Literaturblatt, 1834, Nr. 68.)

Ein Rezensent im Freimüthigen (Red.: W. Häring), 1834, Nr. 5. 9. 11: „Dieser neue Band beweist, wie Stieglitz bei jeder neuen Partie mit frischen Kräften zu erscheinen weiß, wie sein Talent, stufenweise fortgeschritten, den verschiedenen Formen

und Stimmungen zu genügen versteht. Dies Völkerleben ist selten bearbeitet, es sind genaue historische Forschungen vorausgegangen. Eine Menge Völker bewegen sich in ihren eigenthümlichen Lebensweisen und Zuständen. Es ist zu bewundern, wie der Dichter seine Zeichnungen immer innerhalb des kürzesten Raumes gehalten. Die originelle Idee, das ganze chinesische Leben als ein sich selbst parodirendes Lustspiel hinzustellen, hat sich fruchtbar erwiesen. Es fehlt bei aller gegebenen Willkühr doch Begrenzung nicht; zugleich hat aber der Dichter unsere nächsten heimathlichen Zustände hinein verwoben. Die Satire hätte oft schärfer auftreten können. Der Dichter hat den Charakter seines China vortrefflich in Fleisch und Bein übergehen lassen."

G. Kühne: „Völkerleben. Seltsam! Der Deutsche mag noch dichten, selbst wo die Kunde dürftig, von Osseten, Usbeken u. s. w. Es rauscht leer, wie ein Operntext, warum das Thule besingen? Chinas gegenseitige Bezüglichkeit mit modernem europäischen Elemente ist dem Dichter gelungen." (Berl. Jahrbb., 1834 Februar.)

Krit. Blätter der Hamburger Börsen-Halle (Hamburg, 1833, Nr. 170. 171): „Der Stoff ist neu; selten auch nur stückweise, ist er niemals in dieser Ausdehnung und nach so umfassendem Plane bearbeitet worden. Wenn die Ausführung auch nicht überall sich gleich geblieben, wenn man die einfach beschreibenden Theile den komischen und reflectirenden, die lyrischen, kleineren Stücke den größer angelegten vorziehen wird; so kündigt sich doch in allen eine Meisterschaft der Sprache im Ausdruck und der metrischen Vollendung an, die hier nicht, wie bei einem berühmten metrischen Künstler unserer Tage, um den Preis der wärmeren Empfindung und der anspruchslosen poetischen Individualität erkauft ist."

Rosenkranz: „Der vierte Band scheint uns durchaus lobenswürdig; der Dichter ist in seiner Kraft fortwährend gewachsen. Stieglitz hat nur eine passive Phantasie, aber diese

in seltenem Maße, und für diese Empfänglichkeit hat er auch seine Sprache auf das Gewandteste ausgebildet. Er besitzt durchaus nichts Individuelles und so hat er alle Ingredienzien Chinas mit glücklichem Pinsel zu treffen gewußt." (Berliner Jahrbb. der wissenschaftl. Kritik.)

A. Keller: „Der vierte Band, die chinesische Abtheilung, enthält äußerst Heiteres und Liebliches. Besonders wohlthuend im Ganzen ist eine freie, alles zu gewagten Einzwängens und Abhackens baare Handhabung der Form." (Hall. Literaturzeitung, 1844, S. 1092.)

Nachdem die Bilder des Orients in der Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung (von Marx), 1830, Nr. 46, als Stoff zu musikalischen Komposizionen empfohlen worden waren, wurden verschiedene Lieder in Musik gesetzt:

Bilder des Orients von H. Stieglitz, für eine Alt- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte, komponirt von Rudolph von Hertzberg. Berlin, bei Fröhlich. (6 Lieder.)

Bilder des Orients von H. Stieglitz, in einer Auswahl für Gesang und Pianoforte von verschiedenen Komponisten. (Herausgegeben von A. Sundelin, 1833.)

Nahid, Gedicht aus „Bildern des Orients" von Stieglitz, für eine Sopran- oder Tenorstimme, mit Begleitung des Pianoforte, komponirt von J. H. Jähns. Berlin, bei Bechtold und Hartze. (Rez. in: Iris von Rellstab, Berlin 1833.)

Auch A. Keller erkannte, daß in den Bildern des Orients gar Vieles sehr singbar sein müßte, wie denn überhaupt die dramatischen Partien auch sonst an das Opernmäßige erinnerten, was vielleicht dem Dichter ein Fingerzeig für das Gebiet fernerer Thätigkeit sein dürfte. (Hall. Literaturzeitung, 1844, S. 1091.)

39) Zu S. 150. „Einer der schönsten Momente unseres Lebens ist das Wiedersehn in Moskau im August 1833. Nach achtwöchentlicher Trennung — niemals seit unserer fünfjährigen Verbindung hatten wir so etwas uns angemuthet — kam ich

aus Kasan und Nischny-Nowgorod, eine neue Welt der Anschauung mitbringend, während sie aus ihrem Garten- und Familienleben von St. Petersburg herunterkam. Wir trafen in derselben Stunde, Montags 14/26. August zwischen Fünf und Sechs Nachmittags, sie vom Norden, ich vom Osten, in der alten Zarenstadt zusammen, ohne nur irgend Kunde einer bestimmten Begegnung von einander zu haben; denn ihr letzter mir ihren Besuch verkünden sollender Brief hatte mich nicht mehr in Nischny getroffen und ward mir erst nach Moskau nachgeschickt. Einer vom Andern nichts wissend, war sie mit dem würdigen Papa Klein im Howard's Englischen Hotel abgestiegen, ich nach langentbehrtem Fluth-Bade gleich nach meiner Ankunft vom Karisin'schen Hause ab mit einem rasch bezahlten Iswoschik unter die Brücke der Moskwa geeilt. Ich kehre zurück, ein Neugeborner, Staubentspülter, und höre von ihrer Ankunft — zugleich aber, daß ich noch warten müsse, da auch sie sich eben des Reisestaubes entledige und im Ankleiden begriffen sei — — eine lange lange Stunde! — Endlich darf ich ein in ihr Gemach treten. Nie sah ich sie schöner! Helle Freuden-Seelengluth im dunkelleuchtenden Auge, frühlingsrosenfrisch die Wangen, ein unendlich süßes Liebelächeln um den ohne Worte sprechenden Mund; so stand sie vor mir im schwarzen Kleidchen mit dem weißen Klappkragen, über den ein schmales Florschälchen leicht und weich herabfloß. Solch ein Moment muß es gewesen sein, als Helena auf Troja's Zinnen trat und all die weisen Räthe, der alte Priamus an ihrer Spitze, einstimmig behaupteten, ja, solch ein Weib sei wohl werth, daß sich Tausende von Männern für sie opferten! — Wir konnten uns vor innerm Jubel gar nicht in einander finden. Halb verschämt und halb voll trunkner Seligkeit sich anschmiegend erzählte sie mir, wie sie eingetreten vor etwa einer Stunde in ihr Zimmer, und verwundert über einen fremden Mann in alter Russentracht und langem Bart, der Männergepäck getragen, habe warten wollen, bis der fort sei; er aber habe immer demüthig vor ihr sich bückend wieder-

holt gefragt: Charlotte Födrowna? — bis sie verstanden, daß er wohl von ihr müsse gehört haben, daß er wahrscheinlich mein ostzugbegleitender Artelschik sei; da habe sie denn Muth gefaßt und nun sogleich erfahren, daß ihr André Fedrowitsch auch eingetroffen und bald bei ihr sein werde — und nun nur rasch sich ein wenig reisestaubentsühnt. Es waren selige Stunden! Auch als wir in die andern Zimmer zu unseren beiden Reisefreunden Klein und Stokes kamen, waren wir doch nur bei einander, und die beiden treumeinenden Seelen haben manchmal noch nachher gesagt, es seien ihnen diese unser Wiedersehn beobachtenden Stunden wahre Festmomente gewesen.

Nun kamen wunderbar erfüllte Tage! Ich, all das Grandiose und Ueberraschende der alten Zarenstadt schon kennend, wurde Führer der sich jeden Augenblick im Anschauen neu berauschenden Freundin. Ein wahrer Flug der Götter waren unsere, immer mit Vieren, durch die Stadt und Umgegend vorgenommenen Züge. Kein Augenblick der Ermüdung, noch selten feiernder Rast, und diese nur, wo eine überraschende Aussicht oder Ansicht uns unwillkührlich festhielt.

Aber wenige Tage nach Durchlebung dieses Freudentaumels trat der Abend in dem Don'schen Kloster ein, wo mit der Brieftasche und dem Gelde mir zugleich mancherlei Papiere (unter Anderm vielfache Reiseskizzen aus den letzten Wochen) und einige theure Reliquien entwendet wurden. Unter letzteren befand sich auch ein theures Andenken meines seligen Vaters, mehrere von Lottchen in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft mir geweihte schwesterliche Andenken, manch theures Blättchen ihrer Hand; vor Allem schmerzlich aber war mir der Verlust einer Schaumünze, die ich seit dem Sommer 1827 als Amulet bei mir herumgetragen, des festen Glaubens lebend, daß, so lange ich dieses Stück besitze, keine Macht mir Lottchen entreißen könne. Auf der einen Seite war eine Lilie und ein Kranz und zwei verschlungene Hände, mit der Inschrift: „Uns trennet keine

Noth', auf der Kehrseite zwei ineinander flammende Herzen mit einem Schlüssel und der Umschrift: ,Den Schlüssel hat der Tod.' — Lottchen hatte dieses Stück von einer alten Frau Doctorin, der Tante des durch seinen Alcibiades zumeist bekannten Meißner, während ihres Aufenthalts in Löbau geschenkt bekommen, weil die fromme, liebe, trauliche neunzigjährige Wittwe, die einen geliebten Gatten früh verloren hatte, ihm aber in allen Lebensstunden und Stürmen treu vereint im Geiste geblieben war, so innige Zuneigung für das junge Bräutchen faßte und unsere Liebe mit der ihrigen verglich, und nun, dem Grabe nah, dieß theure Erstlingsbräutigamsgeschenk ihres Geliebten uns gleichsam als segenbringendes Andenken mit auf den Lebenspfad geben wollte. Dieß Amulet sowohl (an dem selbst Lottchens Seele, sonst weniger dergleichen äußerlichem Glauben zugethan, sehr hing und ihm nicht geringe Bedeutung zuschrieb), als ein gleichzeitiges Briefchen von der Hand der Unvergeßlichen, worin sie mir den ganzen Vorgang und ihr mehrfaches Beisammensein mit der (seitdem auch heimgegangnen) alten verehrten Frau, die ihr in ihrer jugendlich gebliebenen Liebestreue, von Hoffnungs- und Glaubenslicht verklärt, wie eine Heilige erschienen war, aufs Innigste beschrieb, — Beides war fort. Dieß gleich an jenem Abende mein größter Schmerz, den ich aber Lottchen zu verhehlen suchte, mit Anderm ihn verschleiernd, um nicht meinen herzpressenden Ahnungsdämon auch ihr einzuflößen. Aber seitdem hab' ich häufiger und stärker vor ihrem möglichen Verlust gebebt. Sie überwand dergleichen ihr mehr außerhalb liegende Regungen bald und tauchte sich in neue frische Anschauung. Ich aber hatte viel an mir deshalb zu arbeiten, vorzüglich Nachts, und löste meinen Schmerz erst mehrere Tage nachher in den beiden Liedern: Scheiden, und Verlieren, deren letzteres ihr so lieb wurde, daß sie in den letzten Tagen des December noch mich als an ein zu eigener Befolgung mir fest einzuprägendes mahnte."

40) Zu S. 169. 1. „Welche Gründe die Unglückliche zu dieser That bewogen haben können, ist unbekannt. Personen, welche mit ihr in näheren Verhältnissen lebten, glauben, daß die Weihnachtstage und das geschäftige Treiben der Väter und Mütter, welche sich beeifern, ihren Kindern und sich selbst die schönsten Freudenfeste zu bereiten, auf sie, die kinderlose Gattin, einen so tiefen und schmerzlichen Eindruck gemacht haben." (Abendzeitung, 1835, Januar.)

2. „Auch die arme Charlotte ließ sich von der trostlosen Idee der weiblichen Emancipation berücken und adoptirte Alles, was die fratzenhafte Unnatur unserer Tage deßfalls hervorgebracht hat. Ihre hinterlassenen Schriften sind ein merkwürdiges Denkmal der ästhetischen Verirrungen unserer Tage. Sie sah in Göthe's Lehren, die diesem Sybariten oft nur die Faunenlust des Augenblicks eingab, ein ewiges und göttliches Gesetz. Sie sah in dem boshaften Altweiberpredigtton gegen den Ehestand, worin sich einige unserer älteren Schriftstellerinnen aus Privatliebhaberei gefielen, tiefe Weisheit und glaubte, das Weib müsse frei sein, frei vom Zwange der Ehe; aber auch der Mann müsse frei sein, und um den ihrigen frei zu machen, um ihm ein Opfer zu bringen, stieß sie sich den Dolch in die Brust. Welche traurige Täuschung, welche verkehrte Begriffe von Pflicht gegen den Gatten, von eigenen Rechten! Hier hat man ein Beispiel, wie Göthe die Köpfe und Herzen verrücken kann, und wie durch ihn wirklich unter dem Vorwand des Schönen Religion und Sitte untergraben worden sind. So hat diesem Götzen ein schönes Opfer geblutet." (W. Menzel, deutsche Literatur, 2. Ausg., 1836, Bd. IV, S. 265 f.) — Gegen diese Ansicht spricht sich übrigens auch schon Kühne aus (s. Männliche und weibliche Charaktere, Bd. I, S. 147).

3. „Es sind ganz moderne Culturzustände, welche sich hier durchkreuzen." (Gutzkow, Beiträge, 1836, Bd. II, S. 114.) — „Mit Unrecht wird Mundt der Vorwurf gemacht, daß er der Zeit selbst einen zu großen Einfluß zugestanden habe. Charlotte

hat in der That ein echtes sociales Drama mit ihrem Manne durchgelebt und tragisch beschlossen, welches in der That, wie es stattfand, sich anlegte, steigerte und mit der tödtlichen Katastrophe abschloß, nur in unserer Zeit, unter den stattgehabten Umgebungen und am ehesten in der preußischen Hauptstadt sich ereignen konnte." (H. Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche, 1839, S. 392 f.) — „Diese tragische Geschichte ist allerdings ein Product überreizter Reflexion unserer Zeit und der feinsten Sophistik, die sich eines edlen Gemüths bemächtigen kann." (Conversations-Lexikon der Gegenwart, 1840, S. 484.) — „Charlotte gab auch noch einen tragischen Beweis der krankhaftesten Ueberspannung, wie sie überhaupt damals in den vornehmen Kreisen Berlins zu Hause war." (Barthel, Die deutsche Nationalliteratur, 1851, S. 138.) — Eine andere Ansicht äußert jedoch Laube: „Hierher gehört nur die Frage, ob die That ein Symptom der Zeit gewesen oder nicht, in welcher Ausdehnung der Gang und die Stimmung heutiger Cultur beigetragen zu so unglücklichem Ausgange. Das ‚Denkmal' zeigt unverkennbar, daß persönliche Anlage und Stimmung bei weitem größer und wichtiger sind als Einflüsse und Tendenzen der Zeit. Es handelt sich viel mehr um einen merkwürdigen Charakter als um ein Zeugniß unserer Tage. Kurz, das Ereigniß hat nur unbedeutende Berührungspunkte mit unserer Bildungsgeschichte, — persönliche Verhältnisse, persönliche Motive sind da zu suchen." (Laube, Geschichte der deutschen Literatur, 1840, Bd. IV, S. 245.)

4. Vergl. Conversations-Lexikon der Gegenwart, 1840, den Artikel: Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

5. „Die Todte las in den letzten Tagen ihres Lebens nichts als die gesammelten Briefe der Frau von Varnhagen (Rahel), die auch noch aufgeschlagen auf ihrem Tische gefunden wurden. Es wird nicht an Solchen fehlen, die nun in dem geistvollen Buche eine Apologie des Selbstmordes finden und wünschen werden, daß man es verbiete." (Morgenblatt, 1835, Januar.) —

„Sie (Charlotte) kommt in ihren Briefen beständig auf Rahel zurück.“ (Menzel, Literaturblatt, 1835.) — Gutzkow dagegen meint: „Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl niemals haben so unglücklich machen können; — sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! (Gutzkow, Beitr., Bd. II, S. 118.)

6. „Wer hinter der vornehmen Trivialität des göthe'schen Egoismus einen heiligen Ernst vermuthet und hier eine Sehnsucht nach unendlicher Poesie zu befriedigen hofft, der muß wohl, wie die arme Charlotte Stieglitz, zur Verzweiflung gebracht werden. Auch sie lebte in Berlin, mitten unter den Götheverehrern, hörte von nichts Anderem reden, als von der Ueberschwänglichkeit der göthe'schen Poesie und machte sich selbst ein so schönes Bild von einem nach diesem poetischen Muster zu realisirenden Leben, daß sie bald dem ungeheueren Widerspruch zwischen diesem Bild und der Wirklichkeit erlag und es in der Welt nicht mehr aushalten konnte. Sie wurde, kurz gesagt, ein vollkommner weiblicher Werther. Sie tödtete sich, weil die Welt ihrem zu versteinerten ästhetischen Bedürfniß nicht mehr genügte. — Aber sie war Gattin! Bis zu welcher Unnatur mußte jenes künstlich erzeugte Bedürfniß sich steigern, um die Gattin eines jungen geliebten Mannes zum Selbstmord zu verführen? Das sind die Früchte jener Schule poetischer Ueberreizung und unersättlicher Begehrlichkeit, die den Geist mit Verkennung der einfachsten Pflicht und des natürlichsten und schönsten Glückes eitlen Phantomen nachjagen und darüber zu Grunde gehen läßt. Dem überspannten Gefühl schweben dunkle Ahnungen von einer Befriedigung des Egoismus vor, die nicht einmal die Einbildungskraft zu einer bestimmten Gestaltung bringen kann und die rein nichtig sind, weil auch das höchste Glück nur in einer Entäußerung des Egoismus, in einer Hingebung, in einer Mäßigung, und, ich wage es zu sagen, auch immer nur in einer Pflichterfüllung besteht. — Aber ich ließe es noch gelten, dieses Jagen nach höchster geistiger Lust, wenn das Ziel erreich-

bar wäre, wenn es nicht nothwendig, wie bei der armen Charlotte, in Mord oder, wie bei Göthe, in einer kalten Resignation, oder wie bei Heine und seiner Schule in der weltlichsten Frivolität endigen müßte, ohne je dahin zu kommen, wohin der zügellose Drang eigentlich trachtete." (W. Menzel, Deutsche Literatur, 2. Ausg., 1836, Bd. IV, S. 263 ff.)

7. „Welch' Spiel mit Religion und Moral! Nur aus Verbildung der Zeit, unserer ästhetischen Sophistik ist diese That zu erklären." (Menzel, Literaturblatt, 1835.) — H. Marggraff sagt dagegen: „Selbstmorde wie derjenige der trefflichen Charlotte Stieglitz, welcher sich, so viel wir ahnen können, aus Motiven der Aufopferung herschreibt, ragen mit einer Art Heiligenschein über die Heerschaar der gewöhnlichen Selbstvernichtungen hinweg, soweit man einem Selbstmorde die Glorie der Heiligkeit zugestehen darf; denn auch dem Heiligsten, und wie viel mehr hier, hängt sich immer noch irdischer und trüber Stoff genug an." (Deutschlands Literatur- und Culturepoche, 1839, S. 138.)

Der richtigen Erklärung des traurigen Ereignisses kamen wohl folgende Stimmen, die alsbald nach der That vernommen wurden, am nächsten: „Denkt keinen harten Gedanken, sprecht kein hartes Wort, kein vermessenes Schuldig! Denn kennt Ihr die Tiefen Eurer eignen Brust? — — Sie wollten einander glücklich machen. Ein dunkles, schauerliches Gesetz der Seele bestimmte es anders. — Der letzte Entschluß der Liebe ist der, als stummes Opfer zu bluten, um ein Glück von zwei verlornen zu retten." (Berlin; eine Wochenschrift, red. v. L. Rellstab; 1835, 10. Januar.) — „Es konnte nicht an vielfachen, entstellenden Gerüchten über die Motive der unseligen That fehlen, und die immer rührige Gemeinheit, wo Außerordentliches geschieht, that denn auch hier das Ihrige, aus dem Schein ein Sein zu machen. Da die jungen Ehegatten fünf Jahre in der anscheinend glücklichsten Ehe gelebt, so wurde daraus ein Bildniß des Unfriedens und beständiger Zwietracht, dem

nur vor den Augen der Welt ein Mantel von entgegengesetzter Farbe umgehängt worden. — Zu Tage liegt nur so viel, daß beide Gatten, welche die innigste Liebe verbunden, in einer dauernden Selbsttäuschung gelebt. — Beide empfanden das Ungenügende ihres Daseins. In der Armen erwuchs die unseligste Idee, zu der eine verirrte Liebe sich steigern kann: sie wollte sterben für ihren Gatten." (Morgenblatt, 1835, Febr.) — „Es wurde ihr der Gedanke zur Ueberzeugung, daß ihrem Dichter nur dadurch auf die Höhe der wahren productiven Dichterfreiheit und des wirklichen Heils zu helfen sei, wenn er den höchsten Schmerz empfinde und besiege. Diese That ward ihr zur besonderen Mission ihres Lebens." (Gersdorf, Repert., 1835.) — »This heroic woman had a deep insight into the nature of her husband's malady; she felt and knew that nothing but a deep and lasting sorow could give an other direction to his thoughts and save him from madness; and she offered herhelf a willing sacrifice to his happiness.« (Aus dem Athenäum, in: The London and Paris Observer, or Chronicle of Literature, Science etc., 1835, No. 509.)

Nach Erscheinen des „Denkmals" beschäftigten sich noch vorzugsweise mit der Erklärung der That die beachtenswerthen ausführlichern Aufsätze von Gutzkow (Beitr. zur Geschichte der neuesten Literatur, Stuttgart 1836, Bd. II) und Kühne (Weibl. u. männl. Charaktere, 1838, Bd. I, S. 115—154), auf welche hier verwiesen wird.

Kurz, aber treffend, äußert sich A. Keller: „Es ist hier nicht der Ort den Beweggründen der grauenhaften That weiter nachzuforschen. Mich dünkt, es kann nach vielfachen Aeußerungen Charlottens, wie sie Heinrichs Tagebücher und daraus Mundts Denkmal aufzeichnen, wenig Zweifel darüber obwalten. ‚Ich habe dich vielfach beobachtet', sagt sie einmal zu dem Gatten, ‚und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wer's recht gut mit Dir meint, der müßte ordentlich darauf ausgehen, Dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten. Nichts thut Dir

wohler. Nichts fördert Dich mehr in Dir selber.' Ein ander Mal sagt sie: ,Die Aufgabe des Lebens ist die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne doch erschossen zu werden. Es wird schon der Moment kommen, wo Einer erschossen werden muß. Mein guter, treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte.' Und wenige Tage vor der Katastrophe, als ihr Stieglitz den ahnungsvollen Traum erzählt hatte, wie er durch ihren Untergang Frieden und Ruhe gewonnen, entgegnet sie: ,Also das kann Dir helfen? Nun so ists recht. Ja, ja, nur aus der Tiefe des Schmerzes, aus der echten Resignation kommt uns die rechte, die dauernde Kraft, die hohe Ruhe des Geistes, ohne die nichts wirklich Großes geschieht. Halte nur fest an Deinem Vorsatz, und sie wird Dir werden.' Ja in dem testamentarischen Briefe selber: ,Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter, wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen.' Es ist die auf die Spitze getriebene Sophistik der Liebe, welche sich selbst im eigentlichsten Sinne dem Vielgeliebten, der sie vielgeliebt, zum Opfer bringen zu müssen glaubte. — Dies Alles spricht, meine ich, deutlich genug. Wie sich aber die vulgäre Ansicht, daß einfach eine unfriedliche Ehe, die Qual der Unliebe und was damit zusammenhängt, die Unglückliche dahin gebracht habe, ihrem Leben selbst ein Ziel zu setzen, wie sich diese Ansicht eine so vielseitige Zustimmung erworben, müßte unbegreiflich scheinen, wenn man nicht wüßte, wie das Gemeine, wie Alles, was nach der Skandalchronik riecht, sich stets des breitesten Publikums zu erfreuen hat. Gegen diese Ansicht spricht nun aber geradezu Alles. Ich will nicht an die bekannte Aeußerung von Hegel erinnern, der den Beiden freundlich zugethan war und geradezu versicherte, die Leutchen lieben sich viel zu sehr; wo das hinaus wolle, wenn einmal eins von Beiden sterbe. Ich will nur auf den einen Umstand aufmerksam

machen, auf die unverrückte Wachsamkeit, womit der Gatte jeden Schritt des geistigen und gemüthlichen Lebens der Geliebten belauschte, wie er in seinen Tagebüchern unaufhörlich Worte und Bemerkungen von ihr niederschreibt, als wären es Orakel-Dinge, die oft wahrlich nur durch die Brille des zärtlich Liebenden geschaut Bedeutung erlangen konnten und deren Veröffentlichung auch eben nur darum Werth hat, weil sie uns das unwiderleglichste Zeugniß bieten, wie Stieglitz Charlotten eine innige, oft fast göttliche Verehrung zugewandt hatte. So war ja auch ihr letzter Wunsch, ihr eigenes Zeugniß: ‚Nie komme ein Vorwurf über Dich! Du hast mich viel geliebt.‘" („Heinrich Stieglitz", in: Allgemeine Literaturzeitung, Halle 1844, Nr. 305.)

Verkehrt ist die Auffassung der Motive bei Barthel, Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, 1851, S. 137 f.

41) Zu S. 198. Der krankhafte, kaum zurechnungsfähige Zustand des unglücklichen Mannes erhellt am deutlichsten aus folgender mit ärztlichen Zeugnissen (s. unten 1. 2) belegten Darstellung.

Den 22. Juli 1834 sagt Dr. Strahl: „Nach meiner vollkommensten Ueberzeugung sind Sie körperlich so krank und geistig so leidend, daß mein Rath, sich auf die nächsten zwei Monate von allen Geschäften zurückzuziehen, mir zu einer dringenden Pflicht wurde. — Ich bedinge mir ausdrücklich, daß Sie sich sofort von den Geschäften zurückziehen, wenn Sie wahrnehmen sollten, daß Ihre kaum beschwichtigten Leiden sich vermehren."

In einem Bittschreiben vom 4. August 1834 an das Ministerium um Verwilligung von einem 2½monatlichen Urlaub sagt Stieglitz: „Nach beigefügtem Attest meines hiesigen Arztes, des Dr. Strahl, ist zur Herstellung meiner Gesundheit eine Brunnenkur für mich unumgänglich nothwendig geworden", und an den Minister v. Altenstein: „Der heftig erschütterte

Zustand meiner Gesundheit macht ein rasches Eingreifen nothwendig; ich erlaube mir eine, diesen Gegenstand betreffende Stelle aus dem letzten Briefe meines Oheims, des Ober-Medicinalraths v. Stieglitz zu Hannover, beizufügen: ‚Meines Erachtens müssen Sie, lieber Herr, noch diesen Sommer nach Kissingen. In Berlin dürfen Sie nicht bleiben. Sie müssen Urlaub nehmen und man wird ihn Ihnen unter den Umständen gewiß ertheilen. Ihr Zustand ist von lange her eingeleitet und tief eingewurzelt. Er kann öfter eintreten und Sie ex- und intensiv stärker ergreifen. Es ist daher äußerst nöthig und wichtig, daß Sie ernstlich dagegen einschreiten.‘“

Von Kissingen aus bittet Stieglitz den 30. September 1834 um Entlassung von seiner bisherigen Stelle an der K. Bibliothek, in der Art, daß er einen Theil seines Gehaltes als Wartegeld beziehe. Er bemerkt dabei in einem Schreiben an das Ministerium: „Obgleich das Uebel, woran ich schon seit mehren Jahren leide, allerdings durch die Heilkräfte des hiesigen Wassers einigermaßen gemildert ist, so ist es doch nicht in dem Grade gehoben, daß ich mich für genesen halten dürfte. Mein hiesiger Arzt ist daher laut anliegendem Attest der Meinung, daß nicht nur eine Wiederholung der Badereise, sondern auch eine vorläufige gänzliche Entfernung von allen eigentlichen Amtsgeschäften zu den unerläßlichsten Bedingungen der Wiederherstellung meiner Gesundheit gehöre. Und auch bei mir steht die Ueberzeugung, daß dieß und nur allein dieß mir helfen kann, so fest, daß nichts sie zu erschüttern vermag und ich dieser Rücksicht nöthiges-Falles Alles aufzuopfern mich verpflichtet fühle.“ — Unter demselben Datum heißt es in einem Schreiben an den Minister v. Altenstein: „Wenn ich nun bedenke, wie ich vor meiner Einsetzung in die mir huldreichst vergönnte Stellung, die mich damals so glücklich machte, immer einer kräftigen, wenngleich reizbaren Organisation mich erfreute, so muß ich allerdings, wie auch mein berliner Arzt, Dr. Strahl, immer behauptete, den eigentlichen praktischen Arbeiten dieses Amtes die Hauptursache meiner

von Jahr zu Jahr sich mehrenden Leiden zuschreiben. Seit mehren Jahren kann ich die Tage und Stunden zählen, die ich für freie Geistesthätigkeit zu verwenden im Stande war, indem ich immer nach der täglich vielstündigen Arbeit in der dumpfen Luft der geschloßnen Räume, wozu im Winter noch der beständige Wechsel von Hitze und Kälte hinzukommt, mit eingenommenem Kopf bis zum Schwindel und einem Wechsel von glühender Aufgeregtheit und gänzlicher Abspannung zu Hause kam, von dem mich weder Luft- noch Wasserbäder befreien konnten. Mein eigentlichstes Lebensglück und die Aufgabe meines Lebens, in dem Gebiete der Literatur und Kunst etwas Selbständiges zu schaffen und zu fördern, fing an, nachdem es früher immer nur periodisch unterbrochen war, nunmehr gänzlich zerstört zu werden, indem diese täglich wiederkehrenden Zustände im verwichenen Sommer ihren höchsten Punkt erreichten und mich oft der Verzweiflung, ja dem Wahnsinn nahe brachten."

1. „Herr Dr. Heinrich Stieglitz, Custos an der K. Bibliothek zu Berlin, befindet sich seit dem 28. August unter der ärztlichen Leitung des Unterzeichneten als Kurgast am Bade Kissingen eines Leidens wegen, das im Unterleibs-Nervensysteme wurzelt. Dieses Leiden, welches schon eine Reihe von Jahren andauert, hat bereits über fast alle Systeme des Organismus seinen verderblichen Einfluß verbreitet, insbesondere über das Blutsystem des Abdomens, und droht selbst, wenn nicht anhaltend und durchgreifend dagegen angekämpft wird, das psychische Leben zu stören, in dem sich schon Verstimmungen von ernster Bedeutung äußerten.

Unter diesen Krankheits-Verhältnissen erachtet es der Unterzeichnete für hohe Nothwendigkeit, daß der Herr Patient nicht allein im nächsten Frühjahr das hiesige Bad wieder besuche — wo dann ohne Zweifel zur Nachkur der Gebrauch eines Stahlbades angezeigt sein dürfte —, sondern daß derselbe fern von allen anstrengenden und anhaltenden Beschäftigungen andert-

halb bis zwei Jahre nur der Pflege seiner körperlichen und geistigen Gesundheit lebe.

Der Pflicht gemäß wird dieß hiermit bezeuget.

Bad Kissingen, den 27. September 1834.

Dr. Fr. Anton Balling,
v. d. K. Kreis-Regierung bestätigter Arzt
am Bade Kissingen."

2. „Der Herr Dr. Stieglitz ist im Laufe des eben verflossenen Sommers mehrere Monate in meiner ärztlichen Behandlung gewesen und hat aus dem Badeort Kissingen, wo er sich bis jetzt auf meinen Rath aufhielt, ein Zeugniß über seine dermalige Dienstunfähigkeit von mir erbeten, das ich nach meiner besten Ueberzeugung, wie folgt, auszustellen veranlaßt bin.

Der Herr Dr. Stieglitz leidet an bedeutenden Stockungen im Pfortadersystem, sehr gestörter Verdauung, Congestionen nach Kopf und Brust, und vorzugsweise an einer hohen Empfindlichkeit der Unterleibsnerven, welche bisweilen so exacerbirt, daß eine Störung des Gemüths momentan vorhanden zu sein scheint, jedenfalls aber ernstlich befürchtet werden muß. Die Neigung des Patienten, vorzugweise seine Phantasie zu beschäftigen und als Dichter die Außenwelt mit ihren Verhältnissen gering zu achten, und in einer höhern Sphäre Vergessenheit für die gemeinen, ihn empfindlich berührenden Sorgen dieser Erde zu suchen, hat unstreitig viel dazu beigetragen, das somatische Leiden bis zur gegenwärtigen bedenklichen Höhe zu steigern, dergestalt, daß seine Psyche gegenwärtig wesentlich in den Kreis der Krankheit gezogen ist.

Patient, welcher bei dem eben beschriebenen körperlichen und Seelenleiden, durch welche er durch die unschuldigsten und oft unvermeidlichen, ja nothwendigen Veranlassungen in einen exaltirten, fast zornmüthigen Zustand versetzt wird, wäre, so lange die erörterten Abnormitäten fortdauern, überhaupt kaum zur Verwaltung irgend eines Amtes fähig; am wenigsten aber

halte ich es für rathsam, daß er seine Stellung als Custos auf der königlichen Bibliothek beibehalte. Patient, welcher schon seit mehreren Jahren heftig leidet, will bemerkt haben, daß die Räume der Bibliothek feindlich auf seine Gesundheit einwirken. Hieraus folgt, daß er, der überhaupt jeden Eindruck mit ungemeiner Lebhaftigkeit empfängt, mit Widerwillen seine Dienste in einem Lokale verrichtet, dessen schädlicher Eigenthümlichkeit er die Hartnäckigkeit seiner schweren Leiden zuschreiben zu müssen glaubt. Wäre auch diese Ansicht, wie ich bestimmt annehme, falsch, so ist sie dennoch bei unserem Kranken von besonderer Wichtigkeit. — Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß die öftern Reisen des Patienten, seine durch wiederholte Krankheitsfälle verursachte öftere Abwesenheit von der Bibliothek, vielleicht auch die pünktliche Genauigkeit, mit welchen die kleinen Bibliothekgeschäfte verrichtet werden müssen, und welche so sehr mit der krankhaften Unruhe seines dermaligen Zustandes contrastirt, eine Mißstimmung zwischen dem Patienten und den Vorgesetzten und Collegen desselben erzeugt haben, welche Ersterer, mit seiner überaus gesteigerten Empfindlichkeit, gewiß höher anschlägt, als er sollte, und bei normalem Verhalten seines Organismus auch würde. Wie er indeß jetzt sich befindet und in Folge dessen seine Stellung zur Bibliothek betrachtet, steigert jeder Gang dorthin seine Empfindlichkeit, oder richtiger seine Krankheit, dergestalt, daß ich von der Fortsetzung seines gegenwärtigen Verhältnisses eine wirkliche Störung seines Gemüths ernstlich befürchte. Unter diesen Umständen bin ich der Meinung, daß jeder Heilversuch bei der Idiosynkrasie, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Patient gegen seine gegenwärtige Stellung hat, ganz erfolglos bleiben würde, wie denn auch eine mehrmonatliche fortgesetzte sorgfältige Behandlung und eine Badereise kaum eine geringe Besserung bewirkt haben. Ich halte es daher zur Herstellung des Patienten für unumgänglich nöthig, daß derselbe auf zwei Jahre von allen amtlichen Geschäften, namentlich aber von seinen gegenwärtigen, entbunden werde.

Er wird in dieser Zeit hoffentlich durch den anhaltenden Gebrauch entsprechender Arzneien und einer frei gewählten Thätigkeit seines Geistes ebensowohl die somatischen Störungen seines Körpers beseitigen, als die aus denselben resultirende hohe Empfindlichkeit seines Gemüths besiegen. Er wird hierdurch eine andere Anschauung seiner bürgerlichen Verhältnisse und einen wahren und sichern Maaßstab für seine von ihm verkannte gegenwärtige Stellung gewinnen. Dieß ist meine Hoffnung, ich könnte beinahe sagen, meine wissenschaftliche Ueberzeugung.

Berlin, den 20. October 1834.

Dr. Strahl,
pract. Arzt und Accoucheur."

In einem Bescheide des Ministeriums vom 22. December 1834 heißt es: „Auf Vorstellung vom 30. September sieht sich das Ministerium, bei aller Ihnen gewidmeten Theilnahme außer Stande, Sie von der ersten Custosstelle zu entlassen, aber doch als Staatsdiener ferner mit einem Theile des Gehaltes anzusehn. Ministerium will vorläufig weitern 6monatlichen Urlaub mit Belassung 1/3 Gehalts gewähren. Sollte sich bis den 1. Juli der Gesundheitszustand noch nicht befestigt haben, so will das Ministerium einen weitern Urlaub bewilligen."

Viertes Buch.

---

42) Zu S. 234. Von Verwandten und Freunden gingen u. a. folgende Briefe ein:

„Leipzig, den 2. Januar 1835.

Theuerster Schwager!

Wo soll ich Worte hernehmen, um den tiefen Schmerz zu schildern, den uns die Nachricht von unsers theueren Lottchens seligem Dahinscheiden empfinden läßt! und welch unaussprechliches Mitleiden fühlt jedes wunde Herz daneben für Sie, deren höchster Besitz die Unvergeßliche war, die so schnell der unerbittliche Tod von Ihrer Seite nahm! Wohl vermag die menschliche Tröstung nichts, doch weiß ich, weil ich es ja selbst empfand! daß es Balsam für die tiefe Wunde ist, wenn wir Worte des innigsten Mitgefühls von verwandten und befreundeten Seelen vernehmen! — So rufen denn Mutter und wir Alle Ihnen zu: Fassen Sie Muth in bangen Leiden, zusammen wollen wir den Blick nach Oben richten! Gottes Stimme hat die fromme Seele abgerufen, um ihr himmlische Freuden zu bereiten, die wir ja vereint früher oder später mit ihr theilen werden, so wollen wir denn auch von seiner Vaterhuld die Kraft erflehen, den Gedanken mit christlicher Fassung ertragen zu lernen: hier siehst Du die Geliebte nicht wieder! —

Wohl Ihnen, geliebter Schwager, daß in den bangen Stunden ein treuer Freund Ihnen zur Seite steht in dem so werthen Herrn Dr. Mundt; so verläßt Gott die Seinen nie ganz; muß der Mensch oft auf dunkelen Pfaden einhergehen: einen treuen Beistand, ein helles Licht wird ihm immer der Himmel senden!

Wie freuten wir uns noch, als wir am Sonntag den 28. December einen Brief, so lang ersehnt, von der Seligen bekamen, der uns so beruhigte über Beider Befinden und wie Ihnen Beiden die häusliche Ruhe so wohl thäte; wer hätte da nach Empfang dieser theuren Zeilen gedacht, daß sie den Tag darauf in die himmlische Ruhe eingehen würde. Nun wohl ihr! Wohl wirst Du nun sanft ruhn, geliebte Schwesterseele! Ihr Freund schreibt, Sie würden den guten Onkel in Hannover wieder heimsuchen, wohin er Sie begleiten wird; das ist ein rechter Trost für uns, er wird wohl am besten Körper und Geist wieder aufzurichten wissen; dürfen wir dann auch hoffen, Sie bald einmal in Leipzig zu sehen? Wie sehr wir uns darüber freuen würden, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Gott tröste und erhalte Sie uns, den Ihrigen und Ihren Freunden und sei bei Ihnen auf allen Wegen, dann sei noch unser Trost, daß der friedliche Geist Lottchens uns Alle immer umschweben wird.

So leben Sie denn wohl, guter Stieglitz, die innigsten Grüße von der trauernden Mutter, mir und den Geschwistern und den Kindern, die Ihren Schmerz zum Theil auch zu fassen vermögen.

Ihre treue Schwester

Johanna Müller."

„Mein lieber Stieglitz!

Dem Fernstehenden, dem es nicht vergönnt war, die Verklärte zu würdigen, zu verehren — kommt es nicht zu, nun,

da sie auf eine Zeit lang geschieden — von ihr preisend Worte zu sprechen, kaum daß er nachfühlen kann, was es heißt, Die verloren zu haben, die der Stolz, der Ruhm, der Schatz des Lebens gewesen. — So bleibt denn mir nichts, als was auch der Aermste hat, was aber köstlicher ist als alle Worte tönenden Trostes: der felsenfeste unerschütterliche Glaube an Den, der größer ist, denn alle Welten. Ja wohl hält es schwer hinzuknieen im Gebet und zu sprechen: ‚Was Du thuest, das ist wohlgethan', doch aber ist es das köstlichste Vermächtniß Dessen, der uns also beten gelehrt hat; auch Sie sprechen in Ihrem Herzen also und der Engel des Friedens segnet auch Sie in seiner Gnade und tröstet im sicheren Wissen des Wiedersehens, wie sollten wir schwache Menschen sonst aufrecht stehen? Mich hat bei harten Verlusten, so noch in den letzten Tagen, nur diese Ueberzeugung gehalten; nichts Besseres kann ich zu Ihnen, dem Tiefbetrübten, sprechen.

Berlin, den 1. Jan. 1835.

Ihr
G. Friedländer."

„Hannover, den 4. Januar 1835.

Welches schreckliche Ereigniß hat Sie, geliebter Heinrich, ganz unerwartet betroffen, dessen Folgen für Sie gegenwärtig gar nicht zu übersehen sind! Die herrliche Frau von so erhabenem, edlen, reinen Charakter und Wirken, die Jeder innigst verehren und lieben mußte, der sie kennen lernte und zu durchschauen vermochte, erregte mir zwar wegen ihres körperlichen Seins große Besorgnisse, die aber keine nahe und so traurige Katastrophe vermuthen ließen. Ich hoffte viel davon, wenn Sie sich besserten, und erwartete Erfolg von einer Kur im nächsten Frühjahr.

Herr Dr. Strahl schreibt mir, Sie wollten hierher reisen und zwar in Gesellschaft Ihres Freundes Mundt. Sind Ihre Nerven nicht in schrecklichstem Aufruhr und Sie nicht in dem Grade gemüthskrank, als Sie im vorigen Sommer waren, so

halte ich die Reise hierher für höchst zweckmäßig. Es wird sich dann beschließen lassen, was für Sie zu thun und einzuleiten ist.

Ihre Mutter war bis jetzt in Burgwedel und mein Plan war, sie solle schnell zu Ihnen nach Berlin reisen. Dieß unterbleibt nun, weil wir Sie hier erwarten. Ihre Mutter wird hier anlangen. Wir sind durch diese schreckliche Begebenheit wie vernichtet und höchst betrübt. Zum Trost wage ich Ihnen nichts zu schreiben. Möge die göttliche Vorsehung Sie zur Ertragung dieses Verlustes stärken! — Mit alter Liebe

Ihr Freund und Vetter Stieglitz."

„(Erhalten den 31. Januar, Sonnabend Abends.)

Ich ergreife mit großer innerer Betrübniß und tiefem Schmerz die Feder, lieber Heinrich, und hätte wahrlich nicht geglaubt, daß ich nach Empfang Deines heiteren Briefes vom 25. December wenige Tage darauf eine solche Nachricht empfangen würde! Du weißt ja, wie ich die Verklärte geliebt, geachtet, bewundert habe!

Obgleich ohne Nachricht von Dir direct, weißt Du, daß ich durch Dr. Mundt und Veit von Allem unterrichtet bin. Ich höre, Du bist gefaßt — und so mußt Du sein, wenn Du ihrer würdig bleiben willst —, so wollte sie es, und diesen Willen mußt Du religiös befolgen und Dich beherrschen, Ruhe in Dich zu bringen suchen, ‚zeige Dich nicht schwach, sei ruhig, stark und groß.' Ach, das ist auch das, was ich Dir, theurer Heinrich, zurufe. Sie hat Dir nicht nur die höchste Liebe, sondern auch ein großes Vertrauen bewiesen, indem sie voraussetzte, daß Du fähig wärest, das auszuführen, was sie von Dir verlangt — es ist viel, sehr, sehr viel, was sie Dir auferlegt — aber zeige, daß sie sich in Dir nicht geirrt hat und daß Du Dich zu der Höhe und Größe in Deinem Sein erheben kannst, die sie, die Unvergeßliche, Dir zeigt. Nach Allem, was ich bis jetzt gehört habe, geht Dein Streben auch dahin,

die Dir von ihr in ihren letzten Momenten zugerufenen Worte auszuführen — Du bist standhaft. Mir und Allen, die Dich lieben, ist das ein Trost, und Du kannst dadurch in unserer Liebe nur gewinnen. Und wie erhebend muß für Dich der Gedanke sein, wenn Du Dir sagen kannst: so wollte es Lottchen und so muß sie ihre Freude an mir haben! Uebertreffe Dich selbst und zeige, daß große Liebe noch stärker ist, als der größte Schmerz — bewähre das, wie sie es von Dir wollte!

Ich hoffe nur, daß Du bald im Stande sein wirst, mir zu schreiben und mir Deine Pläne für die Zukunft mitzutheilen. Wozu Du Dich auch entschließest, rechne fest darauf, daß ich Dir zu Allem behülflich sein werde, was in meinen Kräften steht. Zu Allem, was in der Wahl Deinem Wohl und Deinen Neigungen entspricht, kannst Du auf meinen Beistand rechnen. Du weißt das ja auch, ach sie wußte das auch!

Die Emilie, der Alexander, das ganze Haus, Jeder, der sie kannte — sie fühlen Alle mit uns. Eine große, herrliche Seele, ein göttliches Gemüth!

Gott mit Dir. Er stärke und hebe Dich!

Petersburg, den 26. Januar 1835.

Dein L. Stieglitz."

„Lieber Stieglitz!

Es mag wohl recht im Sinn und Gang dieser untermondlichen Stück-, Flick- und Lumpenwelt sein, daß wir uns erst da wieder einmal einander nähern, wo es zu flicken und auszubessern gebe. Aber wer kann helfen? Darum auch nur ein paar Worte an den Mann des Schicksals! Milde Trauer der in diese Fremdwelt Verwiesenen, die bald und kühn ihrer Heimath wieder zustrebte, deren Heimweh vielleicht nur der Liebe glich, womit sie ihrem Geliebten die Seligkeit jener Heimath schon hier bereiten mochte durch großartig vorgreifenden Irrthum! Ihr ist viel vergeben; denn sie hat viel geliebt. Be-

währen nun auch Sie die alte Willenskraft ihr gegenüber (und dieß heißt doch jetzt mehr als je im Bereich der höhern Geisteswelt) und versenken Sie Ihren Schmerz über das Irdische in das Grab, das nur Irdisches umschließt, um desto ungestörter dem Ewigen und seiner vorangeeilten Bürgerin sich zu weihen! Ihr war es wohl klar, daß Sie Berlin verlassen müßten, obwohl dieß nur der Anfang eines neuen Lebens ist, dessen Führung und Leitung Ihrer eigenen Kraft überlassen ist. Möge ihr Muth Ihnen vorleuchten, aber Sie zugleich auch warnen, das Ewige nicht an und in diese Endlichkeit zu setzen! Dazu gebe Ihnen Gott Kraft und Muth! Besseres kann Ihnen wohl Keiner wünschen und sagen; denn, sind wir ebenbildlich aus Gott und ihm entsprungen, wie zugleich nothwendig durch Verhängniß des Handelns und Leidens aus ihm und der Seligkeit gefallen, so müssen wir auch in ihn und sie zurück, weil wir nur darin Alle befaßt sind.

Hiemit genug! Meine Frau grüßt Sie mit inniger Theilnahme und den frömmsten Wünschen. Mich hat die ungeheuere Erdkrise, die wir, meines Erachtens, in einem weit tieferen Sinne, als die Meisten wähnen, erleben, mitbilden und ausdrücken, so niedergeworfen, daß ich mich für diese Welt des Daseins aufgegeben habe und ruhig erwarte, was oben weiter beschlossen ist.

Leben Sie wohl, d. h. sein Sie stark und größer als Ihr Schicksal, größer als Stolz, Schmerz und was immer Sie fällen könnte. In allen Ihren Zuständen treu theilnehmend

Leipzig, 21. Januar 1835. Ihr

Alf. Wagner."

„Dresden, den 4. Februar 1835.

Mein edler Freund Stieglitz!

In der Idee, dem Glauben über und an eine Seele und ihre Unsterblichkeit, liegt der Grund der höheren, freieren

Geisteskultur und des höchsten idealischen Sinns. Dieses beweist die Geschichte aller Völker und die der Juden durch den Gegensatz. Nehmen wir nun auch an, es sei nur ein schöner, angenehmer Traum, so liegt doch darin, daß ein sonst so menschliches Geschöpf, als der Mensch nun einmal ist, so zu träumen, zu schwärmen, diesem großen doppelten Traume sogar die Wirklichkeit zum Opfer zu bringen vermag, eine so geheimnißvolle, erhabene Kraft oder Magie, daß, wenn sie auch das Wunderbare der Verbindung des Geistigen mit dem Sinnlichen nicht unbedingt beweist (die Gewißheit würde wahrscheinlich demselben allen Reiz nehmen), sie doch die hohe Träumerin, diese große Seele selbst zu einem noch größern Wunder macht. — Wie kahl, wie abgestorben stehen nun aber Die da, welche sich rühmen, daß sie diese große Erhabenheit des Geistes durch die Vernunft ganz getödtet haben, ja daß sie durch die Stärke dieser Vernunft vor jeder hohen Schwärmerei sicher seien! — — — Doch ich ende meinen Brief an Dich mit drei Stellen aus den Alten, die richtig und groß in allen Kardinal-Punkten dachten:

Senec. Agamemn.:

Qui vultus Acherontis
Atri, qui Styga tristem
Non tristis videt, audet
Vitae ponere finem,
Par ille Divis, par Superis erit.

Plaut. Capt. 611:

Qui per virtutem peritat, non interit.

Lucan. IX. 582:

— — me non oracula certum,
Sed mors certa facit: — —

Mit alter Freundschaft und Liebe

Dein

Hebenus."

Hedenus an Pape:

„Dresden, den 4. Febr. 1835.

Sie haben mir einen mich schmerzlich ergreifenden Brief gesendet! — — — Wie es klar ist, opferte sich die Hinübergegangene, um durch das höchst eigene Unglück ihren leidenden Gatten, meinen edlen Freund, zu retten. Was soll man zu dieser heroischen, psychologisch wohl berechneten und dennoch schwärmerischen Großmuth sagen? Ist es nicht traurig, daß solche große Seelen die Pflicht zu hoch erfassen? Armes Bischen Vernunft, wer bist du ohne hellen, festen Glauben! — Doch bleibt die That groß — zeugt von einer hohen Seele und edlen Erhabenheit des Geistes, und sie ist um so größer, je mehr sie Manche nicht begreifen können und darum verkleinern zu müssen meinen. Aber sie verkleinern sich selbst, weil sie für das Große außer sich nicht einmal einen Maßstab in sich besitzen! — Dank und freundschaftliche Bewahrung von

Ihrem Dr. Hedenus.

NB. An Stieglitz schrieb ich auch heute, und Sie sagen mir vielleicht kurz, wie ich auf ihn gewirkt? —“

„Leipzig, den 9. Februar 1835.

Lieber Stieglitz!

Ihren Brief vom 27. Januar habe ich erhalten. Ich danke Ihnen für denselben, wie schmerzlich auch die Veranlassung dazu war; ich danke Ihnen dafür, weil er mir ein Zeugniß ist, daß Sie nicht nur meiner aufrichtigen Theilnahme gewiß, sondern auch davon überzeugt sind, daß ich die That, nach Beweggründen und nach Absicht, von der rechten Seite betrachte. Der ungeheure Schmerz, den diese That erregt, kann nicht weggedacht und nicht weggefühlt werden; aber er kann auch eben so wenig die Erhabenheit der That schwächen, wenngleich diese ein so köstliches Leben vernichtete. Vernichtete? — — was ist Vernichtung? ist nicht auch der Tod Leben, zu dem wir Alle durch Tod eingehen sollen? Also der

Wille, vorzugreifen dem allgemeinen Gesetze? die Absicht des Opfers, welches der Wille forderte? der Zweck der That selbst? Diese, wenn sie rein und edel sind, wie dieß hier ist, müssen nun auch die That, müssen das Opfer in dem Lichte der Erhabenheit und Großartigkeit erscheinen lassen, — einer Erhabenheit und Großartigkeit, für deren Ahnung und Begriff freilich Manche nicht einmal den Maßstab in sich tragen! In jenem Lichte, nach Willen, Absicht und Zweck, betrachte ich denn nun auch jene That, weil sie gethan und wie sie gethan ist; und jenes Licht wird um so heller aus der That selbst zurückstrahlen, je mehr dasselbe Sie selbst, mein Freund, erleuchtet und kräftigt, im Sinne jenes Willens, jener Absicht und des Zweckes der That zu leben und zu handeln. An Ihrem Willen kann Der nicht zweifeln, der Sie kennt; und ich selbst glaube daran, nach Dem, was Sie mir geschrieben haben. Möge Ihnen nur aber auch die Kraft werden und bleiben, den Willen zu bethätigen, um stets im Sinne Ihrer theuren Todten zu handeln! Dann ist Tod, auch mit seinem ewigen ungeheuren Schmerze, doch zugleich Leben für Sie; denn auch die Abgeschiedenen leben in uns und für uns, besonders wenn sie für uns gestorben sind!

Die Freundschaft für Sie, und der Glaube, die That Ihrer edlen Todten im rechten Lichte zu betrachten, mögen Vorstehendes bei Ihnen entschuldigen; doch haben Sie selbst mir durch Ihren Brief ein Recht dazu gegeben. Nehmen Sie es in dem Sinne auf, in welchem ich es niederschrieb: im Sinne des Freundes!

Der Geist der Edlen umschwebe Sie mit thatkräftigem Wollen!

In aufrichtiger Freundschaft Ihr treuergebener

Theodor Kind."

„Für die neuen Mittheilungen danke ich im Voraus. Hiebei kommen die früheren, die ich Ihnen gestern gern selbst eingehändigt hätte. Es steht für Sie darin sehr viel. Sie haben

aber auch Recht, daß jeder Zug, der mir ein Strahl des Friedens und des Lichtes in dieser Sache ist, meiner Seele wohlthut. An die Vorangegangene kann ich nur mit tiefer Wehmuth gedenken.

Gott nehme Sie in seinen Schutz und bringe die Ruhe und die Kraft über Sie, die Sie bedürfen, um nicht unterzugehen. Daß Sie jetzt noch muthig und fest, gleichsam Sich Selber widerstehen — das ist es nicht, was ich meine. Die irdischen Bewegungen werden einst aufhören und Sie werden an die Treffliche denken, wie an eine Wiedervereinigung im hellen Schauen.

Stets Ihr alter Freund

Den 27. Febr. 1835. L. v. Voß."

Vor Charlottens Bilde.

18. November 1835.

Du selbst Zerstörerin der schönen Hülle?
Wie sollt' es wahr, wie sollt' es möglich sein?
Der treue, gute Blick, so innig stille,
So engelmild, erbarmensvoll und rein,
Der Wangen Lieblichkeit, der Locken Fülle,
Das Lippenpaar, des Herzens Widerschein —
Und all dieß Bild hast Du zerstören können,
Vom Leben Dich, uns ach! von Dir zu trennen?

Wohl seh' ich's zwar, ich seh's in diesen Mienen,
Dein ganzes Engelsantlitz zeigt es mir,
Warum Du schiedest! Andrer Noth zu sühnen
Mit Allem, was Du hattest, ach mit Dir,
Gabst Du Dich hin. Ihm Leben zu verdienen,
Nahmst Du den Tod auf Dich, gingst weit von hier,
Und, nur bedacht auf des Geliebten Schmerzen,
Bezahltest Du für ihn — mit Deinem Herzen.

Sieh, eine Thräne wie Du selbst vergossen
Als Du Dein letztes Trosteswort ihm schriebst,
Ist auch auf dieß mein armes Blatt geflossen,
Der ich nun erst verstehn kann, wie Du liebst,
Dem Du im Leben nie Dein Aug' erschlossen,
Und nun zeitlebens ihm zu weinen giebst.
O möchtest Du aus Deines Himmels Höhen
Auch gnädig mild auf ihn herniedersehen!

Denn stärken soll mich dieß Dein reines Bildniß,
Daß ich auch rein sei in der Unterwelt,
Und daß mich nicht verwildern soll die Wildniß,
Wenn sich mein Herz fest an Dein Auge hält.
Uns Allen ruft es zu: „Wohlan, erfüllt dieß!
Sei Jeder, wie ich Heldin war, ein Held.
Der Menschheit Werth, das alte hohe Siegel
Tragt unentweiht hinab in eure Hügel."

G. Regis.

(In Castelli's Huldigung der Frauen vom Jahre 1838 soll ein Gedicht an Charlotte Stieglitz, von Uffo Horn, stehen.)

„Warmen, innigen Dank für Ihre herzlichen Worte vom 6. März! Ich drücke Ihnen im Geiste die Hand, stolz darauf, daß ich's darf, und daß Sie, der Sänger der Bilder des Orients, mir, dem noch immer im Dunkeln tappenden Stümper, der, Gott mag wissen, wie es zugeht, mehr Schönes einnimmt, als er leider ausgibt, mit solcher wohlthuenden Theilnahme zugethan geblieben sind! —

Es werden nun wohl sieben Jahre sein, als ich Ihnen einige meiner ersten Versuche zuschickte, um sie für den Berliner Musenalmanach zu verwenden! — Wie erquickte, wie befeuerte mich Ihre Antwort darauf, in der Sie die Hoffnung aussprachen, mir später als einem Gereiftern hier oder dort wieder zu begegnen! — Weiß Gott, ob ich nicht nachher bei jedem Liede, das ich in die Welt schickte, dachte: Wird es Stieglitz

auch wohl lesen? wird er's billigen? wird er's tadeln? — Sie haben es gelesen — haben Ihre Theilnahme bewahrt — Dank, freundlichen Dank! —

Manches hat sich seitdem zugetragen! — Ich habe fünf Jahre in Holland vegetirt, halte mich seit Juni 1836 wieder in Westphalen auf, und denke noch in diesem Sommer näher an den Rhein zu rücken. — Sie — o Gott, ich mag's nicht aussprechen! Aber glauben Sie mir, was Sie empfunden haben, was der beste Theil der Nation mit Ihnen gefühlt hat — auch in meiner Brust hat es vibrirt und hat mir Thränen des Schmerzes und der Bewunderung ins Auge getrieben! — In meinem Leben vergesse ich den Augenblick nicht, in dem ein öffentliches Blatt mir die Nachricht brachte! — Verschmähen Sie meinen stummen Handdruck nicht!! — — —

Soest in Westphalen, den 28. April 1837.

Von ganzem Herzen der Ihrige
F. Freiligrath."

43) Zu S. 237. Ueber die Grabrede finde ich folgende von einander verschiedene öffentliche Stimmen: „Billigen die That, oder gar rühmen, wie einige Freunde des verzweifelnden Wittwers es im ersten Augenblick gethan haben sollen, wird kein Verständiger, und um deshalb es auch dem Geistlichen nicht verdenken, der in Bezug auf jene Aeußerungen einige hart klingende Worte, die aber seine Pflicht waren, am Sarge sprach." (Morgenblatt, Januar 1835.) — „Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieser Frau über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Es war seines Amtes." (Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur, 1836, Bd. II, S. 115.) — „Nur ein Einziger fand aus den unbestimmten Gefühlen, die die Brust Aller durchwogten, ein Wort heraus, das wie Klarheit aussah. Und dieser Einzige war der Mann im schwarzen Talar, ein guter wackerer Mann, allgemein geachtet und geehrt, eine fromme Andacht auf der Amtsmiene. Und die Klarheit

des Mannes lief darauf hinaus, daß er sagte, es sei ihm unklar, ob diese Todte, die sich mit eigener Hand die Freuden ihres Blüthenlebens vernichtet, dermaleinst zu Gnaden werde angenommen werden. Es gehört vielleicht mit zur christlichen Weisheit, daß man nicht weiß, was Gott denkt, und so that denn der fromme Geistliche, was seines Amtes war, — und er that es mit Milde und Demuth." (Kühne, Weibliche und männliche Charaktere, 1838, Bd. I, S. 119 f.) — „Es ist schön, daß die Kirche ihren Irrthum versöhnend aufnahm; ein Geistlicher hielt an ihrem Grabe eine herzliche, erschütternde Rede." (Conversations-Lexikon der Gegenwart, 1840, S. 485.)

Die betreffende Rede folgt anbei durch gütige Mittheilung des verehrten Herrn Verfassers:

Am Sarge der Frau Charlotte Stieglitz

den

1. Januar 1835.

Friede sei mit Euch! Amen!

Wenn es darauf ankäme, andächtige Leidtragende, Euch ein Bild zu entwerfen von dem Leben der theuren Dahingeschiedenen: so könnte ich nicht zu Euch reden. Denn weder habe ich je den Zauber ihrer Rede vernommen, noch bin ich sonst Zeuge gewesen von der Anmuth ihres Wesens, daß mir daran die Eigenthümlichkeit und die Fülle ihrer reichbegabten Natur hätte offenbar werden können. Aber es kann darauf nicht ankommen. Denn nicht ihr Leben ist es, was uns Allen in diesem feierlichen Augenblicke vorschwebt. Was bewegt uns? Ach dieses, daß wir nicht Gott lobend sagen können, wie Er sie gegeben hat, so hat Er sie auch genommen; es ist ihr tief erschütternder Tod, der uns bewegt. Freilich, sollte nun dieser vollständig erklärt werden: so gehört auch dazu lebendige Anschauung und genaue Kenntniß ihres Lebens, und zwar in gleichem Maaße, müsse er nun mehr als das Ergebniß desselben oder mehr als

Widerspruch gegen dasselbe begriffen werden. Aber auch hierauf kann es uns hier nicht ankommen, sondern:

Erstens darauf, daß wir uns über ihn nicht täuschen.

Die Gefahr dazu, meine Freunde in dem Herrn, ist sehr groß. Denn wenn jemals Reiz sein konnte, eine That, wie die, vor welcher wir stehen, zu bewundern, so ist es hier vorhanden, wo wir sie mit eben so großem Muthe als mit seltener Besonnenheit und mit ergreifender Hingebung vollführt wissen. Aber dennoch, wem könnte sich die tiefe Verirrung, die ihr zum Grunde liegt, verbergen! Eure Freundin, der unsere Thränen fließen, meinte, ein äußeres gewaltiges Ereigniß werde hervorbringen, was doch nur von innen heraus gewirkt werden kann durch die Gnade Gottes in Christo, dann aber wie nie durch irgend eine äußere, so an jeder, welche der himmlische Vater im natürlichen Laufe der Dinge nach seiner Weisheit herbeiführt. Kein schmerzhaftes, kein freudiges Ereigniß, wie mächtig es sei, kann Frieden geben für die Seele, kann das Herz fest machen und freudig in Gott: das kann nur der Vater der Liebe, die uns in Christo ist offenbar geworden. Oft vollführt er es, indem er zugleich heranbrausen läßt die Stürme des Lebens, oft indem er zugleich einen Regen von Freudenblüthen herabströmen läßt, oft auch bei ganz stillem, einfachen Gange des Lebens. Aber nimmer vollführt er es durch dieses Alles oder durch eines davon, so daß wir eine Seele, der seine von innen heraus und nach innen hinein durch seinen heiligen Geist zu ihm ziehende und so alle Leben schaffende Kraft fehlte, oder die seiner Leitung sich entzöge, in welche äußere Lage wir sie auch versetzten, doch nur tiefer und tiefer könnten sinken sehen, nur ohnmächtiger werden und immer ohnmächtiger. Das entging der Freundin, so klar sie sonst auch mag gesehen haben; das war der Widerspruch, in welchem ihr Verstand, wie bewunderungswürdig scharf derselbe sonst auch gewesen sei, gelähmt war. Aber noch mehr.

Sie irrte so nicht nur, sondern sie wagte es auch ein von ihr für wünschenswerth gehaltenes gewaltiges zerschmetterndes Ereigniß willkührlich und eigenmächtig hervorzubringen. Ach, und das ist mehr als Irrthum; das ist, wie unbegreiflich er in einem liebenden Herzen auch sei, ein Widerspruch gegen die Liebe, wenn doch ohne Zweifel ein Mangel an dem Gehorsam gegen Gott, der seiner Wege still gläubig wartet und ihnen rüstig handelnd folgt, wie wenig sie auch dem überall gehemmten menschlichen Blicke zum Ziele zu führen scheinen; wenn doch zweifelsohne ein Mangel an der diesem Gehorsam wesentlichen unermüdlichen und allein siegreichen Geduld mit den Fehlern Derer, die unserer Liebe anvertraut sind. Daß wir uns also ja nicht täuschen, meine Theuren. Es ist nichts zu bewundern oder zu preisen in der uns Alle im Innersten ergreifenden That: es ist vielmehr Alles tief zu beklagen.

Zweitens aber kommt alles darauf an, daß wir nicht richten, nicht verdammen.

Wem ziemte das auch weniger als uns, die wir doch gestehen müssen, daß die Schuld einer solchen That niemals auf dem Thäter allein ruht, sondern mehr oder weniger auf Allen, die ihm nahe standen, auf der ganzen sittlichen Gemeinschaft, der ihn Gott übergeben hatte; wem weniger als uns, die wir doch Alle gestehen müssen, auch bei uns ist auf die eine oder die andere Weise derselbe Widerspruch nicht nur möglich, nein immer auch wirklich, daß wir mit großem Aufwande von geistigen Kräften ganz falsch rechnen und mit einem großem Maaße von Wohlwollen uns versündigen gegen die wahre Liebe. Darum lasset uns Niemanden richten. Uns selbst aber mögen wir an dieser Stätte in diesem großen Augenblicke tief genug erkennen, daß wir unser Heil in keiner Beziehung bauen auf uns selbst oder auf Andre, die nicht minder gebrechlich sind als wir, sondern nur auf Den, der, wie er allein die Fülle der Gottheit in sich trägt, so allein sie unserm lebendigen Glauben mittheilen kann und will.

Zuletzt aber kommt es darauf an, daß wir nicht von hinnen gehen, ohne uns durch Worte des Friedens und des Trostes gestärkt zu haben.

Wir wollen, wir dürfen nicht richten. Dennoch ist nichts gewisser als eben das Gericht, und auch Eure Freundin wird ihm nicht entgehen. Aber getrost! Denn Derselbe ist ihr Richter, der die Lebendigen und die Todten nur richtet, indem er das Verlorne sucht und selig macht, das Todte zu seinem ewigen Leben neu gebiert. Dem sei sie gläubig empfohlen. Und uns stärke er, daß wir in Freud und Leid nichts suchen, als seine in Gott vollkommen ergebene Liebe wie immer mehr zu nehmen aus seiner Fülle, so immer mehr kund zu machen, so daß wir, wenn unsere Stunde wird geschlagen haben, mit dem Freudenrufe scheiden können: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Friede fahren; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast allen Völkern." Amen!

44) Zu S. 238. Sein Freund und Landsmann, der Stadtrath Bunsen zu Berlin, schreibt an mich im September 1850: „Mein erstes Wiedersehen mit Harry neben der Leiche war einer der schwärzesten Tage meines Lebens. Das Begräbniß entsetzlich! am Neujahrstage 1835."

45) Zu S. 243. „Ich theile Dir einige Zeilen aus Mundt's Briefe (Leipzig, den 16. Oct. 1835) mit, wodurch Dir sein Verhältniß zu mir, zu uns klar werden wird. Wie hätt' ich Die nicht dulden mögen, die meine Herrliche liebend zu verehren sich gedrungen fühlten? Und das thaten eigentlich alle meine Freunde; aber Mundt hat sie wohl am tiefsten in ihrem eigensten Wesen aufgefaßt und begriffen, und darum war er mir doppelt werth. (Mundt an Stieglitz:) ‚Hier in Leipzig, wo ein unendlich Dich begünstigendes Schicksal Dir einen Myrthenkranz zuwarf, wie er nun und nimmer wieder irgend in der Welt erblühen wird, erhielt ich Deinen Brief aus Krakau. O mein Freund, welche seltsame Empfindungen habe ich, wenn ich Deiner und unserer Vergangenheit gedenke! Wie schön war mein stilles

und verschämtes Glück, in Charlotten eine wunderherrliche Gestalt zu verehren und zu lieben, die auf die Milderung und Veredlung meines Gemüthes einen so großen Einfluß hatte, und wie wahrhaft fühlte ich mich Dir zugeneigt in treuer Begeisterung, etwas Tüchtiges und Ewiges aus Deinen glühenden Bestrebungen entwickelt zu sehen. Jetzt weiß ich in der That Dir keinen andern Trost aufzuzeichnen als: arbeite! Die Aufgabe Deines Lebens stellt sich großartig, einfach und inhaltsvoll' —."

46) Zu S. 250. Auch Anderer Urtheile stimmen hier bei: „Mundt mag mit seinem nur menschlichen Deutungs- und Fassungsvermögen Vieles in falschem Lichte gesehen und sich gedeutet haben." (H. Marggraff, Literatur- u. Culturepoche, S. 392.) — „Was nun das ‚Denkmal' betrifft, so ist Referent aus guter Quelle versichert worden, daß die Hauptquelle für die darin geschilderten Zustände nicht, wie aus dem Vorworte hervorzugehen scheint, Charlottens eigene mündliche Aeußerungen sind, sondern die Tagebücher des überlebenden Gatten. Der Verfasser des Denkmals hatte dabei die schwierige Aufgabe, Stieglitz in den verschiedenen Stadien einer gefahrdrohenden Krankheit darzustellen. Er selber war nach harten inneren Kämpfen zu dem Entschluß gekommen, sich in jeder Weise in die Schanze schlagen zu lassen, wo es die Rechtfertigung Charlottens galt. Alle Papiere, alle Selbstbekenntnisse, seine und Charlottens, hatte er rücksichtslos in Mundts Hände gelegt. Nun aber haben solche Tagebuchskizzen, da wo sie das eigene Ich berühren, das Eigenthümliche, den ungehemmten freien Strom des heitern Tags zu überspringen und mit selbstquälerischer Vorliebe bei den Klippen und Strudeln umnachteter Stunden zu verweilen. Dadurch mag es gekommen sein, daß in Mundt's Darstellung der volle gesunde Kern des ursprünglichen Wesens des Dichters in Mitleidenschaft gezogen und sein wahrer, freier, ganzer Mensch gegen den temporär erkrankten in den Hintergrund getreten ist. Aber an diesen Wirren ist

gewiß Mundt mit seinem Willen wenigstens unschuldig. Er hat keine Ahnung gehabt von all diesen mannichfachen Mißverständnissen und Mißdeutungen, als er in schwierigster Zeit, selbst ergriffen vom Schmerze des Miterlebten, mit strengster Unparteilichkeit ein Bild zu entwerfen sich vorgesetzt, in welches ihm nicht die Grundfarben von Stieglitz' ganzem gesunden Menschen, nicht die Reihe im herrlichsten Glücke mit Charlotten verlebter Tage, sondern das Grau in Grau der verhängnißvollen zu gehören schien, welche das Unselige herbeigezogen. Auch fehlt bei ihm nicht die Andeutung schönerer Zeit und lichterer Tage, wenn auch nur als Hintergrund der düster hereinbrechenden Schreckensnacht. Was kann er dafür, daß mangelhafte, partielle, oft auch wohl übelwollende Auffassung und Darstellung späterer Nachschreiber ein gänzlich lichtloses Nachtstück aus Stieglitz' Leben und Wesen gemacht? Eine klare Ansicht über diese Angelegenheit wird sich erst bestimmen lassen, wenn die schon längst von H. Stieglitz verheißenen Mittheilungen aus den Reiseerinnerungen, Tagebüchern und Briefen der beiden Gatten erfolgt sein werden." (A. Keller in: Hall. Allgem. Literaturzeitung, 1844, Nr. 306.)

47) Zu S. 253. „Dem ersten Custos der hiesigen Königlichen Bibliothek, Herrn Dr. Stieglitz, bezeuge ich hierdurch auf Verlangen der Wahrheit gemäß, daß eine tief eingreifende Störung seines Nervensystems und seiner Blutcirculation, welche sein psychisches Leben schon mehrere Male ernsthaft bedrohet hat, noch nicht so weit beseitigt ist, um ihm zu gestatten, sich einer anhaltenden und anstrengenden amtlichen Thätigkeit jetzt schon hinzugeben. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß jeder Versuch der Art, zu früh unternommen, die gefährlichsten Folgen herbeiführen und vielleicht die Hoffnung auf Genesung wieder in weite Ferne hinausrücken würde.

Berlin, den 20. Sept. 1835.

(L. S.) Dr. Ascherson,

prakt. Arzt u. Operateur, Docent a. d. hies. Universität."

48) Zu S. 256. Nachdem verschiedene Blätter — u. a. die Abendzeitung, 1835, Januar; Athenäum (einen Auszug des Berichtes aus dem Athenäum gaben: Le Temps, 4. Februar 1835, und Constitutionel, 4. Februar 1835), und darauf The London and Paris Observer, or Chronicle of Literature, Science etc., No. 105; das Morgenblatt, 1835, Februar — ausführlichen Bericht über das Ereigniß mitgetheilt und zugleich versucht hatten in Kürze die Motive zur That zu erklären, erschien nun im Sommer 1835: Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin, bei Veit u. Comp., 314 Seiten 4. (Von Theodor Mundt.) — Das Buch bringt in 6 Abschnitten eine Biographie Charlottens, von ihrer ersten Kindheit bis zu ihrer letzten That. Diese Biographie ist von Mundt zum größten Theile aus Erinnerung früherer Erzählungen, die ihm Charlotte selbst von ihrem Leben gemacht, niedergeschrieben worden. An geeigneter Stelle sind kleine Gedichte und Briefe der Verstorbenen an Gatten, Verwandte und Freunde eingewebt worden, sowie mündliche Aeußerungen derselben, welche sich Stieglitz gelegentlich in sein Tagebuch aufgezeichnet hatte. Alles dieß hatte Heinr. Stieglitz zur Benutzung übergeben. Der 7. Abschnitt des Buches giebt Reflexionen.

Urtheile über Mundt's Buch: „Mundt hat in einer wahrhaft edlen Weise seine Aufgabe gelöst, Jedem, der Herz und Sinn hat für das Begreifen tieferer Seelenzustände zur Lösung des tiefen Lebensräthsels. Die Schilderung ist meisterhaft. Wem das Herz nicht abgestorben für Menschenglück und Weh, der wird mit tiefer Rührung bei diesen Schilderungen verweilen, deren volle naturgetreue Wahrheit auch der Mindergeprüfte an einzelnen Zügen wohl zu erkennen vermag. — Wir müssen es übrigens mit Bewunderung anerkennen, daß Der, welchen der Verlust am tiefsten getroffen, sein Heiligthum der Welt geöffnet und, damit Alles klar werde, es nicht verwehrt hat, sein innerstes Wesen zergliedert darzulegen." (Literarische Zeitung, Berlin 1835, Nr. 42.) — „Beim Lesen des Buches ergreift uns eine

innige Rührung, kaum vermag man kalt zu berichten. Sie wurde ein vollkommener weiblicher Werther." (Menzel, Literaturblatt, 1835.) — „Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke und hielt sich in seinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten . . . Besonders anziehend ist der sentimentale Schmerz in Mundts Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat." (Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Von Karl Gutzkow. 1836, Bd. II, S. 134 f.) — „Einen großen, alle Gefühle und Empfindungen aufregenden Stoff behandelt Mundt in seinem Buche über Charlotte Stieglitz. Einige Partieen halte ich für das Vortrefflichste, was uns Mundt gegeben hat und geben konnte. Diese Schrift fällt in Mundts glücklichste Periode. Geistreiche und blühende Reflexionen finden sich, welche dem Biographen so Niemand und er sich selbst schwerlich je in dieser poetischen Fülle nachschreiben wird; endlich ist die Katastrophe mit wahrhaft ergreifender Darstellungskunst behandelt, deren Wirkung im Leser noch lange nachzittert. Wenn ich mir Mundts liebenswürdigste Seite vorstellen will, ruht mein Blick am liebsten auf seinem Buche über Charlotte Stieglitz." (Deutschlands jüngste Literatur- u. Culturepoche. Charakteristiken von Hermann Marggraff. Leipzig 1839, S. 328. 392 f.) — „Für die modern-wichtige Frage über das Weib hat sich Mundt noch eine ganz besondere Gelegenheit dargeboten. Dies ist Mundts persönliche Bekanntschaft mit Charlotte Stieglitz, jener unglücklichen Gattin des Dichters Stieglitz, welche sich selbst das Leben nahm. Dies war so erschrecklich

überraschend, es war in den allein wahrscheinlichen Motiven so räthselhaft, daß es die zartesten Combinationen aufregen mußte über die weibliche Natur, und über die gesellschaftliche Stellung des Weibes. . . . So weit das Buch Mundt betrifft, ist es das wärmste Buch, was er geschrieben, dasjenige, was unzweifelhaft von poetischem Hauche belebt ist, und worin alle Vorzüge dieses Schriftstellers an Wohlthätigkeiten zusammentreten." (Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Laube. Vierter Band. Stuttgart 1846, S. 244 f.)

Seiner Eigenthümlichkeit wegen füge ich noch das Urtheil Barthels bei: „Die fratzenhafteste Production Mundts ist wohl seine Charakteristik der Charlotte Stieglitz. — Hat man eine gewisse Scheu der Beurtheilung bei solchen Selbstmorden, deren Motiv die Lösung einer wirklichen Collision ist: so glaube ich, darf man wohl bei diesem Falle, wo eine selbstgemachte, eingebildete Collision dieses Verbrechen motivirte, es offen aussprechen, daß dieser Selbstmord nur der letzte Ausbruch einer langen Reihe sittlicher Verirrungen war. Theodor Mundt sah aber die Sache in ganz anderem Lichte. Er pries in jenem Buche diese That als einen Akt des edelsten Märtyrerthums, als eine nachahmungswürdige That der Aufopferung und gab der Thäterin den Nimbus des Heiligenscheins. — Kann man es begreifen, wie es bei übrigens so begabten Naturen, wie Theodor Mundt, zu solcher wahnwitzigen Illusion, zu einer so offenbaren Verkehrung sittlicher Prinzipien kommen kann?" (Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Von Carl Barthel. Zweite Ausg. Braunschweig 1851, S. 137 f.)

Mundt selbst schrieb nach Vollendung an Stieglitz: „Hier, liebster und theuerster Freund, nach dreimaliger Umarbeitung diese große Passionsgeschichte unseres Lebens! Was mir diese Arbeit für Schmerzen gemacht, für Herzensschweiß erregt, kann ich Dir nicht sagen. Wird sie endlich so gerathen sein, daß sie Dich nicht allzusehr verletzt? Ich bin von dieser Arbeit krank, und ich würde mir kaum zu helfen wissen, wenn sie noch nicht

für genügend anerkannt werden sollte. Ein Schlußwort, worin die ideellen Motive entwickelt werden, soll noch nachfolgen."

Das Buch ist Hauptquelle von: „Charlotte Stieglitz" im Nekrolog der Deutschen, 1834, Bd. II. S. 1080—1115, und „Charlotte Stieglitz" im Conversations-Lexikon der Gegenwart, Leipzig, Brockhaus 1840, S. 482 ff.)

49) Zu S. 262. Vorwort zu „Drei Jahre auf Reisen" (16. Mai 1835):

Den Freunden der Unvergeßlichen.

War mein Leben mein Gedicht,
Nun sei mein Gedicht mein Leben,
Was mir selbst an Lust gebricht,
Will zur Lust ich Andern weben.

Salz'ge Thränen, perlt und rollt
Mit dem Herzschlag um die Wette!
In der Schmerzen glüh'ndem Gold
Härt' ich euch zur Perlenkette.

Was der Geist als wahr erkannt
Unter Kämpfen, Qual und Ringen,
Will als festen Diamant
Ich in diese Kette schlingen.

Meiner Träume dunkles Meer
Vom verlornen Paradiese,
Laßt euch wandeln mehr und mehr
In Smaragden und Türkise —:

Daß die Hoffnung Ankergrund,
Daß der Glaube Bahn gewinne,
Daß des Herzens Blut gesund
In die Bruderherzen rinne,

Und daß nicht der starke Schild
In dem Kampf des Lebens fehle,
Drück' ich mir das treu'ste Bild
Tief und tiefer in die Seele.

Dieses Bild, so ächt, so rein,
Sei der Schlußstein meiner Kette,
Wenn, o Lieb', ich Deinen Schrein
Aus des Glückes Schiffbruch rette!

50) Zu S. 265. Dionysosfest. Lyrische Tragödie von Heinrich Stieglitz. Berlin, Veit u. Comp., 1836.

A. Keller: „Der Verfasser charakterisirt das Stück selbst treffend durch den Beisatz lyrisch. Das eigentliche Drama scheint nicht das Feld des Verfassers zu sein. Sein Talent strebt eher der Breite des lyrischen Ergusses zu.“ (Hall. Lit.-Ztg., 1844.)

H. Marggraff: „Wenn man auf die Tendenz dieser Tragödie eingehen wollte, so würde sich leicht die Absicht auffinden lassen, womit der Dichter den Durchbruch einer neuen Zeit, eines neuen Geistes, einer neuen Gottheit hier versinnbildlicht hat. Das starre Alte weicht dem Jungen, insofern dieß das Wahre und, nach dem Ausdruck der Modernen, das Geschichtlich-Nothwendige ist. Diese Lehre ist in ein mythologisches Factum gelegt worden, in die Mythe vom König Lykurgos, welcher den Bacchusdienst kreuzte, hemmte, abwies und in der Consequenz seiner Starrheit unterging. Sie paßt als allgemeine Wahrheit auf jede in Stagnation übergehende Zeit, welche in ihrer Versumpfung den erfrischenden und verjüngenden Zuflüssen einer neuen sich eigensinnig entgegenwirft. — Von der Idee des Stückes absehend und die dichterische Ausführung im Auge behaltend, dürfen wir dem Dichter unsere Anerkennung nicht versagen. Das antike Element ist mit dem modernen auf eine vortreffliche Weise verschmolzen, der mehr harmonische als melodische Takt antiker Versmaße dem beweglichen, selbst die Gedankenglieder in Correspondenz setzenden mo-

dernen Reim geopfert, wodurch für das eigentlich Lyrische, wie es sich in unserer Dichtweise ausgebildet hat, dem etwas hartschölligen Gebiet der Mythe ein bedeutender Raum abgewonnen wird. Glücklich sind die Chöre der Mänaden in kurzen und durch ihre Kürze schlagenden Reimzeilen von daktylischem Rhythmus gehalten, die Leidenschaft braust mächtig, es ist Alles in rhythmischer Gährung, welche häufig eine schöne Unordnung, die aber der Durchsichtigkeit nicht entbehrt, hervorbringt. Einen bedeutenden Accent hat das Zwiegespräch zwischen Dryas und Lykurg, worin die Tendenz des Dichters sich offener ausspricht. Die Personen sind überhaupt trefflich gehalten; so der starr-wilde Lykurg; so der sanftmüthige, verständige Dryas, welcher gewissermaßen ein kraftloses Juste-Milieu im Stücke abgiebt, nicht zum Handeln kommt und zwischen beiden Parteien sich aufreibt; so der Gott Dionysos, der im Bewußtsein seiner göttlichen Würde dem tobsüchtigen Lykurg als neue Zwietracht überwältigend entgegentritt.“ (Berliner Conversations-Blatt. Red.: H. Marggraff. 1836, Nr. 56.) — Mundt äußerte sich unter Anderem dahin: „Dionysos ist ein Gott, Lykurgos ein Mensch; sie sind dynamisch von einander getrennt. Es fragt sich, wem wollte der Dichter in seinem Stücke Recht geben? Als erster und hauptsächlichster Eindruck erweist sich der, daß er den Sieg feiern wollte, den das göttliche Recht über das menschliche davonträgt. Dies ist auf der einen Seite tragisch und rechtfertigt die Bezeichnung des Dionysosfestes als einer Tragödie; auf der andern Seite ist es lyäisch und macht darin mit aller lyrischen Feier das Dionysosfest selber aus. In dieser Idee vereinigen wir die Widersprüche auf dem Titel, des Festes und der Tragödie. Zugleich werden dadurch die zwei verschiedenen Elemente der Darstellung dieser Dichtung bedeutsam bedingt, nämlich das Lyrische und Dramatische. Dieser Gegensatz ist das Werk sinnreicher Ausbildung des Dichters und zugleich seine ideelle Intension. — In der Form dieser Dichtung hat der Verfasser durchgängig eine glückliche Harmonie und

Gemessenheit getroffen. Die wohllautendsten Rhythmen verbreiten einen musikalischen Hauch, von vielen Partien sogar etwas Gesangvolles durch das Stück. Der freieste Wechsel der Formen, nach Verhältniß von Situation und Gefühl, macht das Wesen der lyrischen Tragödie, die sonst als keine besondere Gattung in Anspruch genommen werden kann. An antike Stoffe scheint sich auch unser modernes lyrisches Drama noch am glücklichsten anzuschließen, wie in diesem Dionysosfeste. Deutsche Versuche sind bisher nicht glänzend ausgefallen, noch zu besonderer Frequenz gelangt. Das Stück ist durchgängig gereimt, sowohl im Dialog, als in den lyrischen Partien und Chorstellen, und behauptet darin seine moderne Färbung neben manchen in das alte Griechenland zurückklingenden Weisen und Wendungen." (Zeitung für die elegante Welt, red. v. F. G. Kühne; 1836, Nr. 224.)

Hinsichtlich der Form wird das Stück noch „für eines der vollendetsten in neuerer Zeit" erklärt von A. R—n, im Beiblatt zum Gesellsch., 1836, Nr. 17. — Menzel dagegen nennt das Dionysosfest ein etwas kaltes allegorisches Gedicht auf den Weingott, von Anfang bis zu Ende von der Begeisterung redend, aber weder selbst begeistert, noch Andere begeisternd, die steife Manier des alternden Göthe nachahmend. (Literaturblatt, 1836, Nr. 74.) — Laube sagt: „Das Dionysosfest, eine lyrische Tragödie, hält einen fernen Spiegel dar für Unüberwindlichkeit des Wechsels. Eine Deutlichkeit und Klarheit inhaltvollen Kernes scheint in alle dem für den vollständigen Sieg zu fehlen. Die Intention ist immer bedeutend, oder richtiger: man ahnt immer eine solche, denn sie ist in sich eben so undeutlich ausgebildet, wie im beiwohnenden Stoffe. Aber sie erscheint nicht dichterisch erwachsen, sie hat erkünstelte Röthe und überhitztes Leben, sie weckt den Gedanken, ob die Dichtung von Stieglitz nicht unter einem mangelnden Gleichmaaße leide, welches zwischen den Kräften und Bedingungen herrschen soll, denen eine künstlerisch wirksame That entspringt. Und so ist es viel-

leicht. Vielleicht ist hier, ungewöhnlich, einem vorgerückten Alter des Dichters das Mächtigste vorbehalten.“ (Laube, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. IV, S. 137. 138.) — Nach Hillebrand (Die deutsche Nationalliteratur, 1851, Bd. III, S. 350) ist die lyrische Tragödie „Dionysosfest“ bei wenigen, nicht übel gelungenen Einzelheiten doch im Ganzen ein gesuchtes, hinter seiner Idee weit zurückbleibendes Product.

Stieglitz selbst schreibt an Dr. J. Jacobi in Betreff eines Aufsatzes im Hamb. Corresp., 1836, Nr. 165 u. 166: „Sie haben das Gedicht in seiner Construction würdig und warm aufgefaßt. Aber die Art und Weise, wie Sie die Tendenz des Dionysosfestes dargestellt, scheint mir allerdings nicht die wahre. Was bei mir harmlos den Durchbruch der göttlichen Berechtigung des Wachsens und des Werdens an der Grenzscheide zweier Zeiten — es könnte jede andere welthistorische Krisis sein; warum gerade so schneidend die neueste, so vielfach verdächtigte, herausstellen? — bezeichnet, lag, wie mich bedünkt, im Keime des Mythus und ist keinesweges nur so willkührlich hineingelegt.“

51) Zu S. 300. „München, 12. Nov. 1852. (A. A. Z.) Dem hiesigen, aus Osnabrück gebürtigen Maler A. Kreling, demselben, der sein reiches und schönes Kompositionstalent schon so oft und aufs Glücklichste bei unsern Künstlerfesten zu bewähren Gelegenheit fand, wurde dieser Tage im Auftrag des Königs von Hannover die große goldene Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft überreicht, und zwar in Anerkennung der von dem Genannten mit seltener Meisterschaft in Oel vollendeten Deckengemälde des Logenhauses im Theater zu Hannover. Diese Auszeichnung eines Künstlers, der hier seine Ausbildung empfangen, hat bei Allen, die seine hohe Leistungsfähigkeit und sein Streben kennen, die freudigste Theilnahme gefunden; sie darf aber auch in dem vorliegenden Falle um so höher angeschlagen werden, als Kreling außer dem Kapellmeister Marschner bis

jetzt der einzige hannover'sche Künstler ist, welcher derselben gewürdigt wurde. Die Ausführung jener Deckengemälde, die, um Solches hier beiläufig zu erwähnen, in origineller poetischer Auffassung und lebendig-schöner Charakterisirung die acht Elemente und Gattungen bühnlicher Aufführungen: die Poesie und Musik, die Tragödie, das Schauspiel und Lustspiel, die heroische und komische Oper so wie das Ballet darstellen, war ihm in Folge einer Concurrenzbewerbung, wobei er den Preis erhielt, übertragen worden, und Kreling hat seiner Aufgabe mit so gewandter und feinfühlender Hand genügt, daß die Wirkung dieser Deckenbilder von Allen, die sie an Ort und Stelle sahen, als eine außerordentliche geschildert wird. Sie stimmen vortrefflich zu dem Reichthum und der einfach gediegenen Pracht der gesammten architektonischen Umgebung, die das Logenhaus bietet."

Gegenwärtig ist A. Kreling Director der Akademie der Künste zu Nürnberg.

52) Zu S. 305. Bergesgrüße aus dem Salzburger, Tiroler und Bayrischen Gebirge von Heinrich Stieglitz. München 1839. Verlag von E. A. Fleischmann.

Die einzelnen Abtheilungen haben die Ueberschriften: Bergesgrüße; Berchtesgadner Schlagbaum; Gasteiner Thal; Stimmen der Zeit in den Bergen; Bad Kreuth; Erinnerungen an Partenkirchen; Hohenschwangau.

„Der Anblick schöner Gegenden, die Beobachtung von Volksgebräuchen, merkwürdiger Naturerscheinungen, historischer Erinnerungen, Erzählungen aus dem Munde des Volks u. dgl. haben die Motive zu diesen Gedichten gegeben, und wie reich sind diese Gebirge an solchem Stoffe! Viele dieser Dichtungen sind recht schön, manche etwas schwülstig, am dichterischen Gehalte anderer hat der besungene Gegenstand größeren Theil, als der reimende Dichter, und wiederum giebt es darunter Verse,

bei denen man fragen möchte, warum sie gereimt und gedruckt worden sind.“ (Gersdorf, Repertorium, 1839, S. 84.) — „Es ist dem Beurtheiler dieser Lieder wirklich immer mehr zu Muthe geworden, als machte er eine recht schöne großartige Gebirgsreise mit einem empfänglichen, beredten, begeisterten Begleiter, kurz, mit einem Dichter. Anfangs bringt der Dichter zwar aus der Residenz noch ein wenig conventionelle Lebensansicht mit, prosaische Gesprächigkeit und leidige Politik; bald aber macht er sich von allen solchen zufälligen Eindrücken los, und je tiefer er ins Gebirge eindringt, je mehr gleicht seine Seele einer tabula rasa, oder einer camera obscura, welche nach der vervollkommneten Einrichtung jenes Parisers die schönsten Naturgemälde mit Licht, Schatten und allen Farben fixirt. Damit soll nicht gesagt sein, als wäre er nichts als ein Naturmaler nach Art des Matthisson. Er nimmt natürlich das prius der Idee auch mit in die Berge. Aber die Idee, so unverbrüchliche Treue der Sänger ihr gelobt (S. 228), macht sich gegen die Phantasie doch nicht breit und tritt ihr nicht störend in den Weg, sondern geht mit ihr still und friedlich Hand in Hand und ärgert sich nicht, wenn die kecke Schwester recht laut wird. Er trägt seinen eigenen Schmerz ein in seine Poesien (S. 21. 23. 278). So singt nur ein wahrhaft Unglücklicher, dem es mit seinem Schmerz Ernst ist und den das Unglück, indem es ihn edler, besser, milder macht, zu tiefen Lauten ächter Poesie zu stimmen die Kraft hat. Schöne Natur- und Lebensbilder und sinnbildliche Gedichte sind S. 27. 31. 37. 46. Sinnvoll sind die Salzburg als Mozarts Geburtsort betreffenden Lieder S. 56. 57. Die erzählenden Gedichte, zum Theil auch Romanzen und Balladen, in bequemer Form, sind etwas zu breit und beredt (so S. 62. 71); schön werden sie, sobald sie mehr nur Natursymbole als Situationen des Menschenlebens zum Gegenstande wählen, wie z. B. S. 109. Einen Cyklus der ansprechendsten Lieder bilden die lebenswarmen Gedichte aus Gastein (S. 121—159); die schönsten darunter sind S. 127. 131. 133. 144.

148, vor allen aber ‚Aeolsharfen‘ S. 135, in welchem die Symbolik der ächten Musik verherrlicht wird. Unter den Sagen aus dem Zillerthale sind das groteske Bild S. 182 u. S. 200 diejenigen, in welchen die Form den Stoff am ungezwungensten durchdrungen hat. Der Form zeigt sich, wie zu erwarten war, der Sänger vollkommen Meister; nur einige Reimneuerungen (Halbreime, die nicht klappen), die er mit Jul. Mosen zu theilen scheint, wollen nicht behagen.“ (Blätter für literar. Unterhaltung, 1839, S. 164.) — „Unter den Bergesgrüßen ist manches ganz kerngesunde und gesinnungskräftige Lied, manches, das sich in humoristischer Spottlust ergeht, während andere, wie absichtlich fast, die äußerste Grenze zwischen Poesie und prosaischer Trivialität berühren.“ (Convers.-Lexikon der Gegenwart, Brockhaus, 1840, Bd. IV, S. 1313, Art. „H. Stieglitz.“) — „In den Wander- und Bergliedern entwickelt Stieglitz in knapper Grenze den Reiz eines Talentes, welches unter straffestem Zügel das Glücklichste hervorbringt. Denn an formeller Gewandtheit des Ausdrucks thut er es den Besten gleich, sobald er dem forteilenden Worte in fleißiger Nachspürung Härte und Hast benimmt.“ (Laube, Geschichte der deutschen Literatur, 1840, Bd. IV, S. 138.)

A. Keller urtheilt über die Bergesgrüße: „Viel frische erquickende Bergluft, meist lyrischer Gattung, auch Balladenartiges. Das schöne Lied auf Conradin wäre werth, von dem Sänger der Hohenstaufenlieder, Fr. Silcher, componirt zu werden.“ (Hall. Literaturzeitung, 1844, S. 1096.)

53) Zu S. 305. Mozarts Gedächtnißfeier. Gedicht von H. Stieglitz (zum Vortheil des Mozartsdenkmales in Salzburg). München 1837.

„Eine lebendige Charakteristik der Verdienste des Musikers, in Form wohlklingender Octaven, welche zum Vortheil des Denkmals zum Druck gegeben wurde.“ (Hall. Literaturzeitung, 1844, S. 1095; Blätter f. literar. Unterhalt., 1838, Nr. 215.)

51) Zu S. 309. Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum von Heinrich Stieglitz. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1838. 183 Seiten 8.

Das Gedicht ist verschieden beurtheilt worden. — „Berlin ist auf seltsame Weise gefeiert und begrüßt worden. Manchen will das Unternehmen nicht einleuchten, Andern ist die Form bedenklich, ein Dritter ist lächerlich gestimmt, ein Vierter verlacht es. Alle fragen: ‚Ist das die Poesie, zu der der Dichter durch seine grauenvollen Erlebnisse angespornt werden mußte?‘ Ein poetischer Teppich, aus lauter Persönlichkeiten gewirkt, muß sich auf lauter kleine Urtheile, aus persönlichen Berührungen geschöpft, gefaßt machen.“ (Morgenblatt.)

Der Plan. „Der Dichter bildet sich einen Zukunftstraum berlinischer Verhältnisse und Zustände; er denkt sich eine Zeit, wo in der Hauptstadt Preußens das Leben der Oeffentlichkeit zu seinem vollen Rechte, die Kunst zu ihrer vollen nationalen Bedeutung gelangt sein wird, und er selbst denkt sich in dem Beginne dieser Epoche. Dorthin versetzt er sich, um ihre neue Schönheit zu preisen und in der Begegnung aller Derer, die er früher gekannt, sich über das Schlechte, Veraltete und Verrottete der Vergangenheit (unserer Gegenwart) mißbilligend und über das Gute und Edle der neuen Hoffnungssaat der Zukunft mit dem vollen Jubel der Seele sich auszusprechen. Dieser Plan ist schön und gewiß nur zu billigen, denn unsere Zeit hat wesentlich das Bedürfniß zu einer persönlichen Beschauung ihrer selbst, um zum Bewußtsein ihres historischen Charakters zu kommen.“ (Literarische Zeitung.) — „Auch dieser, ein gemachter Stoff, muß Anklang finden. Die Originalität des Inhaltes schon wird das Publikum anziehen.“ (Blätter für literarische Unterhaltung.) — „Neu ist gewiß die Aufgabe.“ (Morgenblatt.)

Ausführung. „In der Ausführung des Planes im Einzelnen zeigt Stieglitz eine schöne, große Begeisterung für das

Edle und Gute, sowie einen kräftigen Humor; aber im Ganzen ist er doch so in das Kleinliche des mit Recht verrufenen Berlinismus gerathen, daß sein Gedicht zu sehr an dem Charakter eines Gelegenheitsgedichtes streift und daß man oft meint, ein versificirtes Hitzig'sches gelehrtes Berlin vor sich zu haben." (Lit. Ztg.) — „Die wahrhaft poetische Behandlung eines unpoetischen Stoffes wird überraschen. Das Gedicht ist den höchsten Anforderungen der Gegenwart entsprechend. Auffassung und Entwickelung ist gefällig. Berlin, mit Allem, was in ihm wirkt, ist zwar offenbar kein hoher, beseligender Gegenstand für die Poesie, und dennoch, was hat des Dichters künstlerische Behandlung aus diesem Stoffe geschaffen! Ein Gedicht, wie nicht leicht ein zweites der Art weder in unserer Literatur, noch in irgend einer andern aufzufinden wäre. — Schön läßt der Dichter seine Subjectivität in diesen Zukunftstraum einfließen. Sein Verhältniß zu vielen Todten, der tieferschütternde Schicksalsschlag, sein Streben, Entsagen und Hoffen berührt uns wie das Schicksal eines Freundes, an dem wir innigern Antheil nehmen, als an einem Andern, ohne zu fragen warum?" (Blätter für literar. Unterhaltung.) — „Man findet nicht wenig wahrhaft Schönes und Erhabenes: der schöne Eingang, die Worte über Wolf, Böckh, über das Treiben Berlins S. 47." (Heidelb. Jahrbb.) — „Das Ganze ist eigentlich eine versificirte Geschichte der innern, besonders der literarischen Zustände Berlins, worin von den höchsten Notabilitäten in der Wissenschaft, Kunst und Literatur bis zum Journalisten herab alle hervorstechenderen Talente Berlins charakterisirt sind." (Conversations-Lexikon der Gegenwart.) — „Durch die zahlreichen Persönlichkeiten, die hier in bunter Reihe aufgeführt werden, gewährt das Gedicht allerdings ein eigenes Interesse, zumal da der Verfasser mit seltener Kunst Alles geschickt aneinander zu knüpfen und zu einem Ganzen zu verbinden weiß." (Heidelb. Jahrbb.) — „So nahe jedoch auch Wissenschaft und Poesie mit einander verwandt sind, so wird doch ein poetisches Erzeugniß, insofern es eine der ersteren

zum Vorwurf genommen hat, nur selten auf wahrhaft dichterischen Werth Anspruch machen können. Das Formelle und Systematische, was von dem Begriffe der Kunst und Wissenschaft sowohl, als von der Behandlung beider nie getrennt werden kann, widerspricht dem jeder Beschränkung fremden Geist der Poesie so sehr, daß es der Meisterschaft eines Göthe u. A. bedarf, um diesen Widerstreit zu bezwingen. Hierin liegt der Grund, daß diesem Gruß an Berlin kein eigentlicher poetischer Werth beigelegt werden kann." (Gersdorf, Repertorium.) — „Gedanke, triviale Bemerkung, triviale Kunde, Name und, fast möchte man sagen, kalendermäßige Jahreszahl ist katalogisch aufgeschichtet und in gereimte Phrase eingezwängt unter diesem athemlosen Gruß. Manches Gute aus dieser geschmackswidrigen Versammlung herausgenommen hätte dem Dichter ein charakteristisches Gedicht belebt." (Laube, Geschichte der deutschen Literatur.) — „Es sieht bald aus wie Eitelkeit, daß Stieglitz eine so große Menge von Persönlichkeiten in den Kreis seiner Bekannten hat ziehen wollen. Man könnte dies vergeben und die Persönlichkeiten als Vordergrund gelten lassen, wenn der Verfasser uns durch einen tiefen, großartigen Hintergrund welthistorischer Ideen über die Gegenwart entschädigt hätte. Aber es tritt hier immer nur seine Naturbegeisterung, seine Lebensansicht, sein Kunstenthusiasmus, seine poetische Eigenthümlichkeit entgegen. Dieser aber können wir es nicht zugestehen, den Inhalt der Zeit erfaßt zu haben." (Literar. Zeitung.) — „Der Verfasser ist reich an Beziehungen auf Kunst, Wissenschaft und auf Erscheinungen und Personen, die Berlin repräsentiren, reich an Kenntniß des äußern und innern Lebens in Berlin. So sehr man auch poetischen Duft und poetische Wärme vermißt, man wird doch gern das Interesse anerkennen, welches Stieglitz vermochte den Empfindungen der Dankbarkeit gegen einen ihm zum Vaterlande gewordenen Ort laute Worte zu geben." (Gersdorf, Repertorium.) — „Lieb und werth erscheint uns Stieglitz da, wo er sich in der Natürlichkeit seines

Wesens bewegt, wo er sich an seine Studentenzeit und Jugendfreunde erinnert." (Literar. Zeitung.)

„In formeller Beziehung steht das Gedicht eben nicht sehr hoch. Es ist in gereimten Versen geschrieben, die mit dem oft so höchst schwerfälligen Inhalt auch selbst schwerfällig werden. Wo jener sich erweitert, nehmen indessen auch sie einen höheren Schwung und gewinnen eine phantasievollere Kraft." (Literar. Zeitung.)

„Auch die Form des Gedichtes muß zum Beifall zwingen. Durch die anmuthige Form wird der Gruß an Berlin zu einem Kunstwerk. Nirgend ist die Form gesucht. Der Vers ist der 5füßige Jambus, aber mit vieler Freiheit dem Gegenstande der Empfindung angepaßt, Vers und Wort in Harmonie. Geschickt weiß der Dichter letzteres oft zu finden, ja kühn zu erfinden und wahrhaft aristophanisch an komischen, satirischen Stellen es zu bilden. Hart, scharf, sarkastisch schleudert er es Manchen entgegen." (Blätter für literar. Unterhaltung.)

Vgl.: Morgenblatt, 1838, Nr. 162. Berl. liter. Zeitung, 1838, Nr. 755. Heidelberger Jahrbücher, 1838, S. 1218. Blätter für literar. Unterhaltung, 1838, Nr. 121. Gersdorf, Repertorium, 1838, S. 80. — A. Keller sagt noch: „Zunächst mehr lokalen Beziehungen entsprungen ist der Gruß an Berlin. Doch da jene Königsstadt stets eine Menge Celebritäten beherbergt, deren eine lange Reihe in buntem Gedränge hier uns vorgeführt wird, muß das Büchlein auch in ferneren Kreisen Antheil erwecken, und so bitter es auch da und dort aufgenommen worden, da es manche übelverdeckte Schwäche keck berührt, so wird es doch für die Zukunft, durch seine meist gelungenen treffenden Umrisse ein schätzbarer Beitrag für die Orientirung in gewissen Zuständen unserer Zeit bleiben. Das Register wünschten wir weg. Das ist nicht Poesie, so ergötzlich es zuweilen lautet, und kann dieser nur schaden." (Hall. Allgemeine Literatur-Zeitung, 1844, S. 1095.)

55) Zu S. 338. Morgenblatt, 1839, Nr. 286—291, Nr. 305: Rua; Venda; Battaglia; Cattajo; Valle San Eusebio; Argua; Este.

56) Zu S. 339. So sagt er in „Montenegro", S. 45: „So sehr ich nun auch Preußen ehrend anerkenne in Allem, was es Gutes und Tüchtiges besitzt und fördert, so that doch dieses provinzielle Ausschließen, dem wir leider nur zu vielfältig in allen Theilen unseres Vaterlandes begegnen, meinem das gesammte Deutschland in untheilbarer Liebe umfassenden Herzen wehe und ich entgegnete: nun, so möge dieses Wohlwollen sich über unser ganzes Deutschland ausdehnen." — S. 151: „Deutsches Vaterland, du allzeit allzuwenig für dich selber sorgend und darum von Denen, die du liebend anerkanntest, denen du vertrauend dich hingabst, so oft schon blutig zerfleischtes Herz, werde darin selbstisch, daß du treu dir selbst im Mittelpunkt aller dieser Kämpfe in fortschreitend volksthümlicher Entwickelung jedes deiner Theile zu immer stärkerem Einheitsgefühle dich erhebest."

Auch in „Istrien und Dalmazien" unterläßt Stieglitz nicht, seine ächt deutsche Gesinnung auszusprechen. In der Zueignung an den Freiherrn v. Wangenheim heißt es u. A.: „Mit Recht konnt' ich aus tiefstem Herzen damals die Worte an Sie richten, die ich heute wiederhole und ihrem Sinne wie ihrer Bedeutung nach bis zum letzten Athemzuge gläubig wiederholen werde:

Dem jungen Deutschland bring' ich Lebehoch,
Das, gleich wie Du, aus ächter Männertugend
Den Lebenswein, die Milch der ew'gen Jugend
Aus nimmerwelker Weisheit Brüsten sog.

Ich bring' ein Lebehoch der jungen Zeit,
Die Aeschylos, die Platon uns verkündet,
Der freien Drangs in Noth und Tod verbündet
Die Besten aller Zeiten sich geweiht.

Wenn erst für dies Palladium Alle stehn,
Getreu vereint aus aller Zeit den Besten,
Dann dürfen wir getrost aus Ost und Westen
Bedroh'ndem Wettersturm entgegenstehn.

Venedig, im September 1844."

57) Zu S. 354. „Toskanische Städte" von H. Stieglitz (Fiesole; Prato; Pistoja; Lucca; Pisa; Volterra; Gimignano; Siena)." In: Morgenblatt, 1841.

Fünftes Buch.

58) Zu S. 364. Die wöchentlichen Nachrichten von und für Hamburg berichteten darüber: „Der berühmte Dichter der ‚Bilder des Orients‘, der auch in der Ferne ein deutsches Herz bewahrt, hat die J. G. Cotta'sche Buchhandlung angewiesen, den ihm zukommenden Honorarbetrag für seinen ‚Besuch auf Montenegro‘ an die Unterstützungsbehörde auszuzahlen, und ist die entsprechende Summe von 255 fl. 21 Xr. in der Stuttgarter Sendung vom 5. November enthalten. Hamburg, den 29. März 1843.

59) Zu S. 369. Ein Besuch auf Montenegro. Von H. Stieglitz. Stuttgart u. Tübingen, 1841. (Reise- und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Widenmann und Hauff. 21. Liefg.)

„Ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß des interessanten Berglandes. Die frischeste, lebendigste und anschaulichste Schilderung des Landes. Die vorausgeschickte Landesgeschichte aber ist nicht besonders klar und übersichtlich. Wir haben für den werthvollen Beitrag Dank zu sagen; obwohl nur Skizze, enthält er doch viel Neues und Wissenswerthes. Geschmackvolle Gestaltung des Stoffes ist nicht immer Sache des Verfassers, und manche der Declamationen sind nicht zu unterschreiben; aber die frische Schilderung von Personen

und Sitten zeichnen die Arbeit aus.“ (Blätter f. lit. Unterh. 1842, Nr. 192.)

„Ein großer Vorzug dieses Werkes besteht in der darin enthaltenen doppelten Uebersicht. 1) Ueber ältere und neuere Literatur, die über den berühmten Staat Montenegro handelt, und sodann 2) über die Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner. Der Verfasser beschäftigt sich viel mit der martialischen Seite der Montenegriner; es wäre wünschenswerth gewesen, wenn man auch die Saiten zarterer Empfindung erklingen hörte.“ (Menzel, Literaturblatt, 1842, Nr. 126.)

„Die kernhafte Schrift von H. Stieglitz gehört zu den guten. H. Stieglitz ist ein Dichter, er schreibt malerisch, in lebendigem Farbenschmuck; seine Prosa ist gesund und naturgetreu. Die Beschreibung der Audienz bei dem jungen Vladika ist eines der gelungensten Bilder der kleinen, aber gewichtvollen Schrift. Kein Leser wird sie aus der Hand legen ohne innere Zufriedenheit. Was unbestochener Sinn und markige Studien auch über poetische Naturen vermögen, sieht man am Verfasser.“ (Beilage z. Allg. Zeitg., 1842, Nr. 184; von Fallmerayer.)

„Die Arbeit von Stieglitz verräth nicht nur in der sorgfältigen, gefälligen Darstellung den in gewandter Handhabung der Sprache geübten Dichter, sondern ist zugleich durch gewissenhafte Benutzung der Quellen (vgl. Montenegro, S. VII) ein ächtes Product deutschen Fleißes und erhält dadurch die Bedeutung einer historischen Urkunde.“ (Adalb. Keller, in d. Hall. Literaturzeitung, 1844.)

Die Tacilla Triestina, Gazetta di Venezia und das Lloyd-Journal enthielten Anzeigen, resp. Auszüge aus ‚Montenegro‘, die von freundlicher Aufnahme zeugten.

60) Zu S. 373. Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Stuttg. und Tübingen 1845. (Reise- und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Widenmann u. Hauff. Stuttg. u. Tübingen 1845.)

„Voran steht eine Vergleichung zwischen Venedig und Triest. Dann führt uns der Verfasser nach Istrien und Dalmatien, verweilt bei den Ortschaften Pirano, Pola, Osero, Fiume, Zara, Spalato, Lissa, Ragusa u. a., schildert antike Denkmäler, geschichtliche Erinnerungen, Volkssitten und Trachten, Landschaftsbilder und mischt gelegentlich in frischer Diskussion auch allgemeine Reflexion und Rückblicke auf die deutsche Heimath ein." (Menzel, Literaturblatt, 1845, Nr. 77.)

„Stieglitz ist im Streben, geistreich und pikant zu sein, oft glücklich, allezeit aber ein gutgelaunter, freundlich-wohlwollender Tourist, der durch Citate aus Kleist, Heraklit, Dante, Uhland, Schiller nicht nur Belesenheit, sondern auch Humor, naiven Sinn und heitern Scherz verräth. Bei Fiume hätte er besser gethan Landschaftsbilder zu geben, als lang und breit im Künstlerjargon über Tizian zu sprechen; bei Dalmatien möchte die Musterung der Reisegesellschaft für Dalmatiner angenehmer gewesen sein, als für Deutsche. Was er von Rosmarinduft, von Feigen, von Palmen u. s. w. sagt, möchte den meisten Lesern angenehmer sein, als die phantastisch-metaphysische Episode S. 194—196. Naturgemälde sind ihm meist besser gelungen, als die Behandlung der illyrischen Slavenwelt; es fehlt ihm bisweilen der politische Ueberblick, und namentlich fehlt den politisch-philosophischen Phantasien, die oft ganz unerwartet den Leser überfallen, ein schönes Redemaaß und feingeschliffener Styl. Mit sichtbarer Vorliebe verweilt Stieglitz bei Ragusa, diesem Sitze slavischer Glückseligkeit und Wissenschaft. Die milden Lüfte, die romantischen Scenen mit rauschendem Waldbach, schattenreichen Baumgruppen, der poetisch-weiche Sinn der Ragusenjugend reizen den verwandten Genius zur Beredtsamkeit. Zum Schluß kommen Klagen über den Unbestand der Dinge und Zweifel, ob die Freiheit etwa auch in Amerika einstens altern werde." (Beilage zur Allg. Zeit., 1846, Nr. 108; von Fallmerayer.)

„Der Reisende erfuhr Manches, was Andern fremd blieb. Er schreibt überall in blühender Sprache, und so findet der Leser ebensoviel Stoff zur Belehrung als Unterhaltung.“ (Gersdorf, Repert. 1845, S. 351.)

„Das Werk ist weniger durch die Beschaffenheit der Erlebnisse als durch die Lebendigkeit der Schilderungen und die Eigenthümlichkeit der Auffassung interessant. Namentlich ist unter den Schilderungen die über Osero ausgezeichnet. Unter den Nachrichten über ausgezeichnete Individualitäten (Zajotti) sind die über Tommaseo die bedeutendsten.“ (Wiener Jahrbb., 1847, Bd. 118.)

„Das Ganze ist ein leben und seelenvolles Gemälde von einer wahren Künstlerhand und doch frei und ungezwungen ausgeführt. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts, wodurch jede Uniformität eines trockenen Reiseberichts vermieden bleibt, ist es, was das Ganze anziehend macht. Es ist eine getreue, mit vielen andern Bemerkungen geistreich durchwebte Schilderung. Der Leser wird das Werk nicht unbefriedigt aus der Hand legen.“ (Heidelb. Jahrbb., 1846, S. 418 ff.)

61) Zu S. 375. Zajotti war seit 1836 in Venedig Appellationsrath, einer der ersten Rechtslehrer Italiens und vielseitiger Schriftsteller. Das zajotti'sche Haus hatte sich immer mehr daselbst zu einem geistigen Mittelpunkte gestaltet. Hier sah man Künstler, Gelehrte, Geschäftsmänner nach Abthun ihres Tagewerkes in abendlicher Muße vereinigt (Zajotti, S. XXXIII); 1842 wurde Zajotti als Präsident des Civil- und Kriminalgerichtshofes nach Triest, seiner Geburtsstadt, versetzt (ebend. S. XXXVII). Hier starb er, den 29. Decbr. 1843 (ebend.). Stieglitz zählt die in solcher Genossenschaft verlebten Tage den glücklichsten seines Lebens zu (Istrien und Dalmatien, S. 19).

62) Zu S. 375. Paride Zajotti. Triest, den 9. Jan. 1844. H. St. 1 Bogen gr. 4. (Vergl. auch Berl. Literar.-Zeitung, Nr. 41, 1844, S. 656.)

„Die literarische Bildung der Jugend“ aus dem Italienischen des Dr. Paride Zajotti mit einem Lebensabriß und Auszügen aus des Verfassers früheren Schriften von Heinrich Stieglitz. Triest, in Commission bei H. F. Favarger, 1845.

1. An meinen Freund und Vetter, den Freiherrn Alexander von Stieglitz, S. I — X.
2. Zajotti's Leben und Schriften, S. XI — CXLV.
3. Die literarische Bildung der Jugend. Erster Theil: Vom Beruf der Jünglinge zur Literatur, S. 1 — 30. Zweiter Theil: Von den für die Jünglinge nothwendigsten Studien, S. 31—132. Dritter Theil: Von der Kunst, S. 132—211.

Prof. L. Häusser spricht sich folgendermaßen über dies Werk aus: „Stieglitz hat uns die Schrift in leichter anmuthiger Uebertragung näher gebracht und zugleich in einer größeren Einleitung Leben und geistiges Wirken seines verewigten Freundes trefflich gezeichnet. Er schöpft diese Entwicklungsgeschichte theils aus dem früheren Leben, theils aus der literarischen Thätigkeit Zajotti's, theils aus persönlichem Umgang. Wir bekommen so ein anziehendes, frisches Bild, das von der Pietät des Freundes eine wohlthuende Wärme erhält. — — Das geistige Wirken Zajotti's, wovon uns Herr Stieglitz aus den Werken selber eine unmittelbare und treffende Anschauung gibt, gehörte seinem bedeutenderen Theile nach der literarischen Kritik und Aesthetik an. Besonders nahe steht unserm Bildungskreise diese Schrift, sie berührt Fragen, die uns nahe liegen. Was er über die Bildung der Jugend sagt, gilt von jeder Jugend. Das Werk zeigt eine tiefe Kenntniß der Jugend, Begeisterung für classische Bildung, Geist strenger Sittlichkeit und Religion. Immer weiß Zajotti treffend den allgemeinen Gesichtspunkt zu finden. Treffend und schön spricht sich Zajotti über die modern-französische Schule der Geschichtschreiber aus. Mit derselben Wärme spricht er gegen die moderne Novellistik der Franzosen. Er will die Jugend davon abhalten.

Alle Punkte werden mit geistreicher Frische, mit gediegenem sittlichen Ernste besprochen, und zwar in einer edeln, feinen Form, die, ohne rhetorischen Schmuck zu suchen, von dem fruchtbaren Wirken classischer Studien das günstigste Zeugniß giebt. Man fühlt das auch in der deutschen Uebertragung, obwohl der verschiedene Charakter unserer Sprache Vieles von dem Musikalischen hat verwischen müssen, das Zajotti's Darstellung eigenthümlich war.

Es ist nicht zu fürchten, daß diese treffliche Schrift mit dem gewöhnlichen Wuste der jährlichen Uebersetzungsliteratur in Eins werde zusammengeworfen werden; daß Herr Stieglitz, dem beinahe die Hälfte des Ganzen angehört, durch Uebertragung und Einleitung sich ein wirkliches Verdienst erworben hat, davon wird sich jeder Kundige leicht überzeugen." (Heidelberger Jahrbücher, 1846, S. 418 ff.)

63) Zu S. 382. Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848.

Inhalt: I. Leben, Kunst, Natur, S. 5—143. II. Bilder aus dem Volksleben, S. 147—170. III. Zwei Porträts, S. 173—200. IV. Nachklänge (Gedichte), S. 203—226. V. Wolfgang Maximilian Göthe, S. 229—256. VI. Noch einmal Pio Nono, S. 259—348.

„Das Ganze bietet Schilderungen von Reiseanschauungen und Erlebnissen und daraus hervorgegangenen Stimmungen während des Aufenthaltes des Verfassers in Rom und dessen Umgebungen in den Jahren 1846 und 1847." (Gersdorf's Repertorium.)

„Stieglitz liefert uns nichts Alltägliches, keine Reiserouten mit Gasthäusern; auch ist er selbst ja kein Reisender wie wohl Andere. Er kennt das italienische Volk wie Wenige; er lebt seit langen Jahren im Lande, spricht seine Sprache, ja ist daselbst bekannt, sogar populär geworden. Er schweift rechts und

links und belauscht das Innerste des Volkslebens." (Blätter für literar. Unterh.)

Erster Abschnitt. Menzel: „Stieglitz tritt hier als ein sehr warmer und beredter Lobredner Pius' IX. auf und zweifelt nicht, daß dessen liberale Reformen von dem glücklichsten Erfolge gekrönt sein würden; es hätte übrigens die Frage der Kirche und der Nationalität und auswärtigen Politik von der innern Politik, Justiz- und Finanzverwaltung scharf getrennt sein müssen."

„Das wenige Neue, was der Verfasser über die Restauration des Kirchenstaates mittheilt, wird in lebendige, anschauliche Bilder aus dem Leben und Treiben des Volkes verwebt, mithin in einer Form geboten, für die es uns an Empfänglichkeit nicht fehlt. Was der reichbegabte Verfasser in den Schilderungen namentlich ausführt, gehört nun allerdings bereits einer historisch abgeschlossenen Vergangenheit an; wie aber auch Italiens Zukunft sich gestalten möge, so wird doch stets auf die hier besprochene Periode der Herrschaft Pius' IX. mit Freudigkeit zurückgeschaut werden. Gleich bei dem Eintritt in die Romanze hat der Verfasser Veranlassung, den Jubel über das neue Regiment und die ertheilte Amnestie zu schildern, und Rom selbst bietet ihm zu einzelnen Zügen zur Charakteristik Pius' reichen Stoff." (Gersdorfs Repertorium.)

„Den Mittelpunkt in Rom bildet der Papst, der damals noch elektrische Kraft auf jedes italienische Gemüth übte. Mit den hellsten Farben ist namentlich die Scene geschildert, wo der Papst feierlich Besitz vom Lateran nimmt, getragen vom Jubel des Volkes." (Blätter f. literar. Unterh.)

„Außer dem Papste, von dem viele reizende Züge erzählt sind, beschäftigt den Reisenden die Künstlerwelt." (Ebendas.)

„Und der Hauptwerth der vorliegenden Reisebeschreibung liegt wohl in den Charakteristiken der neueren in Rom lebenden Maler und Bildhauer (Reinhart, Overbeck, Wagner, Koch,

Nahl, Riepenhausen rc.) und ihrer Werke. In dieser Beziehung ist das Buch sehr belehrend und reichhaltig. Doch kann man die Grundanschauung nicht billigen, von der Stieglitz ausgeht. Er ordnet die Kunst über die Religion und erkennt nur einen ästhetischen Cultus an, dessen Pantheon, die christlichen und heidnischen Götter, er auf gleiche Stufe stellt." (Menzel.)

„Der erste Abschnitt ist reich an charakteristischen Schilderungen, besonders richtigen Bemerkungen über Koch und Riepenhausen." (Wiener Jahrbb., 1848, Bd. 122.)

„Außerdem werden im ersten Abschnitt über die Ortschaften Ascoli, Gubbio, Fabriano, Perugia, Assisi artige Notizen mitgetheilt" (Repert.) und „auf Manches aufmerksam gemacht, was bisher nicht beachtet wurde z. B. auf Malerwerke in Cola, sonst auf das wenig bekannte Mantelica, auf das Bergstädtchen Spello". (Bl. f. literar. Unterh.)

Im zweiten Abschnitt (Octoberfeste, Gesang der Pifferari, Erinnerungen an den Karneval) „enthält das Buch mannigfaltige Genrebilder aus dem römischen Volksleben; obwohl der Carneval seit Göthe oft beschrieben, so lesen wir die Beschreibung doch auch hier mit Vergnügen. Wie lebendig der Verfasser vorstellt, zeigt z. B. S. 157 ff." (Menzel.)

„Beiträge zur Schilderung des Carnevals werden immer willkommen sein; nur muß man nicht vergessen, daß zwischen 1788, wo Göthe schrieb, und 1847 eine Zeit von länger als einem halben Jahrhundert liegt; man könnte daher wünschen, daß der Verfasser hier etwas mehr gegeben hätte." (Repertorium.)

Dritter Abschnitt: Georg Herwegh und Th. Heyse. „Von vieler Bedeutung." (Wiener Jahrbücher.) — „Die Bildnisse sind wahr." (Bl. f. l. U.) — „Interessantes wird über die literarischen Bestrebungen Heyse's mitgetheilt." (Repert.)

Vierter Abschnitt. „Die Gedichte geben ein erfreuliches Zeugniß von dem warmen, deutschen Herzschlage des Dichters." (Bl. f. literar. Unterh.)

Der fünfte Abschnitt „enthält eine geistreiche Besprechung der auch dem Aeußeren nach merkwürdigen Trilogie des jungen Göthe.“ (Repertor.)

Sechster Abschnitt. „Der Abschnitt enthält das Meiste von den auf Pius sich beziehenden Vorgängen in Rom und Sinigaglia und giebt mehrere Specialitäten, die noch nicht bekannt waren.“ (Repertor.)

„Die Darstellung und der Styl ist kaum bei einem Buche gleichgültig, bei Stieglitz zumal, der nicht allein in sittlichem Interesse, sondern auch in künstlerisch gestaltendem Zwecke schreibt. Wie Stieglitz in mancher Beziehung zwischen Deutschland und Italien vermittelt, so auch in seiner schriftlichen Form. Er ist hier ein Deutschitaliener. Es zeigt sich bei ihm große, sorgfältig angestrebte Abrundung der Perioden, künstlerische Feile, Marmorglätte; dabei aber auch manchmal etwas Kaltes, fast könnte es scheinen Effectsuchendes. Die Anordnung der einzelnen unter sich so verschiedenen Gruppen ist wohl berechnet: von der Thronbesteigung bis zu bangen Befürchtungen.“ (Vgl.: Gersdorf, Repertorium, 1848, S. 169. Menzel, Literaturblatt 1848, S. 215. Blätter f. literar. Unterh., 1849, Nr. 229.)

„Die Schilderung von Rom im Mai ist durch Charakterschilderung des Papstes ausgezeichnet.“ (Wien. Jahrbb.)

64) Zu S. 384. Am Morgen des 16. März hatte sich die Nachricht von der Wiener Revoluzion in Venedig verbreitet und des andern Tages strömte die Menge auf dem Markusplatz zusammen, um die Befreiung Manins und Tommaseo's zu fordern. Man erbrach die Gefängnisse und trug die beiden Gefangenen auf den Schultern auf den Markusplatz. Der Jubel war ungeheuer.

Am 21. rotteten sich die Arsenalarbeiter gegen den wegen seiner Strenge verhaßten Obersten Marinowitsch zusammen. Den 22. wurde er ermordet. Manin aber trug einen unblutigen

Sieg davon. Mit einigen hundert Mann Bürgerwehr drang er in das Arsenal, nahm den Kommandanten Viceadmiral Martini gefangen und setzte den Obersten Graziani an dessen Stelle. Unter dem Rufe: „Es lebe S. Markus" vernahm man auf dem Markusplatze die Kunde. — Vgl. Hackländer, Bilder aus d. Soldatenleben im Kriege 1850, Bd. II, S. 99—107.

65) Zu S. 384. Deutschland, Oestreich, Italien. Ein Zuruf an das deutsche Parlament. (Venedig, im Mai 1848. Von H. Stieglitz.)

„Heinrich Stieglitz redet den Italienern und ihrer Erhebung gegen Oestreich das Wort: Wir bitten ihn, es den Frankfurter Patrioten nicht übel zu nehmen, wenn sie laut ihre Stimme für Oestreich erheben. Die Deutschen haben alte historische Ansprüche auf die Lombardei und Mailand. Aber auch wir wollen, daß Oesterreich die Italiener als freie Nation behandele. Empfängliche und phantasiereiche Leute lassen sich von der Außenseite leicht hinreißen. Ganz anders als Stieglitz urtheilen nüchterne Männer. Wir zürnen Stieglitz nicht; denn wir kennen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, sein biederes Herz und seine persönliche Vorliebe für die Venezianer. (Moritz Wagner, in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1849, Nr. 161.)

66) Zu S. 390. »Enrico Stieglitz. Al solo pronunciar questo nome la maggior parte de' nostri concittadini ricorderà con affettuoso dolore quello straniero al dimesso vestire, alla lunga barba nerissima, all' aria d' ispirato e che sembrava appena curarsi delle terrene cose e cercar nel cielo, a cui dirigeva del continuo l'occhio vivissimo, qualche caro oggetto che di lassù lo chiamasse. Dalle sale di convegno della più alta aristocrazia, al battello sdruscito del povero pescatore, tutti conoscevano lo Stieglitz, e lo Stieglitz conosceva tutti. Affabile ne'

modi cavallereschi e sinceri, largo di non simulata amicizia, fervoroso nell' opera e mettente nell' opera il cuore, della sua patria amatore caldissimo, non freddo estimator dell' altrui, chi conobbe lo Stieglitz senza simpatizzare con lui?« (Il Progresso, giornale umoristico e letterario. Venezia. 1851, No. 5.)

67) Zu S. 391. Mundt's Denkmal, S. 310.

Anhang.

Uebersicht

der von

H. Stieglitz herausgegebenen selbständigen Schriften,

sowie der in Zeitschriften ꝛc.

veröffentlichten Aufsätze und Gedichte.

---

1. „Bergmannslied", gesungen von den Bergleuten zu Friedrichroda am dritten Jubelfeste der Reformation, 1817.
2. „Dem verehrten Brautpaare Johanna Marc und Ludwig Stöcker", den 24. November 1818.
3. „Dem Andenken unseres verewigten Freundes und Mitschülers Ferdinand Tinius gewidmet." Gotha, den 23. Septbr. 1819. (1 Bg. 4.)
4. „Meinem verehrten Oheim Herrn Ludwig Stieglitz in St. Petersburg hochachtungsvoll gewidmet von Heinrich Stieglitz." (1/4 Bg. kl. 8.)
5. „Meinen Gönnern und Freunden bei meinem Abschied von Gotha gewidmet von H. Stieglitz, 1820." (1/4 Bg. kl. 8.) (In dem Catalogus Mss. et Biblioth. F. Jacobsii 1849

kommen vor p. XXII : H. Stieglitz. carmina germanica F. J. dicata, inter quae periculum juvenile et gratulatoria, 6 pp. 4 et 4 pp. 8.)

6. „Den scheidenden Freunden gewidmet zum Abschiedscommers den 9. März 1822.“ (1/4 Bg. kl. 8.)

7. „Gedichte.“ Herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinrich Stieglitz und Ernst Große. Leipzig 1823. gr. 8.

8. „Dem Andenken unseres geliebten Freundes und Lehrers Fr. Aug. Wilh. Spohn.“ Den 20. Jan. 1824, Leipzig. (4 S. 4.)

9) „Stimmen des Frühlings“, in sechs Liedern von H. Stieglitz mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt von F. W. Lerche. Leipzig, bei H. A. Probst.

10) „De M. Pacuvii Duloreste.“ Scripsit Henricus Stieglitz, Phil. Dr., Lips. MDCCCXXVI, XIV u. 130 Seiten.

11. „Dem 28. Aug. 1826.“ (Ein Gedicht zu Göthe's Geburtstage. Vgl. das Göthe-Fest in Berlin. Berlin. S. 32—37. (Steht auch im Gesellschafter.)

12. Rezension von Heinrich Stieglitz über: „Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben, von L. v. Voß.“ Gesellschafter 1826.

13. „Webers Gedächtnißfeier“, nach der Aufführung des Freischütz (am 19. März 1827). Für die Bühne zu Leipzig gedichtet von H. Stieglitz.

14. „Zu Beethovens Gedächtniß.“ Für die Leipziger Bühne gedichtet. Abendzeitung vom 16. Juli 1827.

15. „Dint' und Feder.“ Lied zum 28. August 1827. (Berl. Convers.-Blatt 1827, Nr. 173.)

16. „Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830.“ (Redactoren: H. Stieglitz, M. Veit, K. Werder.)

17. „Berliner Musenalmanach für 1831.“

18. „Bilder des Orients.“ Von Heinrich Stieglitz. Erster Band, Leipzig 1831, XVI u. 150 S. kl. 8. Zweiter Band, 246 S. Dritter Band, 1832, 338 S.

19. „Stimmen der Zeit.“ Lieder eines Deutschen. Leipz. 1832, 89 S. kl. 8.
20. „Bilder des Orients.“ Vierter Band, 1833, 323 S.
21. „Reiseskizze aus Rußland.“ (Brief an Veit.) Magaz. für die Literatur des Ausl., 1833, Nr. 96.
22. „Stimmen der Zeit“, in Liedern von Heinrich Stieglitz. Zweite Aufl., Leipz. 1834, 136 S. kl. 8.
23. „Lebensbilder“ von Heinrich Stieglitz. Im Berliner Kalender auf das Gemeinjahr 1834, gr. 12, S. 145—172.
24. „Dem deutschen Dichter Fr. Aug. v. Stägemann zu Seinem 50jähr. Amts-Jubiläum.“ (Mundt's Zodiakus, 1835 Febr.)
25. „Dionysosfest.“ Lyrische Tragödie von Heinrich Stieglitz. Berlin 1836, 118 S. kl. 8.
26. „Wandergrüße.“ Erinnerungen aus dem Tagebuche einer Herbstreise, von H. Stieglitz. Im Berliner Kalender auf das Gemeinjahr 1837, S. 171—224.
27. „Gebirgswanderungen“ von Heinrich Stieglitz. In: „Dioskuren“, Schriften in bunter Reihe von Th. Mundt. Berlin 1836, S. 246—276.
28. „Mozarts Gedächtnißfeier.“ Gedicht von H. Stieglitz. (Zum Vortheile des Mozartdenkmales in Salzburg.) München 1837.
29. „Festgruß an J. M. v. Wagner.“ Den 13. Juni 1837. Von H. Stieglitz.
30. „Das Fest auf Menterschwaig zu Ehren des General-Secretärs der Academie der Künste J. M. von Wagner.“ (Im Berlin. Convers.-Blatt für Poesie &c., 1837, Nr. 77.)
31. „Gruß an Berlin.“ Ein Zukunfttraum von H. Stieglitz. Leipzig 1838, 183 S. 8.
32. „Lied zur Einweihung des neuen Kursaales in Kissingen“ im Jahre der Säcularfeier des Rakoczi-Brunnens, den 8. Juli 1838. Von Heinrich Stieglitz.
33. „Bergesgrüße aus dem Salzburger, Tiroler und Bayrischen Gebirge“ von H. Stieglitz. München 1839, 334 S. 8.

34. „Ein Ausflug in die Euganeen." Morgenblatt 1839.
35. „Toskanische Städte" von H. Stieglitz. (Im Morgenblatt 1841, Nr. 34—39; 58—60.)
36. „Ein Besuch auf Montenegro" von Heinrich Stieglitz. Stuttgart u. Tübingen 1841, LIV u. 152 S. (In: Sammlung der Reise- und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgeg. v. Widenmann u. H. Hauff.)
37. „Die literarische Bildung der Jugend" aus dem Italienischen des Dr. Paride Zajotti mit einem Lebensabriß und Auszügen aus des Verf. früheren Schriften von Heinrich Stieglitz. Triest, in Commission bei H. Fr. Favarger, 1845, LVI u. 162 S. gr. 8.
38. „Istrien und Dalmatien." Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Stuttgart u. Tübingen 1845. (Reise- und Länderbeschreibungen, 29. Lieferung.)
39. „Die Sibylle in Cervaro" von H. Stieglitz. Rom 1847. Zum Besten des Cervarofonds, 23 S. 8.
40. Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahr seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig 1848, X u. 348 S.
41. „Deutschland, Oestreich, Italien." Ein Zuruf an das deutsche Parlament. (Venedig, im Mai 1848, Heinrich Stieglitz.)

Sonst geben von Stieglitz noch Aufsätze und Gedichte:

1. Blätter für literar. Unterhaltung (1832, Nr. 45, Phantasien über Th. Mundt's Madonna; 1835, Nr. 163. 164).
2. Wendt-Reimer'scher Musenalmanach, Leipzig 1830.
3. „Ost und West", Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben. (Red.: R. Glaser. Verlag von Spurny in Prag.)
4. Das Schiller-Album. Von Reinbeck, 1837.

5. Museum für Kunst, Literatur, Musik. Herausgegeben von J. v. Müller, München 1838.
6. Viehoff's „Archiv", II. 1, 110 (Anahid).
7. „Rheinisches Odeon." Herausgegeben von Ignaz Hub. Düsseldorf 1837 u. 1838.
8. Gödeke: „Deutschlands Dichter." Hannover 1844, S. 12 (das Schlachtfeld).
9. Halle'sche Literaturzeitung, 1844, S. 2003 (der freie Rhein).
10. „Der deutsche Dichterwald." Herausg. von O. F. Gruppe. Berlin 1849, III (das Schlachtfeld).
11. „Italia." Deutsche Dichter als Führer jenseits der Alpen. Herausgeg. von L. Schücking, Frankf. 1851. (Die Palmen von St. Remo, Venedig, Auf dem Rialto, Carrara, Attila, Lacrymae Christi.)
12. „Preußens Ehrenspiegel." Von A. Müller und Kletke. Berl. 1851. (Friedrich der Einzige, der Harfner, W. von Humboldt.)
13. „Tirol." Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung von J. Zingerle. Innsbruck 1852.
14. Th. Colshorn, des Mägdleins Dichterwald. Hannover 1862, S. 359.

Auch die Nationalbibliothek der Deutschen, Hildburghausen 1850, soll Gedichte von H. Stieglitz bringen.



Druckfehler.

S.	48,	Z.	15	v. o.	lies:	der	statt:	den.
„	159,	„	20	v. o.	„	meinen	„	meine.
„	182,	„	8	v. o.	„	den	„	dem.
„	312,	„	16	v. o.	„	nachhaltiges	„	nachtheiliges.
„	367,	„	2	v. u.	„	Wem	„	Wenn.
„	413,	„	1	v. o.	„	Sie	„	sie.
„	422,	„	13	v. o.	„	das	„	daß.
„	462,	„	15	v. o.	„	*sorrov*	„	sorow.
„	462,	„	17	v. o.	„	*herself*	„	herhelf.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.